

«Badrutt's Palace»: Laufsteg der Welt — Der Netto-null-Betrug

Nummer 2 – 12. Januar 2023 – 91. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Ein Königreich für ein Herz

Warum wir von Harry und Meghan einfach nicht genug bekommen.

Julie Burchill

Eigensinn und Neutralität

Die bestechend simple Erfolgsformel der Schweiz. *Marc Faber*

«Wir erleben die Verzweigung der EU»

Günter Verheugen, langjähriger Brüsseler Kommissar, über Europas Untertänigkeit gegenüber den USA. *Roger Köppel*

4 194407 006904 02

«Shakespeare
vertraue ich blind»
Klaus Maria Brandauer
im grossen Gespräch

DIE  WELTWOCH

Von Entdeckern für Entdecker

Die legendären Postschiffe befahren seit 130 Jahren die atemberaubende Küste Norwegens

Jetzt
buchen!



Jubiläums-Angebot für *Weltwoche*-Leser:

- Kostenloses Kabinen-Upgrade
- 5 Prozent Rabatt auf Suiten
- 12 Tage ab Fr. 2427.– *

Jetzt buchen unter Telefon 0800 561 437.

Stichwort: «*Weltwoche* Leserreise».

*Limitiertes Kontingent, nur gültig für Neubuchungen bis 28.02.2023

Hurtigruten Ltd, 5 Merchant Square,
London W2 1AY

130  HURTIGRUTEN
Das Original
JUBILÄUM 1893-2023

Lob der Provokation

Der Krieg sei der Vater aller Dinge, soll der griechische Philosoph Heraklit gesagt haben. Mag sein. Auf jeden Fall ist die Provokation die Mutter aller Erkenntnis. Jede Wahrheit, jeder Fortschritt, vermutlich jede Lösung eines Problems hat ihre Laufbahn als Provokation begonnen. «Das Wahre ist das Ganze», heisst es bei Hegel. Und weil die Menschen das Ganze niemals überblicken, müssen sie sich herantasten, heranfragen, herandenken – mit dem Instrument der Provokation.

Provokationen sind Anstösse, Blitze, Frischluft fürs Gehirn. Sie regen an – und auf. Schlechte Provokationen erledigen sich von selbst. Sie verzischen und verzucken ohne Wirkung, ohne etwas auszulösen. Gute Provokationen rufen etwas hervor, meistens Widerspruch, eine Diskussion, einen Streit, Rede und Gegenrede, These, Antithese, Synthese. Ohne Provokationen gäbe es keine Wissenschaft. Forscher sind Provokateure. Sie legen sich an mit dem, was alle für wahr halten.

Provokationen sind gefährlich. Wahrheiten sind oft Konventionen, Übereinkünfte, Vereinbarungen, Befehle, soziale Konstrukte. Menschen brauchen Wahrheiten, legen sie fest, sprechen sie heilig, um sich darum wie um ein wärmendes Lagerfeuer zu versammeln. Nichts hassen die Menschen mehr, als wenn man ihnen das wärmende Feuer entreisst, ihnen die Bausteine und Legoklötze wegnimmt, auf denen sie ihr Weltbild, ihre Wahrheiten errichtet haben.

Provokateure sind einsame Helden, Winkelriede des Denkens, Vorkämpfer der Freiheit.

Sie leben riskant. Der Provokateur ist der Feind der geschlossenen Ordnung, Gegner der Orthodoxie, eine stete, real existierende Bedrohung der Macht. Provokateure hinterfragen, was als selbstverständlich gilt. Deshalb landen sie in Folterkellern, auf Scheiterhaufen, in Gefängniszellen. Wo es keine Provokation mehr gibt, beginnt die Despotie.

Die grösste Provokation ist die Demokratie. Demokratie heisst, dass nicht die Starken über die Schwachen herrschen, sie aus-

Immer hassen die Mächtigen die Provokation. Am liebsten würden sie sie verbieten.

beuten und unterdrücken dürfen. Demokratie ist die institutionelle Umsetzung des christlichen Gedankens, dass jeder Mensch gleich bedeutend, gleich wertig ist vor Gott. Kein Wunder, wurden die Propheten, die als Erste solches verkündet haben, ans Kreuz genagelt. Am Ende aber überwand die Demokraten die Despoten.

Der Grund ist logisch: Nur Demokratien erlauben die Provokation, die offene Rede, die Meinungsäusserungsfreiheit. Deshalb sind sie den Despoten, auch den intelligentesten, geistig immer überlegen. Nur dort, wo frei geredet und gedacht und provoziert werden kann, lassen sich Irrtümer entlarven, Scheinwahrheiten zertrümmern, falsche Heilige vom Sockel holen, Fehler korrigieren. Doch die «offene Gesell-

schaft» (Karl Popper) ist die grosse Ausnahme der Geschichte.

Die Schweiz ist das provokativste Land der Welt, weil sie das demokratischste Land der Welt ist. Demokratien ertragen die Provokation, auch die verletzende, denn Provokationen sind das Instrument der Schwächeren, der Kleinen, der Vergessenen und Übersehenen, der Minderheiten, denen man in Demokratien besonderen Schutz und mehr Freiheit gewährt, ihre Meinungen, ihren Widerspruch, ihre andere Sicht laut und deutlich kundzutun.

Immer hassen die Mächtigen, die Etablierten und Arrivierten die Provokation. Am liebsten würden sie sie verbieten. Sie versuchen es laufend, bis heute, immer wieder, Zensur, eingepackt in die süssliche Verlogenheit grosser Worte. Die Zensoren reden von «Anstand», von «Kultur» und «Zivilisation», einst redeten sie von «Gott», doch am Ende geht es um sie selbst, um ihre Macht, um ihre Wahrheit, um ihre Sicht und Meinung, der nicht widersprochen werden darf.

Provokationen machen uns intelligenter, indem sie uns vor den Kopf stossen, aus dem Vertrauten und Bekannten herausreissen. Provokationen produzieren Sensibilität, Achtsamkeit fürs andere. Sie befreien uns von Vorurteilen, oder sie verhelfen uns zu besseren, klügeren Vorurteilen. Provokationen sind das Lebenselixier des Geistes. Sie sind Produkte, aber auch Voraussetzungen der Freiheit. Ohne Provokationen ginge der Mensch, ginge die Welt zugrunde. R. K.

INTERN

Netto-null-Betrug, Südamerikas gefährdete Demokratie, Zeitenwende in Israel, die grosse Disney-Story

Das neue Klimagesetz befiehlt, dass ab 2050 netto keine Treibhausgase mehr ausgestossen werden dürfen. Dabei würde die halbe Reduktion reichen. Den Rest erledigt die Natur. Das ist wissenschaftlich gestützt, selbst durch die Berichte des Weltklimarats, wie Wirtschaftschef Beat Gygi in seinem augenöffnenden Artikel nachzeichnet. **Seite 20**

Während in Brasilia am letzten Sonntag Tausende von Demonstranten das Regierungsviertel stürmten, war unser Südamerika-Korrespondent Alex Baur mit Recherchen zu den anhaltenden blutigen Krawallen im Nachbarland Peru beschäftigt, wo er lebt. In Peru fordern Linke den Sturz der verfassungsmässigen Präsidentin Dina Boluarte, in Brasilien Rechte den Sturz des verfassungsmässigen Präsidenten Lula da Silva. Der Unterschied: Während der Spuk in Brasilia nach drei Stunden mit beträchtlichem Sachschaden, aber ansonsten glimpflich beendet war, starben bei den Plünderungen, Brandschatzungen und Blockaden in Peru bislang über 45 Menschen, Hunderte wurden zum Teil schwer verletzt, Polizisten wie Zivile. Während die auf der internationalen Bühne kritisch beäugte Boluarte die Wogen zu glätten versucht, provozierte Lula die Eskalation gezielt – und lässt sich als Retter der Demokratie feiern. **Seite 22**

Israel steht vor einer Zeitenwende: Die neue Koalition aus radikalen und ultrareligiösen Parteien will das Heilige Land noch heiliger machen und setzt alles daran, den Charakter des



Aussergewöhnliche Geschichte: Disneys «Susi und Strolch», 1955.

Staates nach ihren Vorstellungen umzupolen. Viele säkulare Bürger befürchten deshalb, dass sie sich in ihrer Heimat bald schon nicht mehr zurechtfinden werden. Doch so weit müsse es nicht kommen, schreibt Pierre Heumann, der seit vielen Jahren in Tel Aviv lebt. Denn Fantasien zerschellen immer an der Realität, mit der man konfrontiert ist. **Seite 36**

Der erste Film, den unser freier Mitarbeiter Mark van Huisseling im Kino sah, war ein Zeichentrickfilm von Walt Disney. Welchen genau, hat er vergessen, das Jahr war wohl 1970,

doch dass er von Disney war, daran erinnert er sich genau. Das sagt etwas aus über die Strahlkraft des Studios, davon abgesehen ist es nicht weiter aussergewöhnlich bei dem hohen Kinderfilm-Marktanteil. Unüblicher ist MvHs zweite Premiere: Die ersten Aktien, die er kaufte, waren ebenfalls von der Walt Disney Company (1986). Das Unternehmen, und zwar dessen kreative sowie geschäftliche Ergebnisse, interessiert ihn bis heute. Die bewegte jüngste Geschichte der zweitgrössten Medienfirma der Welt schreibt er ab **Seite 40**.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

★
GEWINNEN SIE
EINE KISTE
ROMEO Y JULIETA
WIDE
CHURCHILLS.

ABER ERST
IN 25 JAHREN.

Wann ist der richtige Moment, um eine Zigarre zu rauchen? Einerseits sollten Sie natürlich Zeit und Musse haben, um sich auf den Genuss einzulassen. Genauso wichtig ist es unserer Meinung nach aber, dass die Zigarre reif ist. Dies möchten wir Ihnen gerne am Beispiel dieser schönen Wide Churchill der Marke Romeo y Julieta aus Kuba erklären. Es handelt sich um eine erstklassige Havanna mit komplexen Aromen, die sich lieblich entfalten. So wuchtig ihr Ringmass ist, so weich ist ihr Rauch und so süss schmeckt der Tabak. Dennoch wäre es schade, Ihnen diese gleich zu schicken. Denn wenn wir Ihre Kiste bei uns im Humidor bei 18 Grad und 65 Prozent relativer Luftfeuchtigkeit lagern, passiert viel. Vorausgesetzt natürlich, Sie haben Zeit. Mikroorganismen sorgen für eine Fermentation, die Zigarre wird noch milder, eleganter und harmonischer. Doch am besten überzeugen Sie sich selbst davon. Dafür brauchen Sie nur ein wenig Glück und viel Geduld. Denn wir verlosen jetzt eine Kiste (25 Zigarren) Romeo y Julieta Wide Churchills aus dem Jahr 2022.

TEILNEHMEN KÖNNEN SIE BIS AM 31.01.2023
AUF **MANUELS.CH/25JAHRE**

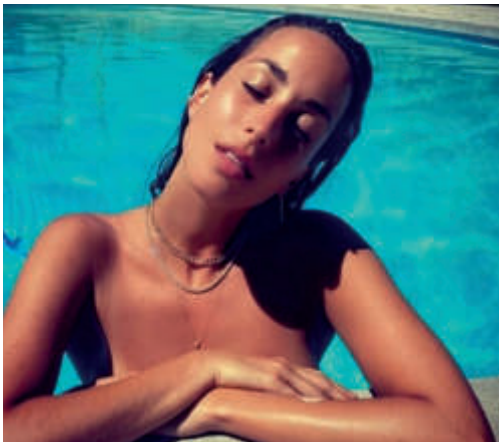
Falls Sie gewinnen, werden Sie umgehend benachrichtigt und können Ihre Zigarren gern bei uns im Humidor besuchen und sich aufs Jahr 2048 freuen. Dann dürfen Sie Ihre Zigarren endlich bei uns abholen und geniessen. Viel Erfolg und hasta luego.



MANUELS^S

CIGARS • COFFEE • RUM

PS: Haben Sie keine Geduld? Kein Problem. In unserem Laden (Löwenstrasse 12, Zürich) finden Sie schon heute eine grosse Auswahl an Vintage-Zigarren, die jahrelang bei uns reifen durften und nun bereit sind für den Genuss.



Brad Pitts Schwarm: Inés de Ramon: Seite 21



Grosses Kino: Klaus Maria Brandauer. Seite 59



Mutter Helvetia: Sanija Ameti. Seite 44

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Berner Willfähigkeiten
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Jean-Claude Biver
- 10 Tagebuch Peter Marti
- 11 Bern Bundeshaus
Zittern vor Rösti
- 12 Meghan und Harry
Ein Königreich für ein Herz
- 14 Weisheiten des Herzens
- 15 Personenkontrolle
- 15 News Grünenfelder zieht's ins Albigüetli
- 16 Mörgeli Schweizer Grenzbesetzungen
- 16 Trockener Brunnen
Riesenverlust der Nationalbank
- 17 Peter Bodenmann
Rechte Trümmerhaufen
- 18 Beim Bund neu erhältlich: private
Daten Dambruch beim Datenschutz
- 20 Der Netto-null-Betrug
Unverantwortliches Klimagesetz
- 21 Hollywood Brad Pitts schöne Brünette
- 22 Brasilien Hinter Lulas Märchenfassade
- 23 News Bestätigung der Spike-Skepsis
- 24 Wirtschaft Falscher Geist in der CS
- 25 Kurt W. Zimmermann
Ein Segen für den Journalismus
- 26 Günter Verheugen «Es ist nicht unser
Interesse, ein Vasall zu sein»
- 31 Krawatte Spassmacher aus Seide
- 32 Ausländerkriminalität und Migration
Was jetzt zu tun ist
- 33 Inside Washington

- 34 Armeechef General Süsslis Traum
von der regelbasierten Weltordnung
- 35 Claudio del Principe
Glück der perfekten Spaghetti
- 36 Pierre Heumann
Ist das noch mein Israel?
- 38 Schöne Neue Welt Goethe weist den Weg
- 39 Autoindustrie China fährt an die Spitze
- 40 Sturm im Mäuseschloss
Die grosse Disney-Story
- 44 News Bundeswehr schrumpft
- 44 Sanija Ameti Beliebter als Badran
- 45 Thilo Sarrazin Diktatur der Eliten
- 46 Zentralasien tritt aus dem Schatten
Ex-Sowjetrepubliken im Aufwind
- 48 Prinz Harry ist ein Vorbild
Kampf gegen Sprechverbote
- 49 Anabel Schunke Gesucht: Gentlemen!
- 50 Laufsteg der Welt
«Badrutt's Palace» in St. Moritz
- 52 Wissenschaft Uni Zürich brüskiert
Forschungspartner
- 53 Tamara Wernli
Harry, du altes Lästermaul
- 54 Genialität der Schweiz Marc Faber
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe Rosi Mittermaier-Neureuther,
Alfred Messerli
- 58 Beat Gygi
Berset inmitten von Wachstumshelfern

KLAUS MARIA BRANDAUER

- 59 «Shakespeare vertraue ich blind»
Klaus Maria Brandauer
im grossen *Weltwoche*-Gespräch

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Der letzte Unabhängige
Norman Mailers Genie
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Nordkorea in Afrika
Handel mit monumentalen Denkmälern
- 74 Fernsehen
- 74 Film «The Banshees of Inisherin»
- 75 Alben für die Ewigkeit Die Toten Hosen:
- 76 Pop Brandi Carlile
- 77 Serie «Emily in Paris»
- 78 Jazz Fisch/Schaukelberger/Oester/Rossy

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen Geri Halliwell
- 80 Thiel Berset
- 80 Häuser Ronaldos Immobilienportfolio
- 81 Was macht eigentlich Margrit Läubli
- 82 Essen und Wein
- 83 Auto
- 83 Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten «2 x Weihnachten»
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Frühstück mit ... Stephanie Bilo
- 88 Menschen von morgen
- 90 Das indiskrete Interview
Philipp Fankhauser, Musiker

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

<p>3 Rebweg 8457 Humlikon</p>  <p>ab CHF 1'460'000.-</p> <p>6½ Zi. Doppel-EFH's +41 52 338 07 09 www.rebweg.ch</p>	<p>6 Vistadelsole 8370 Sirnach</p>  <p>CHF 576'000.-</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnung +41 52 338 07 09 www.vistadelsole.ch</p>	<p>12 Schlossblick 8610 Uster</p>  <p>ab CHF 1'101'000.-</p> <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 44 316 13 42 www.schlossblick.ch</p>	<p>14 Glattwies 8152 Glattbrugg</p>  <p>CHF 1'554'000.-</p> <p>4½-Zi.-Wohnung +41 44 316 13 42 www.glattwies.ch</p>	<p>16 Vistacasa 8308 Illnau</p>  <p>ab CHF 1'145'000.-</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.vistacasa.ch</p>
--	--	---	--	--

Projektankündigungen

<p>16 Schmiedgass 8545 Rickenbach</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnung +41 55 610 47 46 www.schmiedgass.ch</p>	<p>22 Solevista 8615 Wermatswil</p>  <p>CHF 2'158'000.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 44 316 13 42 www.solevista.ch</p>	<p>1 am Goldenberg 8400 Winterthur</p>  <p>3½ - 4½-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amgoldenberg.ch</p>	<p>2 Projektankündigung 8404 Winterthur</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>	<p>4 Projektankündigung 8311 Brütten</p>  <p>6½ Zi. Reihen-EFH's +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p>
--	--	--	--	---

„Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



<p>5 Trottenacker 8458 Dorf</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.trottenacker.info</p>	<p>6 Duovivo 8904 Aesch ZH</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.duovivo.ch</p>	<p>7 Uetliblick 8136 Thalwil-Gattikon</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.uetliblick-gattikon.ch</p>
---	---	--

<p>9 Chridlerpark 8127 Aesch-Maur</p>  <p>3½ - 6½ Zi. WHG und EFH +41 44 316 13 42 www.chridlerpark.ch</p>	<p>10 am Zentrum 8910 Affoltern a.A.</p>  <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amzentrum.ch</p>	<p>11 am Eichacher 8904 Aesch</p>  <p>3½ - 6½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.ameichacher.ch</p>	<p>13 Soley 8309 Birchwil</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.soley-birchwil.ch</p>	<p>15 Puro Vivere 8157 Dielsdorf</p>  <p>5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's +41 55 610 47 46 www.purovivere.ch</p>
--	---	---	--	--

<p>17 Projektankündigung 8152 Glattbrugg</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>	<p>19 Projektankündigung 8404 Stadel</p>  <p>3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p>	<p>20 Tre Fiori 8913 Ottenbach</p>  <p>6½-Zi. Reihen-EFH +41 55 610 47 46 www.tre-fiori.ch</p>	<p>21 Grastal 8310 Grafstal</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.grastal.ch</p>	<p>23 Dreieckspitz 8406 Winterthur</p>  <p>2½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.dreieckspitz.ch</p>
---	--	--	--	---



Berner Willfähigkeiten

Die Schweiz beugt sich der grenzüberschreitenden EU-Staatsanwaltschaft. Ohne Gegenleistung, ohne Parlament, ohne Referendumsmöglichkeit.

Christoph Mörgele

Im Jahr 2017 beschloss die EU entgegen ihrem Einstimmigkeitsprinzip die Errichtung einer Europäischen Staatsanwaltschaft. Schweden, Dänemark, Irland, Ungarn und Polen machen bei der Institution nicht mit. Ziel der neuen Behörde ist es, Straftaten zum Nachteil der finanziellen Interessen der Union zu bekämpfen. Erste Generalstaatsanwältin der EU wurde zwei Jahre später die Rumänin Laura Kövesi; ihre Institution machte sich im Juni 2021 an die Arbeit. Bei ihrer Jagd auf wirkliche oder vermeintliche Wirtschaftskriminelle verlangt die Europäische Staatsanwaltschaft Unterstützung aus der Schweiz. Vor allem im Zusammenhang mit der Brüsseler Korruptionsaffäre unter mutmasslicher Beteiligung von Katar übt die EU mächtig Druck auf die Schweiz aus, deren Finanzplatz sie offenbar ins Visier genommen hat.

Rechtshilfe gegenüber der EU?

Dennoch gilt im Strafrecht nach wie vor grundsätzlich das Territorialprinzip. Das geltende schweizerische Recht erlaubt keinerlei Zusammenarbeit mit der Europäischen Staatsanwaltschaft. Es gibt keine rechtliche Grundlage, welche die Schweiz zwingen würde, gegenüber der EU Rechtshilfe zu leisten. Denn Rechtshilfe ist nur gegenüber Staaten vorgesehen, nicht aber zugunsten einer Institution wie der EU. In der Geschäftsprüfungskommission hat Laurence Fontana Jungo, Chefin des Direktionsbereichs Internationale Rechtshilfe, noch letztes Jahr versichert, Rechtshilfegesuche der Europäischen Staatsanwaltschaft würden konsequent abgelehnt. Ihr Stellvertreter Raphaël Mauro bekräftigte, die Schweiz sei bereits auf zwei solcher EU-Gesuche nicht eingetreten.

Am 19. Dezember berichtete der *Tages-Anzeiger* erstmals über den Streit zwischen der Europäischen Staatsanwaltschaft und der Schweiz wegen verweigerter Rechtshilfe. Offenbar haben sich die Fronten vor allem nach dem Abbruch der Verhandlungen über das institutionelle Rahmenabkommen verhärtet. Die EU behauptet, ihre Staatsanwaltschaft sei eine Justizbehörde im



Kompetenzen überreizt: Justizministerin Keller-Sutter, Nachfolgerin Baume-Schneider.

Sinne des Europäischen Rechtshilfeabkommens. In Wahrheit hat dieses der Europarat und keineswegs die EU erlassen, und es bietet keinerlei rechtliche Grundlage für eine Zusammenarbeit mit der Europäischen Staatsanwaltschaft. Denn die EU-Staatsanwaltschaft ist nicht Teil des Rechtshilfeabkommens des Europarats, sondern eine supranationale Behörde; die Schweiz

Damit die EU ihre korrupten Politiker jagen kann, gibt die Schweiz ihre Souveränität weiter preis.

hat keine Veranlassung, sich ständig neue völkerrechtliche Verpflichtungen aufbürden zu lassen.

Dennoch ist das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) unter Karin Keller-Sutter (FDP) gegenüber der EU bereits eingebrochen. Ohne jede Gegenleistung, beispielsweise ein Entgegenkommen zwecks diskriminierungsfreier Beteiligung am Forschungsabkommen «Horizon». Der Bundesrat vermeidet auch einen Parlamentsbeschluss und umgeht damit obendrein die Möglichkeit eines Referendums durch das Volk. Vielmehr will er

die Unterordnung der Schweiz unter die EU-Staatsanwaltschaft mittels einer einfachen Verordnung erlassen. Das EJPD glaubt, die notwendige Rechtsgrundlage bei einem erst kürzlich revidierten Artikel im Rechtshilfegesetz gefunden zu haben. Doch dieser ist gedacht für internationale Straftribunale, etwa Sondertribunale der Uno, bei welcher die Schweiz Mitglied ist. Wenn der Bundesrat jetzt diesen Artikel nutzt, um seine «Zusammenarbeit» auf EU-Strafinstitutionen auszuweiten, überreizt er seine Kompetenzen demokratiepolitisch bei weitem.

Die vorgesehene umfassende Rechtshilfe zugunsten der EU zeigt exemplarisch, wie die Landesregierung und die Bundesverwaltung den Brüsseler Forderungen entgegenarbeiten – ohne je eine Gegenleistung einzufordern. Und dies, obwohl gegenüber den Parlamentariern noch vor wenigen Monaten ausdrücklich versichert worden ist, dass die Schweiz wegen fehlender gesetzlicher Grundlagen gegenüber der EU-Staatsanwaltschaft keine Rechtshilfe leiste. Mit dem Erlass einfacher Verordnungen über souveränitätspolitisch höchst relevante Fragen umdribbeln die Behörden in Bern auch das Parlament und das Volk. Anders gesagt: Damit die EU ihre korrupten Politiker jagen kann, gibt die Schweiz ihre Souveränität weiter preis.

Gleichzeitig will der Europarat mit seinen 47 Mitgliedstaaten, der ja keine Institution der EU ist und dem die Schweiz angehört, Instrumente schaffen, um eine Zusammenarbeit in der Strafverfolgung mit Staaten ausserhalb der EU zu ermöglichen. Auch unser Land ist diesbezüglich aktiv geworden. Doch mit seinem Entscheid zur Zusammenarbeit mit der EU-Staatsanwaltschaft hat der Bundesrat obendrein die Mitwirkung im Europarat unterlaufen und die Schweiz diesbezüglich institutionell geschwächt.

Mit der Anerkennung der bald zahlreich eintreffenden Rechtshilfegesuche der Europäischen Staatsanwaltschaft wiederholt der Bundesrat das eigenmächtige Schauspiel, das er schon bei seiner Covid-Politik und bei der Übernahme der EU-Sanktionen gegen Russland dargeboten hat.

Lieber Jean-Claude Biver

Sie haben die mechanische Uhr wieder zum Leben erweckt, diese Handwerkskunst mit dem tickenden Herz. Sie erzählten uns früher von den Kühen, deren Milch die besten Käse gibt, von den langen Wintern, in denen die Jurabauern im Estrich Uhrenbestandteile herstellten. Von Ihrer grossen Liebe zur Uhr. Wir nahmen Ihnen das romantische Narrativ ab, freuten uns an den Produkten Ihrer Tätigkeit. Und fragten uns, wann bringt Biver, dessen Name allein eine tolle Marke ist, seine eigene Uhr heraus? Für uns, die Uhrenliebhaber.

Nun werden Sie und Ihr Sohn Pierre, 22, am 26. März die «JC Biver»-Uhr präsentieren. Leider wird das nichts für uns: Ihre Uhr wird mindestens 300 000 Franken kosten, je nach Gehäusematerial sogar 600 000, ungefähr so viel wie ein Rolls-Royce. Also erschwinglich nur für Milliardäre, die schon genug Ferraris und Rolls in der Garage haben. Ach, später soll es auch eine «günstigere» Ver-



Sammelfieber der Milliardäre:
Uhrenunternehmer Biver.

sion geben, die «nur» 80 000 bis 100 000 Franken kosten wird. Und das für eine Uhr, die nicht von einem genialen Uhrmacher in geduldiger Handarbeit gefertigt wird, sondern das Resultat einer Art Teamwork von den besten im Jurabogen verfügbaren Zulieferern werden soll.

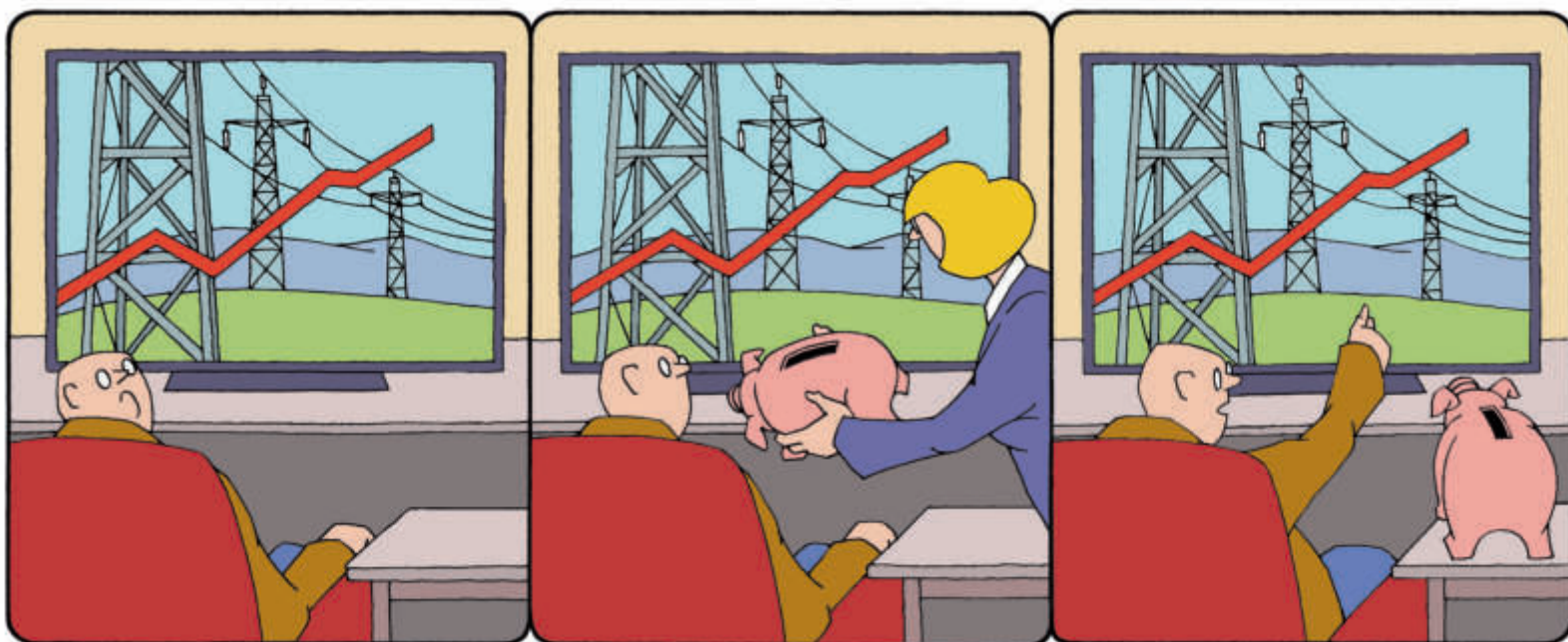
Ich verstehe sehr gut, dass Sie das irrationale Sammelfieber der Milliardäre ausnützen, um noch einmal finanziell so richtig hinzulangen. Auf die von Ihnen anvisierte Käuferschaft ist schliesslich Verlass: Sie will immer das Teuerste und meint, das sei auch das Beste.

Ich wünsche Ihnen viel Spass mit den Superreichen, die Ihre Uhr gleich in den Tresor verschwinden lassen werden, weil sie zu teuer ist fürs Handgelenk. Es ist eine neue Geschichte, die Sie uns da erzählen, sie ist – leider – weit weg von der Geschichte, die mir so gefallen hat, vom guten Käse, von den Kühen auf den Juraweiden und vom Werkeln der braven Uhrmacher an ihren *établissements* im Winter.

Trotzdem wünsche ich viel Erfolg!

Mit freundlichen Grüessen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Peter Marti



Der 1964 verstorbene Premierminister Jawaharlal Nehru sagte einige Jahre vor seinem Tod: «Europa ist immer noch der Meinung, dass die europäischen Probleme auch die Probleme der Welt sind. Aber die Probleme Europas sind nicht die Probleme der Welt.» Einige tausend Kilometer von Europa entfernt, betrachten die Inder den Konflikt in der Ukraine aus Distanz. Nach zehn Monaten des Kampfes und der grossen Verluste auf beiden Seiten sind die Interessen der Russen etwas klarer geworden. Es geht um die Eroberung der östlichen Peripherie der Ukraine und die Rückeroberung der Krim. Einige dieser Regionen haben grosse russische Ethnien.

Aus indischer Sicht ist es nie zu spät, an den Verhandlungstisch zu kommen. Und zwar an den gleichen Verhandlungstisch wie 2014. Aus indischer Sicht ist das westliche Narrativ, wonach Russland die Ukraine zu Unrecht okkupierte, historisch falsch. Und das «Gejammer» aus Europa über Gesetzesbruch und Recht/Unrecht nicht angebracht.

Für die Inder ist der Konflikt immer noch ein kleiner Konflikt, in welchem die wahre militärische Kraft Russlands (noch) nicht zum Zug kam und auch die Nato sich richtigerweise zurückhält. Die Inder glauben an eine diplomatische Lösung. Aus Sicht der Inder zeigt die schrille Rhetorik beider Parteien, dass eine Lösung möglich ist. Die Inder glauben an einen Vertrag, der die friedliche Koexistenz in Europa ermöglichen und fördern wird. Ein verletztes Russland ist keine Verhandlungsbasis.

Für die Inder ist die Ukraine das Syrien Europas geworden. Es wird Jahre dauern,

bis sich das Land vom Konflikt und vom immensen Schaden erholt. Jemand wird dafür zahlen müssen. Vielleicht wird es Europa sein oder aber die internationale Weltgemeinschaft. Die Europäer sind aufgrund des Konflikts stärker vereint als je zuvor. Russland ist stärker verletzt, als es selbst zugeben kann und will. Die Isolation des Westens und die Sanktionen werfen Russlands Wirtschaft massiv zurück.

Aus indischer Sicht ist es an der Zeit, dass Europa den Weg finden muss, um Seite an Seite

Die Inder glauben an einen Vertrag, der die friedliche Koexistenz in Europa fördern wird.

mit Russland zu leben. Indien selbst kennt diese Problematik seit Jahrzehnten durch den nicht enden wollenden Konflikt mit Pakistan.

Indien wird von diesem Konflikt am meisten profitieren. Die robuste Wirtschaft kann diese Unruhe leicht absorbieren. Indien hat keine Energieprobleme, und der Pakistan-Konflikt wird vielleicht eines Tages gelöst sein. Zudem wächst Indiens Wirtschaft dank der Bevölkerungszunahme Jahr für Jahr. Einzig die indische Währung ist – wie die meisten Währungen – unter Druck. Andere Kontinente und Länder wie Afrika oder China verspüren deutlich stärkeren Gegenwind als Indien. Kein Wunder, dass Premierminister Narendra Modi so stark ist wie noch nie. Und Indien wird sich nicht in einen Konflikt einmischen, der geografisch, aber auch historisch und kulturell weit weg von Europa liegt.

Indiens Herausforderung liegt vor der Tür. Die ökonomischen Probleme des Landes werden

Indiens Militär stärken. Doch die Förderung der indischen fossilen und nichtfossilen Energien sowie die Zunahme der Tech-Industrie im Lande (Halbleiter- und Chip-Produktion) beflügeln Indiens Wirtschaft.

Grosse Tech-Konzerne wie Google oder Facebook verlegen wichtige Produktionsstätten von China nach Indien. Oder von der Ukraine nach Indien. Indien ist sich bewusst, dass das enorme Bevölkerungswachstum nicht allein gestemmt werden kann. In den Städten werden durchschnittlich zwei Kinder pro Familie angestrebt, auf dem Land vier. Das führt im Jahr 2050 zu 1,67 Milliarden Menschen, die in Indien leben. In China werden es dann zumal 1,35 Milliarden sein.

Das Land benötigt externe Partner zur Unterstützung des nationalen Wachstums. Und deshalb ist Indien an einem geeinten Europa mehr als an China interessiert. Denn die indisch-chinesische Geschichte ist seit Jahrtausenden von Feindschaft geprägt.

Um europäische Unternehmen zu gewinnen, hat die indische Regierung die Initiative «Make in India» ins Leben gerufen. Unter anderem werden finanzielle Anreize für Investitionen in die lokale Fertigung geschaffen, womit auch das Streben nach mehr Nachhaltigkeit einen neuen Stellenwert gewinnt. Zudem können sich Investoren auf eine post-englische Kultur und ein westlich beeinflusstes Rechtssystem stützen.

Peter Marti ist Kommunikationsunternehmer und seit Jahren in Indien aktiv.

Zittern vor Rösti

Egal, was der neue Bundesrat macht – die Linken und die Grünen schlagen Alarm. Sie leiden fürchterlich am Verlust des Energie- und Umweltdepartements.

Verkehrte Welt: Vor den Wahlen wurde selbst in linken Kreisen der SVP-Nationalrat Albert Rösti als kompromissfähiger Kandidat hochgejubelt. Seit er mit dem Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) das Kommando über die künftige Energie- und Klimapolitik übernommen hat, hagelt es jetzt plötzlich Vorbehalte von den gleichen Kreisen. Die Linken und die Grünen schlagen Alarm auf Vorrat, legen eine Saat der Angst. Sie befürchten, dass der SVP-Bundesrat bei der CO₂-Politik und der Energiestrategie 2050, die den Ausstieg aus der Kernkraft und einen Verzicht auf fossile Energieträger vorsieht, Korrekturen vornimmt.

«Die Linken sollten endlich mit diesem Affenzirkus aufhören», findet SVP-Nationalrat Christian Imark. Bundesrat Albert Rösti sei kein Autokrat, da gebe es immer noch ein Parlament und das Volk. Vor allem ist vom neuen Uvek-Vorsteher über seine Pläne bisher auch nichts vorzeitig durchgesickert – ausser dass er SVP-Mann Yves Bichsel zu seinem Generalsekretär erkoren hat. Bichsel ist zurzeit Generalsekretär der Gesundheitsdirektion des Kantons Bern, die von Regierungsrat Pierre Alain Schnegg (SVP) geleitet wird. Prompt wurde Röstis Wahl sogleich hinterfragt.

Noch bevor der Bundesrat den Vorschlag bestätigte, stellten Tamedia-Zeitungen über ihre Online-Kanäle Bichsel als umstrittenen SVP-Mann dar. Kein gutes Zeichen für die Amtszeit von Bundesrat Rösti und die Schweiz sei das, orakelte auch die Berner Nationalrätin Natalie Imboden (Grüne) in einem Tweet vom Dienstag. Offenbar ist jeder sofort umstritten, wenn er bloss Mitglied der SVP und einer Freikirche ist.

Nussbaumers Phantomschmerz

Das passt zur Anti-Rösti-Kampagne, die Linke und Grüne im Hintergrund aufgleisen. Der Präsident der Grünen, Balthasar Glättli, liess sich zu folgender Aussage verleiten, nachdem bekannt wurde, dass der SVP-Bundesrat das Uvek übernimmt: Wenn jemand, der als vormaliger Öl-Lobbyist und Vertreter der Autobranche als Bundesrat auch nur einen Teil seiner Über-



Was er besser macht: Albert Rösti.

zeugung bei seiner Entscheidungsfindung mitberücksichtige, sei das kein guter Tag für Umwelt, Klima und Biodiversität. Glättli kündigte einen Watch-Blog an, in dem er dem Bundesrat auf die Finger schauen wolle. Später hakte die Schweizerische Energiestiftung (SES) nach und rief zu «Geldspenden gegen Albert Rösti»

Das gehört zum Naturell des braven Berners. Er sucht nicht die Konfrontation um jeden Preis.

auf – damit sie die Funktion eines Wachhundes (NZZ) gegenüber dem unerwünschten Umweltminister wahrnehmen könne. Die Stiftung bezeichnet sich als politisch unabhängig – das muss aber ein Scherz sein. Denn Stiftungsratspräsidentin ist die Berner SP-Nationalrätin Nadine Masshardt, vor ihr präsidierte der Basler SP-Regierungsrat Beat Jans die SES.

Sie schürt derzeit auch Angst bei der Bevölkerung, indem sie in einer etwas tendenziösen Umfrage die ketzerische Frage aufbringt, ob man auch in einer AKW-Risikozone wohnen würde. Die Schweizer Atomkraftwerke

gehören laut der SES zu den ältesten der Welt und würden ein grosses Sicherheitsrisiko bergen. «Das ist einfach nur Unsinn», versichert Imark. «Die Schweizer AKW gehören zu den sichersten der Welt.»

An einem Phantomschmerz wegen des Verlusts des Infrastrukturdepartements Uvek leidet offensichtlich auch der Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer. Jedenfalls polterte er über den Kurznachrichtendienst Twitter, ob Rösti nichts Gescheiteres zu tun habe, als in den ersten hundert Tagen seiner Konkordanz-Bundesratszeit auf kantonale Wahlkampf tour und zu grossen Wahl-Events zu reisen. Rösti wollte an einer kantonalen Wahlveranstaltung die SVP-Kandidatin für die Baselbieter Regierungswahlen, Sandra Sollberger, unterstützen. Was hat ein solcher Auftritt eines frischgewählten Bundesrates bei einer Kantonalpartei mit der Konkordanzfrage zu tun? Umso erstaunlicher war die Reaktion Albert Röstis, der seine Teilnahme deswegen absagte.

Spektakuläre Mehrheiten

Aber das gehört zum Naturell des braven Berners. Er sucht nicht die Konfrontation um jeden Preis. Dass er eine bürgerliche Energie- und Klimapolitik selbst bei heftigem Gegenwind aus der links-grünen Ecke durchboxen und durchstehen kann – inklusive personellen Neubesetzungen in den Bundesämtern –, diesen Tatbeweis muss er darum erst noch erbringen.

Dagegen hat Rösti während der Energieebatten im Parlament gezeigt, dass er spektakuläre Mehrheiten zimmern kann. Zum Beispiel beim Beschluss zum Bau von hochalpinen Gross-Solarkraftwerken unter Weglassung üblicher Verfahren. Dank ihm wurde dieser Beschluss auf die Wasserkraft ausgeweitet. Das gab den Ausschlag für die Zustimmung.

«Wenn Rösti einen Kompromiss schmiedet, bringt er 95 Prozent des Parlaments hinter sich», schwärmt Parteikollege Imark. Davon konnte Sommaruga nur träumen. Vielleicht ist es genau das, was Linke und Grüne stört: dass Rösti am Ende eine bessere Energie- und Klimapolitik macht als seine linke Vorgängerin.

Ein Königreich für ein Herz

Warum wir von Harry und Meghan einfach nicht genug bekommen.

Julie Burchill

London

Schlechte Werbung gibt es nicht», soll P.T. Barnum, der amerikanische Schwindler, Philanthrop und Zirkuspionier, gesagt haben. Oscar Wilde hat es etwas gewundener formuliert: «Nur eines ist schlimmer, als wenn über einen geredet wird: Wenn nicht über einen geredet wird.» Während ich diesen Text schreibe, heissen sechs der acht wichtigsten Trends auf Twitter: #PrinceHarry, #Meghan, #Diana, #Charles, #William und #HarryIsA-Liar. Es hat etwas Berührendes, diese zutiefst zerrissene Familie – mitsamt der toten Mutter – endlich vereint zu sehen, wenn auch nur im Cyberspace. Und alle reden über sie.

Als der Duke und die Duchess of Sussex sich letztes Jahr von der mächtigen PR-Agentur Sunshine Sachs trennten – die auch Leonardo DiCaprio, Barbra Streisand, Jennifer Lopez, Naomi Campbell und Michael Moore vertritt, Diven also gewohnt ist –, war das ein gefundenes Fressen für Kritiker des Paares wie mich. Ebenfalls 2022 war die «globale Pressesprecherin» Toya Holness nach nur einem Jahr im Amt entlassen worden. Ein weiterer Beweis für Meghans herrischen Umgang mit ihren Angestellten?

Was einst Glück war

Es heisst, für die PR der Sussexes sei Archewell Inc. zuständig. Auf Anhieb mag es merkwürdig anmuten, wenn eine wohltätige Stiftung sich als Werbemaschine betätigt, aber im Falle von «the Spare and the Nightmare» leuchtet das ein. [Harrys Enthüllungsbuch heisst «Spare», was so viel wie «Ersatz, überzählig» bedeutet, und «nightmare» heisst «Albtraum».] Denn Harry und Meghan haben ihre Gefühle – echte wie vorgespielte – gnadenlos zu Geld gemacht, nachdem es mit dem ersten Plan, um berühmt zu werden – sich als Angehörige des britischen Königshauses zu profilieren –, nicht geklappt hat.

Traurigkeit, als «Verletzbarkeit» verkauft, ist heute das, was einst Glück war: in den sechziger Jahren Friede-und-Liebe-Glück, in den achtziger Jahren Sex-und-Gier-Glück. Die Popstars Sam Smith und Adele sind bei diesem Heulsusensspiel besonders erfolgreich und haben aus



«Nur eines ist schlimmer, als wenn über einen geredet wird»: Harry und Meghan.

ihrer Weinerlichkeit grosses Kapital geschlagen. Mehr noch als ihr Hintern haben Kim Kardashians Tränen und Eheprobleme sie weltweit bekannt gemacht: Sie haben das weibliche Publikum angesprochen, das sich mit ihr nicht identifiziert hätte, wäre sie nur die Hauptperson eines Sex-Tapes geblieben. Hätten die Kardashians nur gezeigt, wie sie die Früchte ihres enormen Reichtums geniessen, wären sie nie so populär geworden wie dadurch, dass sie uns an ihren Beziehungsproblemen teilhaben lassen. In luxuriöser Umgebung Beziehungskisten auszu packen wie in «Dallas» und dem «Denver Clan», war also ein raffinierter Schachzug.

Und in dieser Hinsicht sind auch die Sussexes von einer perversen Genialität. Hätten sie einfach nur geprozt und gesagt: «Schaut uns an! Wir haben kein Talent, doch dank unserer Schamlosigkeit haben wir einen Netflix-Deal von 150 Millionen Dollar, einen Spotify-Deal von 50 Millionen und einen Buch-Deal von weiteren 50 Millionen eingesackt – und wir haben 16 Toiletten!», hätte das niemanden interessiert. Doch sie haben es geschafft, sich als zutiefst verwundete, aber tapfere Verkörperungen moralischer Überlegenheit darzustellen, im Sinne von: «Wir leiden so sehr, bitte schont uns, wenn die Revolution ausbricht, und erschiess uns nicht in unserer *gated community!*»

Glaubwürdigkeit eines Piranhas

Sie geben sich als betroffen und einfühlsam, sind aber knallharte Strategen. So hat Harry letzte Woche mit der Glaubwürdigkeit eines reuevollen Piranhas so einiges über seinen Vater verlauten lassen: dass dieser den Teddybären aus seiner Kindheit mit sich herumtrage und Harry nicht einmal umarmt habe, als er ihm mitgeteilt habe, dass Diana gestorben sei. Ausserdem habe der neue König 2021 bei der Beerdigung von Prinz Philip seine Söhne gebeten: «Bitte, Jungs – macht mir meine letzten Jahre nicht zur Hölle.»

Wenn man jetzt noch bedenkt, wie sehr die an Knochenmarkkrebs sterbende Königin unter jeder Attacke ihres geliebten Enkels gelitten hat, fragt man sich, ob Meghan in den letzten Jahren ihrem Mann vielleicht als Gute-Nacht-Geschichte Niccolò Machiavellis «Der Fürst» vorgelesen hat, worin gesagt wird, dass auch unmoralische Mittel gerechtfertigt sind, um zu überleben und Ruhm zu erlangen. Dass «Spare» «versehentlich» in den Verkauf gelangt ist in Spanien (einem historischen Gegner Grossbritanniens, man denke nur an die Armada und an Gibraltar) und schon im Voraus besprochen wurde im *Guardian* (einer antimonarchistischen Zeitung, die in Grossbritannien berüchtigt ist für ihren Antisemitismus und ihre vielen Setzfehler), deutet darauf hin, dass jemand seine Hausaufgaben gemacht hat.

Ist je ein Buch auf so raffinierte Weise vermarktet worden? Vielleicht Madonnas «Sex»:

Es wurde so viel darüber geredet und durfte nur versiegelt verkauft werden, weshalb die indische Zollbehörde erklärte, das Buch würde beschlagnahmt und vernichtet. In den USA drohten die Baptisten, deren Bibel im selben Verlag erschien, ihren viele Millionen schweren Vertrag zu kündigen. Fotos daraus wurden angeblich gestohlen und dann vom FBI aufgestöbert. Der französische Akademiker Georges-Claude Guilbert erklärte, das sei «einer der erfolgreichsten Werbecoups der Geschichte» gewesen.

Die Sicherheitsvorkehrungen für den letzten Band der Harry-Potter-Saga waren ebenfalls spektakulär: Als das abgeschlossene Manuskript von London nach New York transportiert wurde, sass während des Flugs ein Anwalt des

Wir leben in einer Zeit, in der «Opfer» gleichbedeutend mit «ein guter Mensch» ist.

amerikanischen Verlags buchstäblich darauf. Bevor die gedruckten Exemplare (Startauflage: zehn Millionen) an die Verkaufsstellen verteilt wurden, rüstete man die Lastwagen so aus, dass man mit Hilfe von Satellitensystemen überwachen konnte, ob sie auch wirklich die vorgeschriebenen Routen einhielten.

Theoretisch muss der Verlag Penguin Random House ähnlich viel unternommen haben, um sicherzustellen, dass «Spare» am Dienstag, 10. Januar, überall auf der Welt gleichzeitig erscheinen würde: Die Lagerhallen sollten bewacht und das Buch so spät wie möglich an die Buchhandlungen ausgeliefert werden, um jedes Leck zu vermeiden. Umso merkwürdiger mutet es an, dass ein spanischer Buchhändler als Einziger die Sicherheitsvorkehrungen zu durchbrechen vermocht haben soll. Nein, so benebelt das Team Sussex in den vergangenen zwei Jahren gewirkt hat, jetzt ist ihm ein meisterhafter Coup gelungen.

Wie sich das langfristig auf die Marke Sussex auswirken wird, vermag niemand zu sagen.



„Schon toll, deine Sandtorte!
Aber wo kriegst du jetzt die
Gäste her??“

Wir leben in einer Zeit, in der «Opfer» gleichbedeutend mit «ein guter Mensch» ist, während denjenigen, die ihre Gefühle im Zaum zu halten vermögen, unterstellt wird, sie seien bestenfalls verklemmt und schlimmstenfalls kaltherzige Soziopathen. Das hat auch etwas mit den unterschiedlichen Generationen zu tun: Die berühmteste Nichtweinerin war die Queen, die hochoffiziell verlauten liess, sie habe nicht geweint, als die königliche Jacht «Britannia» 1997 ausser Dienst gestellt wurde. Es sei vielmehr ein windiger Tag gewesen, und ihr sei etwas ins Auge geraten.

«Spare» wird vermutlich bei den naturgegebenen Anhängern des Paares – Millennials und Amerikanern – die Sympathien noch schüren. Allerdings haben sogar in den USA manche früheren Sympathisanten sich abgewandt, insbesondere Kinsey Schofield. Der Journalist und Podcaster hatte sich für Harrys Buch starkgemacht, bevor er dessen Inhalt kannte, und sagt nun, er sei «ein Idiot» gewesen, dies zu tun. In Grossbritannien hat eine Umfrage der Zeitschrift *Spectator* ergeben, dass Anfang November 2022 45 Prozent der Befragten sagten, sie empfänden Prinz Harry als «sympathisch» oder «sehr sympathisch»; Anfang Januar 2023 waren es noch 30 Prozent.

Meisterhafte Werbecoups

Doch nun, da der wirtschaftliche Tsunami über die meisten von uns – inklusive Millennials und Amerikaner – hereinbricht, nehme ich an, wird unsere Geduld gegenüber hochprivilegierten Heulsusen abnehmen. Zwar mögen sich Harry und Meghan zurzeit oben auf fühlen und sich am Sauerstoff der Publizität berauschen, aber reiner Sauerstoff ist giftig. P.T. Barnum zum Trotz gibt es sehr wohl schlechte Werbung: Man denke nur an Prinz Andrew oder Will Smith. Oscar Wilde, einst berühmt als witzigster Mann seiner Generation, endete als gebrochener Mann, kam ins Gefängnis, verarmte und wurde von Passanten verspottet und angespuckt.

Nun bezweifle ich, dass Harry und Meghan so tief fallen werden, aber es ist auf jeden Fall gut, dass sie einander so gern mögen, denn es ist durchaus möglich, dass sie eines Tages auf die eigenen Ressourcen angewiesen sein werden, und selbst ihre besten Freunde würden nicht behaupten, sie seien die witzigsten Menschen ihrer Generation. Noch mögen sie einander und können sie sich über die Millionen freuen, die dank ihres meisterhaften Werbecoups auf sie zukommen. Aber vielleicht sollten sie auch einen anderen Spruch von Oscar Wilde im Kopf behalten, nämlich dass es Menschen gebe, «die den Preis von allem kennen – und den Wert von nichts».

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer
Prinz Harry ist ein Vorbild: Seite 48

Der Schnee, die Schweizer Seele

Wenn das Land eine Jahreszeit hat, in der es sich sonnen kann, dann ist es der Winter.



Wie viel schmilzt weg von unserer Identität?

Nicht nur manchmal, sondern oft ist es erst der Verlust, der uns die Dimension des Wertes des Verlorenen vor Augen führt. Das gilt im Grunde für fast alles Wesentliche; für die Liebe, die Freundschaft, guten Sex, Geld und so weiter. Manch Verschwundenes kann man sich erneut zulegen, aber es gibt ein paar Dinge, die sind natürlich unersetzbar. Schnee etwa.

Ein paar Jahrzehnte noch wahrscheinlich, denke ich, wenn die Rettung des Klimas weiter so zaghaft vor sich geht, und der Schnee ist ausgestorben. Da werden keine von Schnee überzuckerten Alpengipfel mehr sein, die im Sommerlicht funkeln, und im Winter sind die Berghänge und die Täler nicht erhellt vom Weiss des Schnees. Die Erde wird braun sein, ein einziger Matsch von November bis weit in den April. Wir werden es nicht mehr hören, das Knirschen, wenn wir auf Schnee laufen, werden sie nicht mehr sehen, seine majestätische Pracht. Wir werden nicht mehr Ski fahren, nicht mehr diese fast besten aller Tage haben, wenn der Schnee unter einem blauen Himmel funkelt und die Piste leer ist und wir uns ins Glück schwingen.

Vielleicht gibt es noch Kunstschnee und nicht mehr 100 000 Schneekanonen in den Alpen wie heute, sondern eine Million, gibt Skihallen wie in Dubai, gibt alte Fotos und Erzählungen, wie das war, als der Winter kam und der Schnee und das Land sich ein wenig schlafen legte für ein paar Monate unter einer Schneedecke. Keine Schneemänner mehr, keine fröhlich-

betrunkenen Schlittenabfahrten nach einem Fondue in einem Bergrestaurant. Kein weisses Gold mehr für das Land, kein Schnee mehr in der Schweiz.

Ich frage mich, wie wichtig der Schnee für uns ist, wie viel von unserer Identität, unserer Kultur, unserem Selbstverständnis mit ihm fällt oder wegschmilzt. Diese Antwort scheint mir wesentlicher als all die wirtschaftlichen Folgen, die eine helvetische Schneelosigkeit nach sich ziehen wird, oder ob das Land austrocknet, wenn im Frühling kein Schnee mehr schmilzt. Wenn das Land eine Jahreszeit hat, in der es sich sonnen kann, dann ist es vielmehr der Winter als der Sommer. Zumindest habe ich das Gefühl, weshalb, kann ich im Grunde nicht sagen, dass das Land im Winter viel mehr sich selbst ist als zu anderen Jahreszeiten.

Der Schnee ist vielleicht der Klebstoff, der unsere Seelen verbindet, ist der Schöpfer und Bewahrer der Volksseele. Ein kleines Schneekristall verbindet sich mit einem andern und so fort, bis es zu einer Flocke wird, die alle zusammen dann einen Schneefall ergeben, der die Erde des Landes überdeckt. Ich frage mich, was passieren wird, wenn Matsch in unseren Köpfen ist und nicht mehr Schnee in diesen Monaten zwischen Dezember und März, die dann nicht mehr Winter heissen, weil sie nur noch ein dauerfeuchter Schwebezustand, nicht warm, nicht kalt, zwischen Herbst und Frühling sein werden.

Man mag gar nicht auch noch an all die kleinen Lawinen denken, die eine Schneelosigkeit auslösen würden; es gäbe keine Skirennen mehr, keine Sonntage vor dem Fernseher mit Wengen oder Kitzbühel, weil die gut 26 000 Pistenkilometer in den Alpen verschwunden wären. Vielleicht wären dort, wo die Pisten gewesen sind, Mountainbike-Strecken, wer weiss, und ein paar Gondeln hätten überlebt.

Und nie mehr würde man in einem Restaurant auf der Piste sitzen, die Skischuhe gelockert, die Skijacke ausgezogen, einen Wein trinken und Schnitzel mit Pommes essen oder Älplermakkaronen oder eine Gerstensuppe. Würde nicht mehr mit seinen Augen in das unendliche Weiss des Schnees eintauchen, darin versinken und die Seele wedeln lassen. Würde nie mehr im Tiefschnee Höhepunkte erleben und dieses einzigartige Gefühl, auf der letzten Abfahrt des Tages ins Tal zu rauschen, das verschneite.

Irgendwann werden noch ein paar Ski im Keller stehen, die Kanten leicht angerostet, und unsere Nachfahren werden dann fragen, was das sei, diese Bretter, und die Alten würden erzählen, vom Zauber des Schnees, vom Gleiten auf ihm, von der Kultur, die er dem Land gab, und der Möglichkeit des Spasses und von der Seele, die das Land mit ihm hatte. Und irgendwann werden auch die letzten Geschichten weggeschmolzen sein, eingefroren im Vergessen.

PERSONENKONTROLLE

Rüdisüli, Pfister, Werlen, Benedikt XVI., Russi, Steinberger, Niccel, von der Leyen, Williams, Sunak



Neuer Look: Mitte-Politiker Rüdisüli.

Marc Rüdisüli, Dressman, sorgte am Dreikönigsanlass der Mitte-Partei in Bern für Aufsehen. Neben dem notorischen Anzugträger und Parteichef **Gerhard Pfister** absolvierte der Präsident der Jungen Mitte seinen Auftritt mit «Jogg-Suit-Hose», schwarzem Pulli und Recycling-Sneaker. Offenbar wollte der Thurgauer in dieser konservativen Gruppierung einen modischen Kontrapunkt setzen. Kleider machen ja bekanntlich Leute. Der Jungpolitiker versuchte, in seinen Ausführungen auch Klartext zu reden. So forderte er, dass der Bundesrat noch vor den Wahlen im Herbst ein neues EU-Verhandlungsmandat verabschiedet. Pfister reagierte darauf zurückhaltend: «Es ist die Aufgabe einer Jungpartei, der Mutterpartei Dampf zu machen.» Es brauche zuerst einen innenpolitischen Konsens zwischen den beiden. Womit wieder klar wäre, wer bei der Nachfolgepartei von CVP und BDP die Hosen anhat. (odm)

Martin Werlen, Papstkritiker, lässt in einem Beitrag auf Kath.ch wissen, dass er vom verstorbenen Papst **Benedikt XVI.** wenig gehalten hat. «Auch über Tote darf man Negatives sagen – aber auf gute Weise», rechtfertigt sich der Abt des Klosters Einsiedeln. Schon früher hatte Werlen den deutschen Pontifex maximus scharf attackiert. Der Nachfolger des Apostels Petrus habe «nichts begriffen», meinte er in Anspielung auf die Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche. Ob solche Aussagen die Katholiken selig machen, wird sich weisen. (odm)

Bernhard Russi, Skilegende, hat sich und seiner Ehefrau Mari über Weihnachten einen Traum erfüllt: eine Expedition in die herrlichen Weiten von Patagonien. «Eine Reise in diese Breitengrade ist schon seit fünfzig Jahren



Unversöhnlich: Abt Werlen.

ein Traum von mir», so der Olympiasieger und Weltmeister. Die Südspitze Amerikas mit ihrer Steppe, ihren Gletschern und Fjorden und ihrer wilden Natur übt auf Bergsteiger und Abenteurer seit 200 Jahren eine grosse Faszination aus. «Es war einfach herrlich, äusserst eindrücklich und unvergesslich», schwärmt Russi. (ah)

Emil Steinberger, Kabarettist, hat zu seinem 90. Geburtstag am 6. Januar die Notbremse gezogen. «Ich will mit meiner lieben Gattin Niccel und meiner Familie den runden Geburtstag ganz in Ruhe geniessen», so der Luzerner Bühnenstar. Er möchte keinerlei Rummel, und man möge ihn bitte in Ruhe lassen. So ganz nach seinem eigens kreierten Motto: «Im Januar, im Januar, ist alles steif und starr!» (ah)

Ursula von der Leyen, Eiskönigin, findet endlich das passende Ambiente für ihr kühles Wesen. Beim EU-Gipfel im schwedischen Kiruna wird die EU-Chefin in einem Eishotel übernachten. Dort ist es wärmer als draussen, wo die Temperaturen bei minus 20 Grad liegen. (ky)

John Williams, Musiklegende, hat eine konservative Bastion gestürmt. Der Filmkomponist («Indiana Jones», «Star Wars») spielte mit dem Orchester der Mailänder Scala eigene Werke. Der Neunzigjährige hat bereits die Wiener und die Berliner Philharmoniker dirigiert. Alle drei Orchester hatten Filmmusik lange als minderwertig abgelehnt. (ky)

Rishi Sunak, Neuling, fremdelt noch immer mit seinem Amt. Wie aus der Downing Street kolportiert wird, fühle er sich bei der Anrede «Prime Minister» oft nicht angesprochen. Ausserdem schlage er häufig den Weg zu seinem alten Schatzkanzlerbüro ein. (ky)

Grünenfelder zieht's ins Albisgüetli

Für viele Anhängerinnen und Anhänger der SVP ist es der politische Höhepunkt des Jahres: die Albisgüetli-Tagung der Volkspartei in Zürich. Am 20. Januar findet bereits die 35. Ausgabe des Traditionsanlasses statt.

Dieses Jahr dürfte der Aufmarsch der Politikprominenz besonders gross ausfallen. Der Grund ist ein simpler. Im Februar finden im bevölkerungsmässig grössten Kanton Wahlen statt. Entsprechend wollen sich die bürgerlichen Kandidaten dem SVP-Publikum präsentieren und sich positiv in Szene setzen.

Wie geschmeidig, wandelbar und anpassungsfähig Politiker in solchen Momenten sind, zeigt sich daran, dass auch FDP-Regierungsratsanwärter Peter **Grünenfelder** im Albisgüetli erwartet wird. Auch er will mit seiner Präsenz dafür werben, dass ihm die Wähler der Rechtspartei ihre Stimme geben.

Kein Leichtes, wenn man bedenkt, wie sich der Direktor der Denkfabrik Ave-



Wandelbar: Politiker Grünenfelder.

nir Suisse politisch positioniert hat. Der 55-jährige Partner von Noch-FDP-Nationalrätin Christa Markwalder gehörte in den vergangenen Jahren zu den schärfsten bürgerlichen Kritikern der Sünneli-Partei. Immer wieder warnte er vor ihren Anliegen, zum Beispiel bei der Personenfreizügigkeit. Oder er weibelte für eine stärkere Anbindung an die EU.

Dass Grünenfelder nun in der Hochburg der Volkspartei auftaucht, entbehrt deshalb nicht der Ironie. Wer weiss, vielleicht hofft er ja sogar, vom Hauptredner Christoph Blocher persönlich die Absolution zu erhalten.

Marcel Odermatt

MÖRGELI

Schweizer Grenzbesetzungen

Uns Schweizer plagt das schlechte Gewissen. Weil wir nichts als den Frieden kennen. Genau wie Stabilität, Wohlstand und Neutralität. Eine Kompensation bietet da die Leistung Guter Dienste. Jedenfalls von dem, was wir unter «gut» verstehen. Zum Beispiel dies: Neutrale Schweizer sorgen dafür, dass benachbarte verfeindete Völker nicht übereinander herfallen.

Seit siebzig (!) Jahren bewachen Angehörige der Schweizer Armee die Grenze zwischen Nord- und Südkorea. Am Ende des Koreakriegs gab's 1953 zwischen beiden Staaten einen Waffenstillstand. Für dessen Überwachung entsandte die Schweiz 146 Militärangehörige als Neutrale Überwachungskommission (NNSC). Heute harren noch immer fünf Offiziere an der dortigen Grenze aus. Für immer und ewig? Sind das Gute Dienste? Nein. Die Schweiz verhindert mit ihrer Delegation, dass die Nordkoreaner endlich wieder mit den Südkoreanern kommunizieren. Und umgekehrt.

Der Kosovo hat sich 2008 einseitig von Serbien getrennt. Dort sorgen rund 200 Swisscoys unter Nato-Verantwortung für die «Friedensförderung». Also für die Durchsetzung der nicht vorhandenen Staatsgewalt. Sie tun dies seit 1999, freiwillig, aber von den Schweizer Steuerzahlern vorzüglich entschädigt. Ihre Aufgabe beschränkt sich mittlerweile im Wesentlichen auf Transportdienstleistungen. Den Kosovaren wie den Serben passt diese «Friedenstruppe». Doch auch sie verhindert, dass die beiden Bevölkerungsgruppen einen Weg der Verständigung finden müssen.

Die «Friedenstruppen» der Uno unterstehen dem Sicherheitsrat. Zwar hat das Schweizervolk eine Teilnahme bei diesen «Blauhelmen» ausdrücklich abgelehnt. Dennoch drängte die politische Klasse um jeden Preis in diesen Sicherheitsrat. Damit trägt auch die Schweiz Verantwortung für über 10 000 Blauhelme im Libanon. Sie sollen verhindern, dass ein Krieg zwischen Israel und den Hisbollah-Milizen ausbricht. In Wirklichkeit sabotiert auch diese gutgemeinte Grenzbesetzung ein Miteinander der dortigen Nachbarn. Dabei wären wir Menschen zu allem fähig. Warum nicht auch zum Frieden?

Christoph Mörgeli

Trockener Brunnen

Die Nationalbank kann nach ihrem Riesenverlust Bund und Kantone kein Geld geben. Wie ist es nächstes Jahr?

Hans Kaufmann

Es zeichnete sich schon im September ab, als die Schweizerische Nationalbank (SNB) einen Rekordverlust von 142 Milliarden Schweizer Franken bekanntgab, dass es schwierig sein würde, den Verlust bis Ende 2022 wieder aufzuholen. Es gab zwar im Oktober eine positive Gegenbewegung, nahmen doch die Eigenmittel und Rückstellungen wieder um 26 Milliarden Franken zu, doch Ende 2022 verblieb ein provisorisch berechneter Verlust von 132 Milliarden. Die definitiven Zahlen sollen am 6. März 2023 publiziert werden.

Die Eigenmittel und Rückstellungen sanken somit innert Jahresfrist von 204 Milliarden auf geschätzte 60 bis 65 Milliarden und machen damit nur noch 7 Prozent der Bilanzsumme aus. Einen Verlust in der erlebten Grössenordnung kann sich die SNB nicht mehr leisten. Aber als spezialgesetzliche AG muss die SNB keinen Konkurs befürchten. Wer aber allenfalls Eigenkapital nachschliessen müsste und vor allem könnte, ist nicht geklärt.

Lohnerhöhung für sich selber

Ein Verzicht auf eine Gewinnausschüttung an Kantone und Bund war eigentlich schon im September klar. Dass man auch noch die gesetzlich begrenzte kümmerliche Dividende an die Aktionäre – 1,5 Millionen Franken – ausfallen lässt, ist zwar gemäss Nationalbankgesetz nachvollziehbar, aber kleinlich. Zum Vergleich: Die Lohnsumme der SNB ist allein bis September wieder um 4,1 Millionen Franken gestiegen. Bis Ende Jahr werden es wohl 6 Millionen sein. Wenn es ums eigene Portemonnaie geht, glauben jene, die bei der Erhaltung unserer Kaufkraft versagt haben, es stehe ihnen für 2023 gar noch ein Teuerungsausgleich zu.

Einige Kantone erwarten für 2023 wieder eine Gewinnausschüttung, allenfalls in etwas bescheidenerem Ausmass. Aber dies ist wohl eine Illusion. Weitere Leitzinserhöhungen sind von den grossen Notenbanken angekündigt worden, was wohl erneut Kursverluste auf Obligationen bedeutet. Zu bedenken gilt es auch, dass die höheren Zinsen auf den Einlagen der Geschäftsbanken bei der SNB künftig die

Erfolgsrechnung belasten werden. Bereits im dritten Quartal 2022 wurden dafür 57 Millionen aufgewendet. Gleichzeitig entfallen die Negativzinserträge, die bis September weitere 610 Millionen einbrachten und sich damit insgesamt auf 11,9 Milliarden summieren.

Im laufenden Jahr per saldo einen Gewinn von etwa 50 Milliarden zu erwirtschaften, der eine Wiederaufnahme der Gewinnausschüttungen an die öffentliche Hand erlauben würde, ist angesichts des Umfeldes fraglich. Um die erlebten Verluste auszugleichen, müsste die SNB zudem an ihren Positionen im Portfolio festhalten. Sie könnte die Bilanz nicht zurückfahren, denn ein radikaler Abbau würde bedeuten, die bis anhin erlittenen Anlageverluste endgültig zu realisieren.

Mit den verbleibenden, als notwendig geschätzten 100 bis 200 Milliarden Währungsreserven wären diese dann kaum je wieder wettzumachen.



Rechte Trümmerhaufen

Bekommt die Schweiz einen Energie-General? Oder braucht der Gefreite Rösti gar keinen?



Die fremdenfeindliche Rechte in der Schweiz hat mit ihren grossen Vorbildern durchwegs Pech. Ueli Maurer lobte den Russen Sergei Wiktorowitsch Lawrow als den besten Aussenminister weit und breit. Inzwischen ist der Lack ab, weil Russland in der Ukraine die selbstgesteckten Ziele nicht erreicht hat. Die Ukraine wird kein Satellit von Russland, dagegen Russland einer von China. Pech für unsere Oligarchenfreunde.

Für einen Teil der Zürcher SVP hat China die «beste Regierung der Welt». Die Fakten sprechen inzwischen eine andere Sprache: Die Null-Covid-Politik der chinesischen Kommunisten ist nach drei Jahren kläglich gescheitert. Xi Jinping nutzte die vergangenen tausend Tage nicht, um Lizenzen der weltweit besten Impfstoffe einzukaufen und die Bevölkerung durchzuimpfen. China ist nach dem Scheitern der bisherigen Covid-Politik ein gigantischer Bioreaktor. So viel Inkompetenz sucht seinesgleichen. Die beste Regierung geht anders.

In den USA konnten die von Trump aufgehetzten Aufständischen vor zwei Jahren das Kapitol nicht erobern. Und jetzt gewann der von ihnen verspottete «Sleepy Joe» die Mehrheit im Senat. Nicht trotz, sondern wegen Trump. Im Kongress verhindern die Geister, die Trump rief, während vierzehn Runden die Wahl des republikanischen Kandidaten Kevin McCarthy zum Speaker. Jetzt ist er ein Gefangener der Hardcore-Trumpisten. Eine Blamage als Visitenkarte für die nächsten Präsidentenwahlen.

Jair Bolsonaro verlor die Wahl gegen Luiz Inácio Lula da Silva. Das Militär verharrte wegen der Drohungen der amerikanischen Demokraten

in den Kasernen. Bolsonaro hat seine Niederlage nie eingestanden und blieb der Amtseinführung des neuen Präsidenten fern. Ferienhalber. In kurzen Hosen schießt er Selfies in Florida. Und jetzt versuchen die Bolsonaro-Faschisten, Brasilien ins Chaos zu stürzen. Diese Fremdenhasser sind nur so lange für Demokratie, wie sie an der Urne nicht verlieren. Nachweislich.

Giorgia Meloni, der Stern der Fratelli d'Italia, will neu weder raus aus der EU noch den Euro abschaffen. Unterstützt wird die Ukraine im Kampf gegen Russland. Und nicht der Berlusconi-Freund Putin. Meloni will keine britischen Verhältnisse, keinen Brexit, der sich als

Schweizerinnen und Schweizer wollen keinen Rambazamba. Nicht einmal die SVP des Jahrgangs 2022.

Flop erwies, so dass die eiserne Lady Liz Truss nur 44 Tage im Amt blieb. Niemand feiert den Brexit mehr als Vorbild für die Schweiz ab. Die Realitäten fressen die armen rechten Seelen auf.

Alles in allem dampft die Kacke in der rechten Ecke gewaltig. Warum dennoch niemand unsere Rechten in die Pfanne haut, ist für mich eines der ungelösten grossen Schweizer Rätsel. Denn die Schweizerinnen und Schweizer wollen keinen Rambazamba. Nicht einmal die SVP des Jahrgangs 2022.

Deshalb setzt sich Albert Rösti, unser Adolf Ogi z.o., gegen die Zürcher SVP durch. Der Kandersteger Gefreite muss jetzt in Sachen Energie und Klima liefern. Ohne General an seiner Seite.

Bisher kam es trotz stark steigender Gas- und Strompreise erstaunlicherweise zu keinen Volksaufständen, weder national noch international. Die Gelbwesten blieben zu Hause im Schrank. Und die Zahl der Teilnehmer an Pegida-Demos blieb unter allen Erwartungen.

Vorteil Effizienz: Die trotz aller staatlichen Preisdeckel massiv gestiegenen Energiepreise senken den Energieverbrauch. Die unteren Einkommen müssen sparen. Und viele von denen, die es nicht müssten, tun es trotzdem.

Neue erneuerbare Energien: Deutschland will bis 2030 80 Prozent seines Stroms mit erneuerbaren Energien produzieren, vorab mit Wind- und Solarstrom. Die Strompreise werden so schrittweise auf 7 bis 8 Rappen pro Kilowattstunde sinken. Das wird die neue Normalität.

Flüssiggas-Terminals: Amerikanisches Flüssiggas ist teurer als russisches Erdgas. Die Deutschen bauen auf Teufel komm raus neue LNG-Terminals. Weltweit werden überall – wo die Werften dies können – Flüssiggastanker gebaut. Bereits warnen erste Analysten, dass hier Überkapazitäten entstehen werden.

Zuerst muss Rösti die Kalbereien der Ära Sommaruga und Parmelin abtischen – Birr ist eine Fehlinvestition, die uns eine halbe Milliarde Franken kostet. Denn die Unternehmen besitzen Notstromaggregate mit einer Leistung von 4000 Megawatt. Man muss sie nur nutzen.

Noch einmal eine halbe Milliarde kostet uns die teure, absolut unnötige Wasserkraftreserve. Bleiben wir dran.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Beim Bund neu erhältlich: private Daten

Der eidgenössische Datenschützer Adrian Lobsiger krempelt das Öffentlichkeitsgesetz um. Wer legale Geschäftsbeziehungen zu unliebsamen Personen unterhält, muss den Pranger fürchten.

Urs Paul Engeler

Der eidgenössische Datenschützer Adrian Lobsiger plant, unbescholtene Schweizer Geschäftspartner russischer Staatsangehöriger an den medialen Pranger zu stellen. Ende Dezember hat er entschieden, dass das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) die Kontaktdaten von Banken, Treuhändern, Anwälten oder Notaren veröffentlichen soll, die Dienstleistungen für Russen erbracht haben, die mutmasslich den EU-Sanktionen unterliegen. Lobsiger pervertiert damit das Öffentlichkeitsgesetz (BGÖ). Das Gesetz will «die Transparenz über den Auftrag, die Organisation und die Tätigkeit der Verwaltung fördern» und den «Zugang zu amtlichen Dokumenten» gewährleisten. Nach der Neuinterpretation durch den Datenschützer dient der Erlass nicht mehr der Kontrolle des Staatsapparates. Sondern er darf von den Medien (und andern Interessierten) dazu benutzt werden, selbst privateste Daten zu streuen, die von der Verwaltung gesammelt wurden. Lobsiger öffnet Missbräuchen weite Türen und hohe Tore.

Am Anfang dieser Umdeutung stand das Gesuch eines Journalisten, dessen Name ironischerweise laut Öffentlichkeitsverordnung geheim gehalten wird. Er hat am 2. Mai 2022 vom Seco die Herausgabe sämtlicher Meldungen verlangt, die Geschäftspartner von sogenannten russischen Oligarchen auf den Sanktionsaufruf des Bundes hin, ordnungsgemäss und vertrauensselig, dem Staatssekretariat abgeliefert hatten.

Das Seco beschied dem Medienmann umgehend am 3. Mai, dass eine Publikation dieser Meldungen gemäss den geltenden Gesetzen gar nicht möglich sei: Diese Dokumente enthielten «besonders schützenswerte Daten, wie Namen, Kontonummern und Kontostände der einzelnen Individuen oder Unternehmen oder Organisationen». Die detaillierten Informationen, so das Seco weiter, gäben überdies Geschäftsgeheimnisse nicht nur der Sanktionierten preis, sondern auch solche der Banken, die diese Konten halten. Ein öffentliches Interesse könne den Schutz der privaten Sphären der verschiedenen und absolut legal handelnden Beteiligten auch darum nicht überwiegen, weil das Seco regel-

mässig und umfassend über den Stand der Sanktionen und den Umfang der eingefrorenen Vermögen informiere.

Bankgeheimnis umgangen

Als Jäger von konkreten Firmennamen und Bankenadressen nicht an einer Gesamtschau interessiert, wandte der Journalist sich noch gleichentags an den Eidgenössischen Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragten (EDÖB). Über ein «Schlichtungsverfahren» versuchte er, gleichwohl an die gesetzlich geschützten Individualdaten zu gelangen. Konkret nahm eine Alessandra Prinz vom «Bereich Öffentlichkeitsprinzip» sich seiner Sache an, zunächst mit wenig Erfolg: In einer ersten Reaktion auf deren drängende Anfragen hielt das Seco an seiner Rechtsauffassung fest und ver-

Lobsiger hat den Schlüssel gefertigt, mit dem nicht nur das Bank-, sondern auch das Amtsgeheimnis zu knacken ist.

weigerte weiterhin den Zugriff auf die sensiblen Privatinformationen, auch mit den Zusatzargumenten, es würden damit sogar Leasing-, Versicherungs- und Mietverträge, Grundbuchauszüge oder gar Wohnadressen öffentlich gemacht. Und überhaupt: Die Bankkontakte unterstünden dem Bankkundengeheimnis: «Die in den Meldungen enthaltenen Informationen unterliegen demnach dem Bankgeheim-



Abstrus bis unheimlich:

nis. Eine Herausgabe solcher Informationen durch die Banken könnte damit strafrechtlich verfolgt werden. Es kann nicht im Sinne dieser Bestimmung sein, dass das Bankgeheimnis über Umwege umgangen wird.»

So weit korrekt und konsequent. EDÖB-Chef Lobsiger und seine ausführende Kraft Alessandra Prinz liessen indes nicht locker und veranstalteten «Schlichtungsverhandlungen», in denen der Umfang der publik zu machenden Meldungen etwas reduziert wurde.

Tatsächlich: Am 12. Juli 2022 vollzog das Seco eine regelrechte Spitzkehre. Plötzlich zeigte das



Datenschutzbeauftragter Lobsiger.

Staatssekretariat sich bereit, das Bankgeheimnis zu opfern und die, gemäss eigener Einschätzung, «besonders schützenswerten» Daten Dritter, die es gesammelt hatte, zu veröffentlichen. Über die Gründe des Meinungsumschwungs gibt das Seco (noch) keine Auskunft. Das Gesuch um Einsicht in den Schriftenwechsel werde in den nächsten Wochen geprüft. Auf den Vorhalt der *Weltwoche*, dass allenfalls internationaler Druck (der EU oder der USA) die Abkehr von den eigenen Prinzipien bewirkt haben könnte, erklärt das Staatssekretariat vielsagend unkonkret: «Das Seco steht im Zusammenhang

mit den Sanktionen gegenüber Russland in stetem Austausch mit den Partnerbehörden im Ausland. Zu den Inhalten dieser Gespräche können wir aber keine Stellung nehmen.» Die Vermutung, dass auch die Spitze des Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF), dem Bundesrat Guy Parmelin (SVP) vorsteht, Einfluss genommen haben könnte, kommentierte das Amt nicht.

Freipass für Erpressungen

Irritierend ist zudem, dass das Seco, obwohl im Verlaufe des «Schlichtungsverfahrens» jeweils angefragt, sich mit keinem Wörtchen zu den zahlreichen, teils empörten Einwänden Betroffener geäussert hat, die unangenehme rechtliche, internationale, innenpolitische und wirtschaftliche Folgen geltend machten und langfristige Schäden nicht für die einzelnen Institute, sondern für den Schweizer Rechts- und Finanzplatz insgesamt aufzeigten. Also fanden die Datenschützer freie Bahn vor, die «besonders schützenswerten» Daten nicht mehr zu schützen.

In einem zum Teil liederlich redigierten Entscheid (Kommafehler, unvollständige Sätze) erlaubte das Duo Lobsiger/Prinz dem willigen Staatssekretariat am 23. Dezember, den weltweiten Zugang zu folgenden Privatdaten zu öffnen: «meldendes Institut, Meldedatum, Vermögensart, Höhe des Vermögenswerts und Art des Sanktionsadressaten». Banken, Treuhänder oder Anwaltskanzleien, die sich gegen diese gezielte Brandmarkung zur Wehr setzen, werden auf den unsicheren Rechtsweg verwiesen. Eine «höhere Medienpräsenz» und «andere nachteilige Folgen», die sich aus den Geschäftsbeziehungen mit den Russen ergeben, müssten eben in Kauf genommen werden, so der zynische Kommentar.

Wenn Datenschützer und das Seco das «öffentliche Interesse» an privaten Daten ganz legal Handelnder zu rechtfertigen versuchen, dann wird es abstrus bis unheimlich. Durch diese gezielte Preisgabe von einzelnen Namen, so legitimieren sie sich selbst, erhalte die Allgemeinheit einen «Überblick» über die getroffenen Sanktionsmassnahmen. Allerdings beteuerte das Seco am 3. Mai selbst, diese zusammenfassenden Informationen regelmässig selbst zu veröffentlichen. Nach dieser Logik könnten die Bürger durch die Publikation privater Steuerdaten bestimmter Personen auch einen «Überblick» über die Durchführung der Fiskalgesetze einfordern oder durch Einblicke in Krankendossiers sich einen «Überblick» über die Amtsfähigkeit einzelner Magistraten verschaffen. Die politischen Möglichkeiten sind fast unbeschränkt.

Lobsiger hat den Schlüssel gefertigt, mit dem nicht nur das Bank-, sondern generell das Amtsgeheimnis zu knacken ist: Man skandalisiere einen durchaus legalen Vorgang, leite aus dieser Konstruktion ein «öffentliches Interesse»

an Detailinformationen ab – und der Datenschützer erteilt den Beamten die Erlaubnis, in amtlichen Akten lagernde vertrauliche private Daten irgendwelchen Antragstellern auszuhändigen. Denn, ganz wichtig zu wissen, das Öffentlichkeitsgesetz kann nicht nur von Medienleuten angerufen werden, die dann für ihre Publikationen geradestehen müssen, sondern von jedermann, von jedem Einwohner der Schweiz und auch von Interessierten aus aller Herren Ländern. Und wie diese Informationen genutzt und verwertet werden, liegt dann allein im Ermessen der Empfänger.

Der Journalist beispielsweise muss die Liste der Geschäftspartner von mutmasslich sanktionierten Russen und russischen Firmen nicht un-

Alle Daten, die der arglose Mensch preisgibt, können ihm, nun auch von Staates wegen, zum Verhängnis werden.

bedingt vollständig publizieren, sondern könnte sie selektiv zur Ächtung einzelner Banken oder Anwälte nutzen. Er könnte die Datenbank auch verkaufen, zum Beispiel den Konkurrenten, oder mit ihr etwas Druck ausüben. Das sind keine Unterstellungen, sondern nur rein theoretische, aber gar nicht weltfremde Überlegungen. Informationen sind Macht, oft auch Geld und immer eine schnittige politische Waffe.

Selbstherrliche Verwaltung

Einer freut sich ganz bestimmt, wenn er die Liste der Schweizer Finanzdienstleister liest oder sonst wie zugespielt bekommt: der polnische Ministerpräsident Mateusz Morawiecki. Er will alle eingefrorenen Vermögen sanktionierter Russen und von deren Firmen einziehen und in den Wiederaufbau der Ukraine umpolen. Datenschützer Lobsiger liefert ihm nun die Standorte der Geldlagerungen im Lande, die Höhe der in Aussicht stehenden Beute des Raubzugs sowie die Namen der Schweizer Vermögensverwalter, die er unter moralischen, unter konkreten EU-Druck und unter gewiss rasch aufkeimende innenpolitische Pressionen setzen kann.

Es scheint so, dass die selbstherrliche Verwaltung nicht mehr daran zu hindern ist, den Dammbreach zu vollziehen, den Schutz privater Daten weitgehend aufzugeben und so das Öffentlichkeitsgesetz zum Ausverkaufportal zu erklären. Es wäre am Parlament, die Umkehrung des klar definierten Gesetzeszwecks, die Kontrolle ebendieser Verwaltung, zu stoppen. Für jeden Bürger und jede Firma gilt: Sie haben die generelle Regel noch verstärkt zu befolgen, dem Staat, auf dessen Diskretion kein Verlass mehr ist, keine Informationen zu liefern, die er nicht per Zwang einfordern kann! Alle Daten, die der brave und arglose Mensch preisgibt, können ihm, nun auch von Staates wegen, zum Verhängnis werden.

Der Netto-null-Betrug

Das neue Klimagesetz befiehlt, ab 2050 netto keine Treibhausgase mehr auszustossen. Dabei würde die halbe Reduktion reichen. Den Rest erledigt die Natur.

Beat Gygi

Das neue Klimagesetz der Schweiz kann zu einer Kostenfalle gigantischen Ausmasses werden, wenn es so umgesetzt wird, wie es dem Wortlaut nach verstanden werden kann. Das im vergangenen Herbst vom Parlament als indirekter Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative beschlossene Gesetz verfolgt grundsätzlich das gleiche Ziel wie die Initiative: netto null Treibhausgasemissionen bis 2050. Das ist der neue Mainstream der Klimastrategien quer durch Europa. Regierungen, Unternehmen und Organisationen rufen Versprechen aus. Der Bundesrat schloss sich 2019 in Eigenregie dem Zug an und machte für die Schweiz die Zusage, ohne Volk oder Parlament zu fragen.

Jetzt hat das Parlament gesprochen, nun stehen die Vorschriften im speziell erstellten Klimagesetz. Der zentrale Artikel: «Der Bund sorgt dafür, dass die Wirkung der in der Schweiz anfallenden von Menschen verursachten Treibhausgasemissionen bis zum Jahr 2050 Null beträgt (Netto-Null-Ziel), indem a) die Treibhausgasemissionen so weit möglich vermindert werden; und b) die Wirkung der verbleibenden Treibhausgasemissionen durch die Anwendung von Negativemissionstechnologien in der Schweiz und im Ausland ausgeglichen wird.»

Planwirtschaftliche Drosselung

Zudem schreibt das Gesetz Zwischenziele vor: verglichen mit 1990 in der Periode 2031–2040 im Durchschnitt minus 64 Prozent, bis 2040

Zu erwarten wäre eine Abwägung von Kosten und Nutzen, bevor man der Wirtschaft die Luft abschnürt.

minus 75 Prozent und im Durchschnitt 2041–2050 mindestens 89 Prozent weniger. Das heisst, dass bald den Verbrennungsprozessen quasi die Luft abgestellt werden muss, in Fabriken, auf den Strassen, im Haus. Und für den Rest an Gasausstoss, der nicht zu verhindern ist, weil es wohl nicht ganz ohne

Brenn- und Treibstoffe gehen wird, muss das Gas sozusagen eingefangen und verwahrt werden (Sequestrierung), was teuer ist.

Dieses Klimagesetz, gegen das die SVP das Referendum ergriffen hat, befiehlt also eine schrittweise planwirtschaftliche drastische Drosselung des fossilen Energieverbrauchs. Der Bundesrat wollte ursprünglich sogar einen direkten Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative erstellen, wodurch «Netto null 2050» auf Verfassungsebene fixiert worden wäre.

Zurzeit überbieten sich Verwaltungen, Organisationen und Firmen mit Netto-null-



Versprechen. Bei Unternehmen am Kapitalmarkt ist solche Klimakorrektheit fast Imagepflicht – aber nicht wirklich verbindlich, da das Ziel ja Nach-Nachfolger heutiger Chefs betrifft und Firmen auch aufs Kaufen von Emissionszertifikaten ausweichen können.

Bei Staaten sind solche Versprechen gravierender, wenn der Pfad jetzt schon gesetzlich fixiert wird. Wenn eine Regierung oder ein Parlament dem Volk schon gesetzliche Emissionsziele auferlegt, dann sollte zumindest – das wäre zu erwarten – vorgängig eine sorgfältige Abwägung von Kosten und Nutzen erfolgen, bevor man mit Staatsgewalt eingreift und der Wirtschaft die Luft abschnürt.

Aber in der Schweiz wird die Klimapolitik bisher auf schmaler Wissensgrundlage, ja oft einfach mit pauschalen Behauptungen betrieben. Das neue Gesetz beruht auf einer un-

vollständigen Analyse der Möglichkeiten und engt den Spielraum der Schweiz voreilig und übermässig ein. Grob gesagt: Etwa die Hälfte der jetzt gesetzlich geforderten Treibhausgasreduktion könnte ausreichen, um zu einem CO₂-Gleichgewicht zu gelangen. Warum? Weil die Natur offenbar mithilft, Treibhausgase aus der Atmosphäre zu entfernen. Gerd Ganteför, emeritierter Physikprofessor der Universität Konstanz, hat 2022 unter dem Titel «4pi» zwei Symposien durchgeführt, in denen rund zwanzig Wissenschaftler ihre Sicht zu Klima-, Energie- und Bevölkerungsthemen vortrugen – unter anderem Erkenntnisse zur Fähigkeit von Landpflanzen und Ozeanen, CO₂ aus der Luft aufzunehmen.

Unverantwortbare Kosten

Die wichtigsten Schlüsse daraus summarisch: Die Menschheit gibt durch ihre Aktivität pro Jahr rund 35 Milliarden Tonnen CO₂ in die Atmosphäre ab. Aber nicht alles bleibt da, denn gleichzeitig absorbieren die Landpflanzen rund 10 Milliarden Tonnen und die Ozeane etwa 8 Milliarden Tonnen.

Anders gesagt: Ungefähr die Hälfte der menschengemachten Emissionen wird demnach von Pflanzen und Wasser aus der Atmosphäre weggenommen. Das sind natürliche Senken. Diese Senken kommen in der Mainstream-Klimapolitik kaum zur Sprache.

Anhänger der offiziellen Energiewende berufen sich jeweils auf «die Wissenschaft», den Weltklimarat (IPCC), und behaupten pauschal, «die Wissenschaft» fordere Netto null bis 2050. Dabei werden da oft nur Modellverläufe beschrieben, nicht robuste Kausalbeziehungen. Dafür finden sich in den IPCC-Berichten auch zahlreiche Verweise auf die Bedeutung natürlicher CO₂-Senken, die bisher wenig intensiv diskutiert wurden. Ganteför gibt nun via Youtube-Videos entsprechende Hinweise auf wissenschaftliche Publikationen des IPCC wie auch der EU. Ein Klimagesetz, das diese Zusammenhänge nicht berücksichtigt, wäre ein Betrug am Volk und würde zu unverantwortbaren Kosten sowie Fehlinvestitionen führen.

Genfer Verführung

Hollywood-Adonis Brad Pitt hat sich in Inés de Ramon verguckt. Die schöne Juwelenhändlerin verbrachte Lehrjahre in der Schweiz.

Dominique Feusi

Achtung, Sensation, es ist der Stoff, aus dem die Boulevard-Träume sind, die Meldungen überschlugen sich: «Zwischen Brad Pitt, 59, und Inés de Ramon, 30, wird es intim», «Brad Pitt im Liebesurlaub mit neuer Freundin» und: «Der Hollywoodstar präsentiert seine Bauchmuskeln und Tattoos in nichts mehr als einer türkisen Badehose.» Fürwahr, in nichts mehr als einer Badehose am Pool zu sitzen, ist ein veritabler Skandal!

Ein veritabler Skandal ist es, wie sensationell der zweifache Oscar-Preisträger, einer der bekanntesten und mit seinem scharfen Geschäftssinn einer der reichsten Schauspieler – sein Vermögen wird auf 300 Millionen Dollar geschätzt –, mit 59 aussieht! Nicht einmal seine grotesk schlechten Tattoos können dem Adonis etwas anhaben, weshalb sich momentan nicht nur Frauen rund um den Erdball fragen: *Come on*, wer ist eigentlich diese Inés de Ramon?

Gibt's Synergien?

Die schöne Brünette, die mit Pitt Silvester feierte, wurde 1992 in Los Angeles geboren, verbrachte jedoch ihre Lehrjahre in der Schweiz, sie besuchte das Collège Calvin in Genf, jobbte im Kundendienst bei Kempinski Hotels, machte 2013 ihren Bachelor in Business Administration an der Universität Genf und blieb danach in der Romandie, um ein Jahr für das Auktionshaus Christie's im Sektor Schmuck und Juwelen zu arbeiten. Dann wechselte de Ramon, die Englisch, Spanisch und Französisch als Muttersprachen angibt und zudem fließend Deutsch und Italienisch spricht, zu De Grisogono, dem Schweizer Luxusjuwelier. Gegenwärtig ist sie stellvertretende Geschäftsführerin bei Anita Ko Jewelry, wo ein Paar Ohrringe schnell einmal mit 66 000 Franken zu Buche schlagen, und natürlich werden die exklusiven Kreationen der gefeierten Juweliermeisterin mit Geschäftssitz in L.A. gerne von Promis und Stars getragen. Gibt's zu den Synergien bezüglich der Beziehung mit Pitt noch Fragen?

Denn de Ramon, die natürlich und entspannt wirkt und als intelligent, lustig, bodenständig und elegant gilt, scheint Hollywoods «Golden

Boy» in Sachen Geschäftssinn in nichts nachzustehen. Ausserdem ist Pitt nicht ihr erster schöner Schauspieler, denn die Amerikanerin umgibt sich nicht nur beruflich mit Schmuck, sondern hat in ihrer Privatsammlung auch ein ganz schön schmuckes Männerarsenal. Zudem scheint sie Vampiren zugetan, Pitt ist bereits

Wer dachte bei ihrem Anblick nicht an Angelina Jolie, mit der er noch immer im Scheidungskrieg steckt?

der zweite sexy Vampir in ihrem Schmuckkästchen. Apropos sexy Vampir: Wussten Sie, dass Brad Pitt seine Rolle in «Interview mit einem Vampir» hasste? Ist das zu fassen?

Inés de Ramons erster sexy Vampir, zumindest soweit bekannt, war «Vampire Diaries»-Seriensstar Paul Wesley, 40, und de Ramon brachte 2019 Tausende von Teenagern zum Weinen, als sie Wesley heiratete und diesen

sexy Vampir vom Markt nahm. Unsterblich war diese Liebe jedoch nicht. Die Scheidung kam Mitte letztes Jahr. Und dann kam schon bald der Pitt. Der neue alte Vampir.

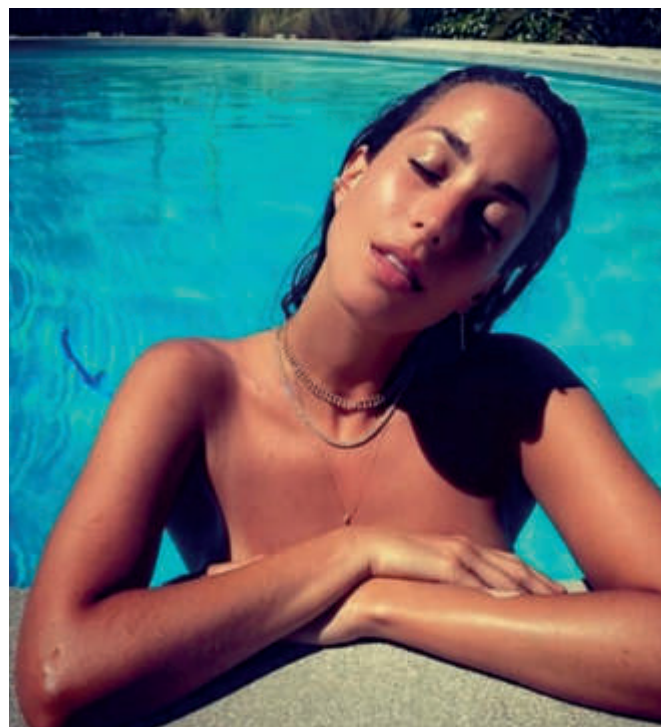
Frei nach Horaz

Zumindest was das Aussehen betrifft, bleibt mit der schönen Brünetten mit den vollen Lippen – wer dachte bei ihrem Anblick nicht kurz an Angelina Jolie, mit der er noch immer im erbitterten Scheidungskrieg steckt? – somit nicht nur Pitt seinem Beuteschema treu, sondern auch de Ramon mag, wer will es ihr nachsehen, ihre Männer ganz schön schön.

Die stringente Erklärung für dieses ganze Tamtam lautet übrigens: Brad Pitt hat einen neuen Film: «Babylon – Rausch der Ekstase». Und so geht Werbung, wenn man einen scharfen Geschäftssinn hat. Da haben zwei schöne Menschen zusammengefunden und frei nach Horaz das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden.



Das Angenehme und das Nützliche: Vampir Pitt mit Eroberung de Ramon.



Hinter Lulas Märchenfassade

Die Verwüstungen im Regierungsviertel von Brasilia durch Bolsonaro-Anhänger waren übel. Doch die wirkliche Gefahr für die Demokratie in Lateinamerika kommt von links.

Alex Baur

Lima
Keine Superlative waren dem brasilianischen Präsidenten Lula da Silva zu hoch gegriffen, als er am Sonntag den Sturm auf den Kongress in Brasilia verdammt. Er titulierte die Demonstranten wahlweise als «Faschisten», «Terroristen», «Putschisten» und deren Idol Jair Bolsonaro gar als «Völkermörder» («genocida»). Einen vergleichbaren «Angriff auf die Demokratie» habe es in der Geschichte Brasiliens noch nie gegeben. Nun will Lula hart durchgreifen. In einem ersten Schritt sollen die sozialen Medien an die Kandare genommen werden.

Das internationale Echo war überwältigend. Von US-Präsident Joe Biden über EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen bis zu den Staatsoberhäuptern aus der lateinamerikanischen Nachbarschaft beeilten sich alle, den «Angriff auf die Demokratie» aufs schärfste zu verurteilen. Selbst Lulas Erzfeind und Vorgänger Bolsonaro distanzierte sich via Twitter von den Chaoten. Er wiederholte dabei eine Formel, die er bereits früher bemüht hatte: «Gewalt und Vandalismus sind die Methoden der Linken, nicht unsere, wir halten uns an Law and Order.»

Milde bei früheren Angriffen

Tatsächlich waren die Dauerproteste in Brasilien nach Lulas Wahl bislang überwiegend friedlich. Auch beim Sturm aufs Regierungsviertel vom vergangenen Sonntag, als mehrere tausend Lula-Gegner das Machtzentrum von Brasilia überrollten, wurde nach bisherigen Informationen niemand ernsthaft verletzt. Nirgends brannte es. Die Verwüstungen, die eine radikale Minderheit der Protestler im Obersten Gericht und im Parlament anrichtete, sind zweifellos strafbar. Doch eine reale Bedrohung für die Demokratie und den Staat war der Spuk, der nach drei Stunden vorbei war, sicher nicht. Und ein Novum war die Stürmung des Parlamentsgebäudes in Brasilien erst recht nicht.

Am 6. Juni 2006 etwa besetzten Aktivisten der ultralinken Bewegung Sem Terra bereits



Kein gutes Omen für die Regierung: Brasilia, 8. Januar.

einmal den Kongress. Da der Sturm aufs Parlament – im Gegensatz zu jenem vom Sonntag – in die Session fiel, kam es zu brenzligen Situationen mit mehreren, zum Teil schwer Verletzten. Ähnliche Aktionen gab es 2013 und 2017. Doch niemand beschwor damals den Untergang der Demokratie. Vielmehr suchte

Der Präsident und sein Richter haben alles unternommen, um die Bürgerproteste zu kriminalisieren.

derselbe Lula, der heute auf gnadenlose Repression setzt, den Dialog mit seinen rebellischen Genossen. Und die grossen Medienhäuser, die sich stets auf die grosszügigen Fördergelder der Regierung Lula verlassen konnten, lobten im Chor mit der Intelligenzija dessen Pragmatismus.

Welch ein Kontrast zu heute. Während Präsident Lula Brasiliens Hauptstadt umgehend für neunzig Tage durch Bundespolizei und Militär besetzen liess, verbot der oberste Wahl-

richter Alexandre de Moraes unter drakonischer Strafandrohung jeden Strassenprotest und ordnete die gewaltsame Auflösung der Mahnwachen von Bolsonaro-Anhängern vor den Militärcasernen an. Nach seiner Lesart sind das «Camps voller Terroristen» («acampamentos cheios de terroristas»).

Noch am Sonntag wurden 260 Protestler verhaftet. Am Montag führte die Bundespolizei allein in Brasilia gemäss offiziellen Angaben weitere 1200 Renitente in Handschellen ab. Omnibusse, die Demonstranten befördert hatten, liess Moraes kurzerhand beschlagnahmen. Obendrein entthob der selbstherrliche Wahlrichter, der selbst nach Lulas Amtsantritt immer noch per Gerichtsbeschluss massgeblich mitregiert, auch noch gleich den Gouverneur von Brasilia seines Amtes, weil dieser zu milde mit den Demonstranten umgesprungen sei.

Gewollte Verhärtung der Fronten

Ob der Sturm auf den Kongress nach US-Vorbild von langer Hand geplant oder das Produkt einer unkontrollierbaren Eigendynamik war,

lässt sich mangels zuverlässiger Quellen schwer beurteilen. Die etablierten Medien, die seit Jahren eine hemmungslose Kampagne gegen Bolsonaro führen, haben für viele Brasilianer jede Glaubwürdigkeit verloren. Was klar ist: Lula und sein Richtergenosse de Moraes haben alles unternommen, um die vielleicht falschen, aber friedlichen und durch die Verfassung geschützten Bürgerproteste zu kriminalisieren und die Eskalation voranzutreiben.

Lulas Reden zum Amtsantritt waren ein Feuerwerk doppelzüngiger Demagogie. Während Brasiliens neuer *president*e vordergründig die Einigkeit und die Aussöhnung beschwor, beschimpfte er im gleichen Atemzug seinen Amtsvorgänger als «Völkermörder» und «Faschisten» und überhäufte ihn mit grössten Vorwürfen aller Art. Damit überzeugte Lula natürlich kaum einen der 49,1 Prozent, die ebendiesen Bolsonaro gewählt hatten. Vielmehr provozierte der alte Politfuchs damit eine offensichtlich gewollte Verhärtung der Fronten.

Elend und Terror in Peru

Gemäss Lulas Diskurs hatte Bolsonaro ihm «ein Land in Ruinen» hinterlassen: ein ökonomisches Chaos, geplünderte Staatsbetriebe, Millionen von Hungernden. Die Zahlen zeigen das Gegenteil. Die Inflation lag im letzten Jahr bei 6 Prozent, also deutlich unter dem regionalen Schnitt und unter jener der USA; die unter Bolsonaro geschrumpften Staatsbetriebe warfen einen Rekordgewinn von 50 Milliarden Dollar ab, die Handelsbilanz verzeichnete einen Rekordüberschuss von 60 Milliarden Dollar bei komfortablen internationalen Reserven von 320 Milliarden Dollar; die Arbeitslosenzahlen waren deutlich

Lulas Reden zum Amtsantritt waren ein Feuerwerk doppelzüngiger Demagogie.

tiefer als nach dem unrühmlichen Abgang von Lulas Genossin Dilma Rousseff; auch die Kriminalitätsraten sanken unter Bolsonaro markant. Und das alles trotz der Corona-Rezession, die Brasilien besser überstanden hat als die meisten Nachbarländer.

Die an der brasilianischen Börse kotierten Aktien erlitten seit Lulas Amtsantritt am Neujahr einen Wertverlust von rund 100 Milliarden Dollar. Das ist kein gutes Omen für eine linke Regierung, deren bisher einzige Errungenschaft der Ausbau der Anzahl Ministerien von 23 auf sagenhafte 37 war. Anders als in seinen früheren Amtszeiten sieht sich Lula mit einer rechten Mehrheit im Parlament konfrontiert. Er braucht dringend Pöstchen, mit denen er die Opposition besänftigen kann – und einen Sündenbock, falls seine alterprobt Günstlingswirtschaft keine erspriesslichen Resultate bringt.



tate bringt. So sieht die brasilianische Realität hinter Lulas Märchenfassade aus.

Wie einseitig und verzerrt die mediale Wahrnehmung ist, zeigt ein Blick in Brasiliens Nachbarland Peru, das seit einem Monat von blutigen Ausschreitungen geplagt wird. Den Anlass gab der gescheiterte Staatsstreich von Pedro Castillo, der damit einer Amtsenthebung wegen handfester Korruptionsverfahren zuvorkommen wollte. Obwohl seine Nachfolgerin Dina Boluarte, die gewählte Vizepräsidentin und Parteigenossin von Castillo, vorgezogene Neuwahlen ankündigte, nutzt eine unheilige Allianz von Marxisten, alten Guerilleros, Narcos, Goldgräbern und ultranationalistischen Milizen die Gelegenheit, um das Land ins Chaos zu stürzen.

Vor allem in den südlichen Anden kam es zu Plünderungen, Gerichtsgebäude wurden samt ihren Archiven abgefackelt, sogar Milchzentralen, Spitäler und Ambulanzen blieben nicht verschont. Mit der Blockade von Strassen und Flughäfen versuchen die Aufständischen, das Land auszuhungern. Bei den Krawallen starben bislang 45 Menschen [Stand bei Redaktionsschluss], Hunderte von Polizisten wurden zum Teil schwer verletzt.

Anders als in Brasilien ist die Demokratie in Peru effektiv bedroht. Das Ende der verfassungsmässigen Ordnung ist das erklärte Ziel der Krawalle. Weil die Aktivisten dafür an den Wahlurnen niemals eine Mehrheit finden würden, setzten sie auf Gewalt. Der Zusammenbruch der Wirtschaft, das Elend und der Terror sollen den Boden für eine sozialistische Revolution schaffen. Es ist das alte Rezept linker Guerillas, die Peru bereits während der 1980er Jahre in ein Blutbad mit 70 000 Toten gestürzt haben.

Doch stützt man sich auf die internationale Berichterstattung – auch und gerade in den Schweizer Medien –, erhält man den Eindruck, dass ein unterdrücktes und ausgebeutetes peruanisches Volk für seine Rechte auf die Strasse geht, während in Brasilien ein faschistischer Staatsstreich gerade noch knapp verhindert werden konnte.

Späte Bestätigung der Spike-Skepsis

Früh schon wurde von Kritikern der Covid-19-Impfung gemutmasst, dass die Spike-Proteine – eine Art Andockstation des mRNA-Wirkstoffs zum Koppeln an die Wirtszelle – zum Problem werden könnten. Wie verhalten sie sich im Körper, wo überall gelangen sie hin, und was tun sie dort? Dies die grosse Unbekannte.

Faktenchecker schrieben sich danach die Finger wund, die von Medien bewirtschafteten Experten schüttelten den Kopf: Alles nicht wahr! Dass die Spike-Proteine in Organe wie Eierstöcke, Milz und Leber oder in die Muttermilch gelangen könnten, wurde als Unsinn von «Schwurblern» abgetan. Nein, die Spikes würden sich vielmehr wie geplant an Antikörper andocken.

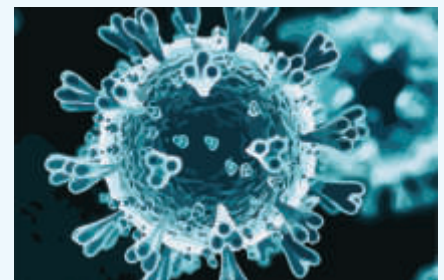
Inzwischen belegen aber diverse Studien das Gegenteil. Eine Analyse stammt von Lael Yonker, Assistenzprofessorin für Kindermedizin am Massachusetts General Hospital. Sie hat Jugendliche und junge Erwachsene untersucht, die nach einer mRNA-Impfung eine Myokarditis entwickelt haben, eine Herzmuskelentzündung.

Ihre Feststellung: Die Testpersonen zeigten einen dauerhaft erhöhten, zirkulierenden Spiegel von ungebundenen Spike-Proteinen. Diese bewegten sich frei im Blutplasma.

Für die Forscherin ist das aber kein Grund zur Sorge. Ihre Feststellung gebe lediglich den Anlass für eine weitere Verbesserung der Sicherheit der mRNA-Wirkstoffe, heisst es in der Studie. Das bedeutet nicht besonders viel Trost, wenn man die Spritze bereits erhalten hat.

Wenn es der Wunsch der Hersteller ist, den Wirkstoff möglichst sicher zu machen: Warum wurde dann seinerzeit derart lange weggeschaut, als viele Wissenschaftler auf mögliche Gefahren durch Spike-Proteine hinwiesen?

Stefan Millius



Schlechter Trost.

Falscher Geist in der Credit Suisse

Die Grossbank nutzt die Vorzüge der Schweiz. Sie ist es dem Land schuldig, zu einer tadellosen Unternehmenskultur zurückzukehren.

Hansrudolf Schmid

Bei seinem Abschied als Bundesrat hat Ueli Maurer im vergangenen Dezember vor der Bundesversammlung hervorgehoben, was die Schweiz auszeichnet: Sie sei ein Hort der Stabilität. Es gebe nichts Einfacheres, als fremdes Geld auszugeben, und auf seinen Ruf als Rappenspalter sei er stolz. Tags zuvor hatte Axel P. Lehmann, Verwaltungsratspräsident der Credit Suisse (CS), im «Eco Talk» des Schweizer Fernsehens zur Krise der Bank Stellung genommen: «Solid like a Swiss rock» solle die CS sein. Strategie und Geschäftsmodell seien neu und würden schrittweise umgesetzt.

Problem beim Risikomanagement

Die neue saudische Aktionärin schaffe kein Glaubwürdigkeitsproblem. Die Websites der Saudi National Bank, von deren Muttergesell-

Den Schaden tragen alle Einwohner, die mit ihrem Wirken zur Stärkung unserer nationalen Güter beitragen.

schaft und der CS böten Gewähr dafür. Ein allfälliges Kulturproblem orte er beim Risikomanagement. Verständlich ist Lehmanns Botschaft, weil es ihm vordringlich ums Überleben der Bank gehen muss. Unbefriedigend ist sie, weil sie ausblendet, was in den letzten Jahrzehnten zum Hauptproblem geworden ist: die Unternehmenskultur der CS an sich. Drei Entwicklungen haben diese zersetzt:

– Erstens drängten Managements auf Druck von Aktionären seit den 1990er Jahren auf höhere Kapitalerträge und eine Quantifizierung des Arbeitserfolges. Im naturgemäss langfristigen Bankgeschäft hielten Anreizstrukturen mit kurzfristigen Erfolgsmessungen Einzug. So optimierten die Manager die Erträge auf kürzere Horizonte und teilten sich selbst einen guten Teil zu. Längerfristige Risiken blieben oft bei den Kunden und der Bank. In guten Banken hat das Kundeninteresse Vorrang, und das Interesse der Bank kommt vor Begehrlichkeiten der Mitarbeiter. Jede Bonuskultur stellt diese Interessenhierarchie schleichend auf den Kopf.

– Zweitens hat der wachsende regulatorische Druck die Stellung von Compliance und Rechtsabteilung gestärkt. Gesunder Geschäftssinn ist einer Wagenburgmentalität gewichen. Im Umgang mit Kunden und Aktionären werden Fehler weder eingestanden noch zügig bereinigt. Man schiebt Lösungen hinaus und führt Prozesse, auch aussichtslose.

– Drittens setzt erfolgreiches Banking gelebte Integrität und Selbstbescheidung voraus. Beides ist der CS abhandengekommen. Beim vorliegenden Geschäftsverlauf von Boni zu reden, ist zynisch. Medienmitteilungen über Abgänge von hohen Chargen mit Lob und Dank und mit Stolz auf das Geleistete zu verbrämen, ist heuchlerisch und selbstherrlich. Die Homepage wirkt floskelhaft, und der Satz «Wir schaffen bleibende Werte, indem wir unsere Kunden mit Umsicht und Unternehmergeist betreuen» ist Hohn in den Ohren vieler echter Unternehmer. Verantwortung für das Debakel wird weder von den alten Riegen übernommen noch von der neuen Riege gefordert. Integrität wird deklariert, aber nicht gelebt.

Der finanzielle Misserfolg der CS ist umso gravierender, als sie als Schweizer Bank mehr als andere Unternehmen vom Umfeld profitiert, das Ueli Maurer treffend beschrieben hat. Die starke Exportwirtschaft und vergleichbar gutes Haushalten des Staates haben den Schweizer Franken solid gemacht. Zudem bietet die Schweiz, un-

abhängig, im Zentrum von Europa, einen hohen Grad an Stabilität. Diese nationalen Güter nutzen die Banken als billige Rohstoffe. Sie erlauben ihnen, sich attraktiv zu finanzieren und eine internationale Klientel anzuziehen. Angesichts dieser Sondervorteile hätte es für die CS ein Leichtes sein können, ihre Geschäfte nachhaltig profitabel zu führen.

Recht auf den Namen verwirkt

Die Credit Suisse ist ein besonderes Unternehmen, sie hat wie kein zweites die Industrialisierung der Schweiz geprägt, war im In- und Ausland ein Sinnbild für unser Land. Im Gegenzug für die freie Nutzung der nationalen Güter soll die CS ihren Beitrag zur Wertschätzung der Schweiz leisten. Dies ist der soziale Kontrakt, den die Bank mit ihrem Namen lauthals propagiert. Nun ist sie ausserstande, ihrer Verpflichtung gegenüber dem Land nachzukommen, und eine fundamentale Aufarbeitung ist nicht in Sicht. Die Credit Suisse hat das Recht auf ihren Namen verwirkt.

Sie ist nicht gescheitert wegen fehlerhafter Strategie, operationeller Schwächen oder Mangel an Intelligenz. Sie ist gescheitert, weil der falsche Geist weht. Schleichend hat Ichbezogenheit alle Fachkompetenz überstrahlt und korrumpiert. Viele Sprachrohre sind befangen. Rechtsanwälte, Unternehmensberater, Headhunter, PR-Agenturen schützen ihre Kunden vor Kritik – gerade auch die CS. Die soziale Einbettung der Verantwortlichen in Zürich fördert das Schweigen. Das öffentliche Kulturleben wird von der CS stark gefördert, und in den Zünften, Sportklubs und anderen Vereinigungen wird vieles beschönigt.

Den Schaden tragen alle Einwohner, die mit ihrem Wirken zur Stärkung unserer nationalen Güter beitragen. Wer die Schädigung der Schweiz durch die Credit Suisse weiterhin toleriert, muss sich die Frage gefallen lassen: Wie ernst ist es uns mit guter, ehrlicher Arbeit? Was soll uns auch künftig international auszeichnen?



Hansrudolf Schmid ist der Gründer der in Hongkong ansässigen HSZ Group.

Segen für den Journalismus

Schweizer Journalisten sind um Klassen besser als ihre deutschen Kollegen. Ursache ist die SVP.



Der Migrant Akbar, der in einem Dorf in Sachsen lebt, ist ein herzensguter Menschenfreund. Er bringt Kinder zur Schule, er begleitet Nachbarn zum Arzt. Es geht ihm «ums Dazugehören, dieses leicht zerbrechliche Gut».

Solchen Edelkitsch las man kurz vor Jahresende in der *Süddeutschen Zeitung*. Titel der süsslichen Migrantentory: «Ich schaffe das».

Kurz darauf explodierte in Berlin die Gewalt. Horden von kriminellen Migranten verwüsteten ganze Strassenzüge, legten Brände und griffen die Feuerwehrautos und Krankenwagen an.

Dieselbe *Süddeutsche Zeitung* wusste nun natürlich sofort, dass das nichts mit den bejubelten Migranten zu tun haben konnte. Bei den Tätern, schrieb das Blatt, handle es sich «vor allem um junge Männer». Als man dann schliesslich nicht mehr verschweigen konnte, dass das gewalttätige Gesindel aus Syrien, Afghanistan und Nordafrika stammte, setzte man darüber den niedlichen Titel: «Das sind doch fast alles Berliner Kinder». Kinderspiele eben.

Und auch der *Spiegel* kommentierte, der Antriebs des marodierenden Mobs sei bloss «pubertäre Grossfantasie», einige Heranwachsende halt, die zum Zeitvertreib ein paar Strassenzüge brandschatzten. Teenagerscherze eben.

Solch realitätsfernes Tremolo zog sich, mit Ausnahme der konservativen *Bild*-Zeitung, durch die gesamten deutschen Medien. Dass es sich bei den Krawallanten um Migranten handelte, wurde lieber verschwiegen, und wenn man es notgedrungen doch erwähnen musste, dann wurde es kleingeredet. Von Tätern zu sprechen, sei «in solchen Kontexten ja immer

ein bisschen schwierig», erklärte etwa die deutsche «Tagesschau», man erlebe bloss die Folge von «gruppenspezifischen Prozessen».

Auf den Schweizer Redaktionen hingegen kam kaum jemand auf die Idee, den Aufruhr in Deutschland schönzureden. Der Hinweis auf die Herkunft der Täter fehlte in keinem Artikel.

Die einzigen hiesigen Journalisten, die auf deutsche Verharmlosung machten, waren die Insassen der Anstalt SRG. Im Schweizer Radio

Angesichts des Versagens im Norden holten die hiesigen Journalisten zur massiven Kollegenschelte aus.

waren die Täter nicht «Migranten», sondern «Menschen». Im Schweizer Fernsehen schwafelte man, die Randalierer seien «eine heterogene Gruppe von Männern».

Angesichts des publizistischen Versagens im Norden erlebte man in den Schweizer Medien nun etwas höchst Ungewöhnliches. Die hiesigen Journalisten holten zu einer massiven Medienkritik an ihren deutschen Kollegen aus. «Die Medien müssen sagen, was ist, statt das Problem herunterzuspielen», kommentierte der *Tages-Anzeiger*. «Unser Nachbarland nimmt sein Migrationsproblem nicht ernst», kritisierte der *Blick*. «Migration schafft Konflikte – doch die verlogene deutsche Debatte leugnet das», formulierte die *NZZ*.

Das helvetische Überlegenheitsgefühl ist berechtigt. Der Journalismus in der Schweiz ist qualitativ deutlich besser als der Journalismus

in Deutschland, gerade bei kontroversen Themen wie der Ausländerpolitik. Dass bei uns die Debattenkultur so viel offener ist, hat einen einfachen Grund. In der Schweiz gibt es eine SVP.

1995 lancierte die SVP ihre erste Volksinitiative zur Beschränkung der Einwanderung. Seitdem legte sie fast im Jahresrhythmus mit Vorstössen zum Thema nach. Das Thema Einwanderung ist im öffentlichen Diskurs der Schweiz darum politisches Alltagsgeschäft. Auch in den Medien ist es seit Jahrzehnten ein Dauerthema.

In Deutschland passierte das Gegenteil. Als 2015 Angela Merkel ihre grenzenlose Willkommenskultur ausrief, folgten ihr die politischen Parteien von links bis konservativ mit grenzenloser Begeisterung. Die Medien überschlugen sich vor Verzückerung. Die paar wenigen Journalisten, die sich kritisch zur Flüchtlingseuphorie äusserten, wurden als Aussätzige verfemt.

Seitdem ist die Debatte über die negativen Folgen der Masseneinwanderung in der deutschen Öffentlichkeit vermintes Gelände. Journalisten verdrängen das Thema oder verklären es. Von den politischen Parteien hat nur die AfD eine migrationskritische Haltung. Aber die AfD ist stigmatisiert und, anders als die wählerstarke Regierungspartei SVP, aus dem politischen Machtapparat ausgegrenzt.

Für Schweizer Journalisten sind Asyl- und Migrationsfragen Routine. Für deutsche Journalisten ist es eine Tabuzone.

Man muss die SVP nicht lieben. Aber für den Schweizer Journalismus ist sie ein Segen.

«Es ist nicht unser Interesse, ein Vasall zu sein»

Günter Verheugen, langjähriger Brüsseler Kommissar, beklagt eine Selbstverzweigung der EU. Die Union lasse sich im Ukraine-Krieg von der Nato und den Amerikanern treiben. Was es brauche, sei eine gesamteuropäische Sicherheitsarchitektur. Mit den Russen finde man einen Ausgleich.

Roger Köppel

Berlin

Weltwoche: Herr Verheugen, Sie waren Vizepräsident der Europäischen Kommission, zuständig für die EU-Osterweiterung, später Berater der Agentur zur Modernisierung der Ukraine. Wie beurteilen Sie die Rolle der EU im Ukraine-Krieg?

Günter Verheugen: Was wir im Augenblick erleben, ist die Verzweigung der Europäischen Union. Von den grossen Ankündigungen Jean-Claude Junckers und Ursula von der Leyens – wir werden ein globaler Player, wir betreiben jetzt Weltpolitik – ist nichts übriggeblieben. Die Luft ist raus, wie aus einem angestochenen Ballon. Die EU folgt ohne eigene Ideen der Nato und damit faktisch den USA.

Weltwoche: Etwas zynisch könnte man argumentieren, das Ganze sei eine Stunde der Wahrheit für die EU. Was die eigene Unabhängigkeit angeht, hat man sich offensichtlich selbst belogen. Ohne eigenes Militär ist man abhängig von den Vereinigten Staaten, das europäische Machtgerede erweist sich als Schall und Rauch.

Verheugen: Das ist nicht zynisch, das ist die Realität. Die EU spielt in diesem Konflikt als politisch gestaltende Kraft keine Rolle. Und das ist schlimm. Es wäre unsere Aufgabe gewesen, erstens, zu verhindern, dass es überhaupt so weit kommt. Und zweitens, wenn es schon nicht verhindert werden konnte, dafür zu sorgen, dass es schnell zu Ende geht.

Weltwoche: Was kann die EU jetzt noch tun?

Verheugen: Eine grosse Aufgabe wird sein, die Mittel zum Wiederaufbau sinnvoll einzusetzen. Wenn wir die Wiederaufbauhilfe einfach an den ukrainischen Staatshaushalt überweisen, dann könnten wir sie genauso gut in einem Kaminfeuer verbrennen. Was die EU von der Ukraine verlangen muss, ist eine ernsthafte Staatsreform, jetzt schon, im Krieg. Zunächst müssen die Oligarchen entmachteter werden. Es gibt kein Land in Europa, das so sehr in den Händen von Oligarchen ist wie die Ukraine.

Weltwoche: Welchen Beitrag kann die EU zur Beendigung des Kriegs leisten?

Verheugen: Sie sollte alle Beteiligten dazu drängen, sich auf eine politische Lösung zu verständigen. Nehmen wir Deutschland. Der

«Die EU muss von der Ukraine eine ernsthafte Staatsreform verlangen, jetzt schon, im Krieg.»

Bundeskanzler erklärte kürzlich, Deutschland werde nicht akzeptieren, dass Russland irgendwelche Bedingungen für ein Friedens-



Günter Verheugen, geboren 1944 in Bad Kreuznach, begann seine Karriere in der FDP, deren Generalsekretär er am Ende war. Nach dem Bruch der sozialliberalen Koalition von Bundeskanzler Helmut Schmidt wechselte er 1982 in die SPD, wo er bis zum Bundesgeschäftsführer aufstieg. Kurzzeitig war er als Staatsminister im Auswärtigen Amt in Berlin tätig, ehe er 1999 nach Brüssel ging. Dort wirkte er als Europäischer Kommissar, zuerst für die Osterweiterung, später für Unternehmen und Industrie. Verheugen trat 2010 von seinem Amt zurück und ist seither als Berater und Dozent tätig.

abkommen stelle. Seinerseits stellt er alle möglichen Bedingungen. Dass ein solcher Ansatz zum Scheitern verurteilt ist, versteht sich von selbst. Die EU müsste alle Beteiligten zu Gesprächen ohne Vorbedingungen aufrufen.

Weltwoche: Warum tut sie es nicht?

Verheugen: Es gibt inzwischen eine Art anti-russische Einheitsfront in Teilen der EU. Sie umfasst Polen, die baltischen und nordischen Staaten. Ich will gar nicht bestreiten, dass das Gefühl der Bedrohung dort real ist. Ob auch die Bedrohung real ist, steht auf einem anderen Papier. Jedenfalls ist die EU dadurch handlungsunfähig. Der Schlüssel zur Lösung liegt deshalb nicht in Brüssel, auch nicht in Berlin und Paris, sondern in Washington.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die Rolle der Amerikaner in diesem Konflikt?

Verheugen: Ich hatte in meiner Karriere viel zu tun mit amerikanischen Politikern, auch mit Präsidenten. Ich glaube, ich darf sagen: Wie es den Ukrainern geht, ist den Amerikanern ziemlich egal. Was sie interessiert, ist ihre weltpolitische Rolle. Die amerikanische These ist: Die Ukraine darf nicht wieder in den Einflussbereich Russlands geraten, weil die Wiederherstellung eines russischen Imperiums von der Kontrolle über die Ukraine abhängt. Obama hat ja über Russland verächtlich gesagt, es sei eine Mittelmacht. Gut, der Mann war sowieso eine grosse Enttäuschung.

Weltwoche: Rhetorisch allerdings brillant.

Verheugen: Absolut brillant. Nur hat er bei allen schönen Reden übersehen, dass diese angebliche Mittelmacht über ein recht bedrohliches Waffenarsenal verfügt.

Weltwoche: Die Amerikaner würden Ihnen entgegen: Russland ist ein autoritärer Staat.

Verheugen: Ja. Davon haben wir viele auf der Welt.

Weltwoche: Russland ist grösser und gefährlicher als andere, würden die Amerikaner sagen. Darum ziehen wir jetzt die Ukraine auf unsere Seite von Rechtsstaat



«Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit»: EU-Kommissionspräsidentin von der Leyen, Präsident Selenskyj.

und Demokratie. Das stärkt den freien Westen. Es ist im Interesse Europas, dass wir diese gefährliche Autokratie vor Ihrer Haustür brechen, Mister Verheugen!

Verheugen: Das ist nur im Interesse Europas, wenn wir akzeptieren, dass die weltpolitische Dominanz der Amerikaner ein Segen ist. Die Amerikaner sagen: In keiner Region der Welt darf es jemanden geben, der stärker ist als wir. Erinnern Sie sich an den Satz von Präsident Clinton: «We are the indispensable nation»? Das ist das Selbstbild der Amerikaner. Sie halten sich für unverzichtbar. Was im Umkehrschluss bedeutet: Andere sind verzichtbar.

«Wie es den Ukrainern geht, ist den Amerikanern egal. Sie interessieren sich für ihre weltpolitische Rolle.»

Und das wünscht man keinem: in einem Land zu leben, das die Amerikaner für verzichtbar halten.

Weltwoche: Das Argument der Amerikaner, sie verteidigten in der Ukraine die Interessen Europas, halten Sie für falsch?

Verheugen: Jedenfalls ist es nicht unser Interesse, ein Vasall zu sein. Ein kluger ameri-

kanischer Freund, ein Diplomat, sagte mir einmal: «Es liegt im Interesse der USA, ein Europa zu haben, das so stark und so handlungsfähig ist, dass es uns gelegentlich auch stoppen kann.» Haben wir ein Interesse daran, uns in die ewigen amerikanischen Kriege und Konflikte reinziehen zu lassen? Haben wir ein Interesse daran, Partei zu beziehen, wenn die Amerikaner glauben, dass der Krieg mit China unvermeidlich wird? Nein, haben wir nicht.

Weltwoche: Was ist die Konsequenz dieses Krieges für Europa? Ist das ein dauerhafter Bruch mit Russland, eine geopolitische Zeitenwende?

Verheugen: Im Moment sieht es so aus, aber irgendwann ist auch dieser Krieg zu Ende. Und dann ist Russland immer noch da und auch die Ukraine, in welcher Form auch immer. Ich sehe zwei Möglichkeiten in dieser Situation. Entweder sagen wir: Okay, das hier ist einmal passiert, das kann immer wieder passieren, also bewaffnen wir uns bis an die Zähne, ziehen einen neuen Wall quer durch Europa und schirmen uns vor den Russen ab. Oder wir sagen zu den Russen: Lasst uns zu der Idee des gemeinsamen Hauses zurückkehren, so wie es Gorbatschow schon 1990 vorgeschlagen hat, aber diesmal machen wir es richtig.

Weltwoche: Warum hat es damals nicht geklappt?

Verheugen: Weil wir als Europäer nicht bereit waren, die entscheidende Frage zu stellen: Brauchen wir die Nato noch? Ich erinnere mich an eine interne Diskussion in der SPD, das muss 1992 oder 1993 gewesen sein. Ich sagte damals: «Leute, wenn wir das ernst meinen, dann muss die Nato ein den gesamten europäischen Kontinent und Nordamerika umfassendes Sicherheitssystem werden, eine Art OSZE plus.» Aber selbst gestandene Sozialdemokraten zuckten damals zusammen.

Weltwoche: Stattdessen kam es zur Nato-Osterweiterung.

Verheugen: Hier fühlen sich die Russen mit Recht getäuscht. Gorbatschow durfte annehmen, dass es keine Ausdehnung der Nato nach Osten geben würde. So wurde ihm das mündlich versprochen. Ich weiss auch, dass Václav Havel energisch darauf pochte, die Idee des gemeinsamen europäischen Hauses zu realisieren. Das stand im Widerspruch zur späteren Nato-Osterweiterung. Die Amerikaner sagten ihm: «Du als Tscheche, du solltest doch am besten wissen, dass man die Deutschen lieber nicht freischwebend im Raum lässt.» Sie kennen das Zitat von Lord Ismay, dem ersten Generalsekretär der Nato? >>>

Weltwoche: Erzählen Sie.

Verheugen: Gefragt, was der Zweck der Nato sei, antwortete er: «To keep the Russians out. To keep the Americans in. And to keep the Germans down.» Eine amerikanische strategische Denkschule glaubt bis heute, dass in Europa keine Macht entstehen darf, die den USA ebenbürtig wäre. Der Albtraum dieser Leute ist, dass Deutschland und Russland sich verbünden. Deshalb wird jeder deutsch-russische Annäherungsversuch torpediert, in der Vergangenheit nicht immer erfolgreich.

Weltwoche: Die Geschichte hätte sich auch anders entwickeln können. 2001 hielt Putin im Bundestag eine Rede auf Deutsch. Alle waren begeistert. Standing Ovations.

Verheugen: Es ging noch weiter. Die EU hatte ab 2003 die sogenannte strategische Partnerschaft mit Russland. Diese Zusammenarbeit war fruchtbar. Wir haben echte Fortschritte gemacht, zum Beispiel im Bereich der Binnenmarktregulierung, was handelspolitisch ja enorm wichtig ist. Wir haben ohne Probleme mit den Russen die EU-Osterweiterung durchziehen können. Es gab nur einen gefährlichen Stolperstein, den Zugang zu Kaliningrad. Aber das haben wir für beide Seiten befriedigend gelöst.

Weltwoche: Umso verwunderlicher, dass dann alles zusammenkrachte. Was ist der tiefere Grund dafür?

Verheugen: Ich glaube nicht, dass es den einen alles entscheidenden Grund gibt. Das war eine schleichende Entwicklung. Ein Beispiel: Wir machten in der Kommission unter dem Druck von Deutschland und Polen einen strategischen Fehler. Wir veränderten die Nachbarschaftspolitik, die bis dahin strikt bilateral gewesen war. Die einzelnen Staaten im Osten wurden neu als Gruppe, als Block behandelt. Plötzlich war da eine geopolitische Komponente drin, die Romano Prodi, Chris Patten und ich als Initiatoren der Nachbarschaftspolitik strikt vermieden hatten. Das hätte mit den Russen besprochen werden müssen.

Weltwoche: Gab es weitere Fehler auf Seiten der EU?

Verheugen: Ja, im Zusammenhang mit dem EU-Assoziierungsvertrag der Ukraine und den Vorgängen auf dem Maidan. Da ist das Verhalten der EU kritisch zu hinterfragen.

Weltwoche: Beginnen wir mit dem Assoziierungsvertrag. Was lief da falsch?

Verheugen: Dass die Verhandlungen mit der Ukraine geführt und abgeschlossen wurden, ohne mit der russischen Regierung über die wirtschaftlichen Auswirkungen auf ihr Land zu reden. Also diese Attitüde, geprägt von Kommissionspräsident Barroso: Das geht doch die Russen nichts an. Das war das grundsätzliche Problem.

Weltwoche: Wir hatten in der *Weltwoche* ein Interview mit Jean-Pierre Chevènement, dem



«Diese Zusammenarbeit war fruchtbar»: George W. Bush, José Manuel Barroso, Angela Merkel,

ehemaligen Sonderbeauftragten Frankreichs für Russland und die Ukraine. Er sagte, Barroso habe die Russen regelrecht beschimpft. Sie kennen Barroso aus langjähriger Zusammenarbeit. Wie erklären Sie sich dieses Verhalten?

Verheugen: Barroso ist ein dezidierter Transatlantiker. Aber er ist nicht allein verantwortlich für diese unglückliche Geschichte. Das Assoziierungsabkommen mit der Ukraine war Ende 2011 fertig verhandelt, und zwar mit Präsident Janukowytch, der ja angeblich ein enger Russlandfreund ist. So viel zur Behauptung, die Russen hätten alles unternommen, um die Ukraine von der EU fernzuhalten. Richtig ist: Das Abkommen konnte 2012 nicht unterzeichnet werden. Der Grund war eine Frau, an die Sie sich vielleicht gar nicht mehr erinnern: Julija Tymoschenko, die frühere Ministerpräsidentin der Ukraine.

Weltwoche: Ich erinnere mich gut. Ich habe sie in Kiew besucht. Sie hatte ein Maschinengewehr im Büro, das auf jeden eintretenden Besucher gerichtet war, und eine grosse Narbe im Décolleté, die sie respektgebietend zur Schau trug.

Verheugen: Vielleicht erinnern Sie sich auch an das abgehörte Telefongespräch, in dem sie überlegte, ob man nicht die russische Minderheit in der Ukraine mit einer Atombombe auslöschen könnte. Jedenfalls sass sie 2012, als das Assoziierungsabkommen unterzeichnet werden sollte, wegen Korruption im Gefängnis. Plötzlich wurde es von der EU zur Bedingung

für die Unterzeichnung gemacht, dass Frau Tymoschenko aus dem Gefängnis entlassen werde. Dem war eine orchestrierte millionenschwere Kampagne einer PR-Firma aus Berlin vorausgegangen, wie der *Spiegel* später enthüllte. Die EU und die USA warfen der Ukraine

«Wer hat auf dem Maidan mit dem Schiessen angefangen? Wie sind die fünfzig Leute in Odessa gestorben?»

damals «selektive» Justiz vor. Daran ist wohl richtig, dass es in der Ukraine nicht nur eine korrupte Person gab.

Weltwoche: Die Weltgeschichte ist eine Chronik der Missverständnisse und der Manipulationen.

Verheugen: Jetzt kommt die eigentliche Pointe: Das Abkommen, das heute in Kraft ist, entspricht genau dem Wortlaut des Abkommens, das mit Janukowytch ausgehandelt worden war. Nur weil man eine Politikerin mit höchst zweifelhaftem Ruf aus dem Gefängnis freipressen wollten, gab es in diesem wichtigen Prozess die Verzögerung, die sich wegen der ökonomischen Schiefelage der Ukraine im Jahr 2013 dann als fatal erwies. Die Russen hatten damit nichts zu tun.

Weltwoche: Kommen wir zum zweiten Punkt, den Sie angesprochen haben, dem Aufstand von 2014, dem sogenannten Euromaidan. Hat der Westen diesen Staatsstreich angeheizt?



Wladimir Putin, Tony Blair (v. l.), 2007.

Verheugen: Die Proteste auf dem Maidan waren zunächst eine spontane, proeuropäische Manifestation gegen den als prorussisch empfundenen Präsidenten Janukowytch. Die Ukraine ist ein Land, das eine überraschend lebendige Zivilgesellschaft hat. Aber es gab auch andere Kräfte dort, die Rechtsextremen, die Nationalisten. Nie wurde aufgeklärt, was da passiert ist. Wer hat auf dem Maidan mit dem Schiessen angefangen? Wie sind die fünfzig Leute im Gewerkschaftshaus in Odessa ums Leben gekommen? Und ja, es gab eine Vorbereitung zum *regime change*, angeführt von den Amerikanern. Sie hatten sogar schon ausgesucht, wer der neue Chef sein sollte. Sie kennen sicher das abgehörte Telefonat der amerikanischen Regierungsvertreterin Victoria Nuland. Sie diskutierte mit dem US-Botschafter in der Ukraine Personalien. Er fragt: «Aber die EU?» Sie antwortet: «Fuck the EU.» Diese Frau Nuland war kürzlich wieder in Kiew. Das hat nichts Gutes zu bedeuten.

Weltwoche: Wer hat die Nord-Stream-Pipelines in die Luft gesprengt? Die Amerikaner?

Verheugen: Für die angebliche russische Täterschaft gibt es keine Belege. Mich interessiert an dieser Sache vor allem die Reaktion in Berlin. Eigentlich müsste doch der Kanzler hinstehen und sagen: «Das ist ein unverzeihlicher Terrorakt. Der richtet sich auch gegen unsere nationale Souveränität.» Stattdessen zuckende Achseln überall, im Sinne von: Ja, damit war zu rechnen.

Weltwoche: Eine andere offene Frage: Wer hat das Minsker Abkommen sabotiert, das nach dem Euromaidan und dem Beginn des ukrainischen Bürgerkriegs die Beziehungen zu Russland regeln sollte?

Verheugen: Poroschenko, der prowestliche Nachfolger von Janukowytch, hat gesagt: «Wir haben es unterschrieben, um Zeit zu gewinnen.»

«Auf dem Westbalkan erwarte ich ähnliche Probleme wie in der Ukraine.»

Weltwoche: Das sagt neuerdings auch Angela Merkel.

Verheugen: Diese Darstellung halte ich für falsch. Das hat sie meines Erachtens nicht gemacht, um Zeit zu gewinnen, sondern, weil sie dachte, es sei richtig. Nachdem es gescheitert ist, sucht sie eine Ausrede. Und belastet damit Deutschlands Beziehung zu Russland noch mehr und stellt sich und eine ganze Phalanx europäischer Spitzenpolitiker als Lügner und Betrüger dar. Ich verstehe das überhaupt nicht.

Weltwoche: Eine andere deutsche Politikerin, die in diesem Konflikt eine wichtige Rolle spielt, ist Kommissionschefin Ursula von der Leyen. Was halten Sie von ihr?

Verheugen: Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist gross. Was die Aussenpolitik angeht, haben wir in der EU ein echtes personelles Problem: Josep Borrell. Ich bin erstaunt darüber, wie wenig dieser Mann in den Fokus gerät. Er ist immerhin der EU-Chefdiplomat.

Weltwoche: Er hat letzthin gesagt: Wir müssen mit der EU wie Konquistadoren die Ausdehnung voranbringen.

Verheugen: Davor hat er gesagt: Die EU ist ein schöner blühender Garten. Um uns herum ist der Dschungel.

Weltwoche: Wie die alten Griechen: Jenseits der Grenze sind die Barbaros, die Barbaren.

Verheugen: Wer auf dieser Welt kann ihn jetzt noch ernst nehmen? Das ist nur ein Ausdruck dessen, was ich mit der Selbstverzweigung meine. Und das betrifft nicht nur den Ukraine-Konflikt. Die EU verliert ihren Einfluss auf dem Westbalkan, wo ich ähnliche Probleme wie in der Ukraine erwarte. Und sie hat die Türkei verprellt, indem sie ihr, getrieben von Frankreich und Deutschland, nach einem halben Jahrhundert der Zusammenarbeit die Beitrittsstür ins Gesicht geknallt hat. Das war ein Kardinalfehler. Jahrhundertelang bestimmte der Gegensatz zwischen der Türkei und Russland die Geopolitik im Osten Europas. Nun beobachten wir eine rasante Annäherung der beiden Länder. Das haben wir uns selbst zuzuschreiben. Wie auch die Achse Moskau–Peking.

Weltwoche: Jetzt haben wir viel über die Fehler des Westens gesprochen. Was sind eigentlich die grossen Fehler, die Putin gemacht hat?

Verheugen: Wir hätten uns alle gewünscht, die Demokratieentwicklung in Russland wäre positiv verlaufen. Stattdessen ist Russland ein autoritärer Staat geworden. Wer ihn tatsächlich beherrscht, weiss ich nicht. Ich glaube nicht, dass es Putin allein ist. Nur muss ich sagen: Die Tatsache, dass ein Land autoritär regiert ist, hält uns sonst nirgendwo in der Welt davon ab, politisch und wirtschaftlich zusammenzuarbeiten und sogar Waffen zu liefern.

Weltwoche: Es hat etwas Irrationales, gerade vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte. Die neue Ostpolitik – Aussöhnung mit Russland – ist eine historische Errungenschaft Ihrer Partei, der SPD. Persönlichkeiten wie Willy Brandt und Egon Bahr überwandten mitten im Kalten Krieg den McCarthy-Modus der CDU und waren damit erfolgreich. Warum ist das verschwunden, dieses Denken? Der heutige SPD-Vorsitzende Klingbeil klingt inzwischen fast wie ein amerikanischer Neokonservativer.

Verheugen: Ja, das ist ein interessanter Gedanke. Wieso konnten wir mit Breschnew, an dessen Händen wirklich Blut klebte, ein solches Abkommen schliessen, das nachweislich funktionierte, aber mit Putin soll es unmöglich sein? *That's beyond reason.* Unabhängig davon, ob wir ein System hassen oder nicht, ob wir es verwerflich finden oder nicht, kommt es in erster Linie darauf an, ein friedliches Miteinander zu schaffen. Erst dann können wir mit Aussicht auf Erfolg darüber reden, ob sich das eine oder andere ändern lässt.

Weltwoche: Der frühere IKRK-Präsident Peter Maurer sagte in einem *Weltwoche*-Interview sinngemäss, die These, dass Putin diesen Krieg im Februar 2022 begonnen habe, teile er nicht. Putin habe den Krieg eskalieren lassen. Der Krieg selber dauere schon seit 2014.

Verheugen: Diese These teile ich. Der Krieg begann mit der sogenannten Antiterroroperation der Kiewer Übergangsregierung gegen den Donbass im April 2014.

Weltwoche: Aber warum hat Putin diesen Krieg im Februar 2022 eskalieren lassen? Das hat viele überrascht, auch wenn sie es heute nicht zugeben. Man hat gedacht, er lasse seine Truppen zum Säbelrasseln aufmarschieren. Warum ist er rein? Haben Sie dafür eine schlüssige Erklärung gefunden?

Verheugen: Es war auf jeden Fall ein schwerer Fehler, sich so offenkundig ins Unrecht zu setzen. Und damit eine Reaktion heraufzubeschwören, die er in der Schärfe möglicherweise nicht erwartet hatte.

Weltwoche: Er hat den Westen vielleicht auch unterschätzt. Er hat ihn als superdekadent beschrieben, symbolisiert durch einen angeblich senilen amerikanischen Präsidenten,

dessen Teleprompter von LGBT-Aktivistinnen bedient wird.

Verheugen: Trotzdem sollte man Putin immer gut zuhören. Mit Sicherheit war er enttäuscht und frustriert. Aber das ist kein Grund, einen Krieg anzufangen. Mir leuchtet die Motivation nicht ein. Die Gründe, die genannt werden, haben alle etwas für sich. Aber sie sind nicht wirklich stark. Natürlich gibt es Nazis in der Ukraine ...

Weltwoche: ... aber auch in Russland.

Verheugen: Auch in Amerika. Nur sind sie nirgends so einflussreich wie in der Ukraine, das muss man schon auch sagen. Kürzlich wurde gerichtlich festgestellt, dass die Symbole der SS-Division Galizien in der Ukraine legal verwendet werden dürfen. Wir sprechen hier von Abzeichen einer Truppe, die für die Nazis gekämpft hat. Aber zu sagen, das Land werde von Nazis regiert, ist auch nicht richtig. Dass eine rechtsextreme Partei wie Swoboda nach dem Maidan in eine Übergangsregierung einzog, war ein Tabubruch, richtig. Aber es rechtfertigt keinen Krieg.

Weltwoche: Was kaum je erwähnt wird, ist das Abkommen zwischen dem ukrainischen Außenminister Dmytro Kuleba und seinem amerikanischen Kollegen Antony Blinken von November 2021. Sie vereinbarten damals die Integration der Ukraine in die transatlantische Militärstruktur und die Rückeroberung aller ukrainischer Territorien inklusive der Krim. Fühlte sich Putin vielleicht einfach in die Enge getrieben?

Verheugen: Die beiden wahrscheinlichsten Hauptmotive sind: erstens, dass die Mitgliedschaft der Ukraine in der Nato näher rückt und damit die Einkreisung Russlands komplett ist. Und zweitens, dass Russland von einer ukrainischen Offensive gegen den Donbass ausging.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie den Kriegsverlauf?

Verheugen: Da habe ich keine Expertise. Es quatschen schon genug Ex-Generäle und selbsternannte Militärexperten. Ich glaube beiden Seiten erst einmal gar nichts, bevor nicht alle Fakten unabhängig etabliert wurden. Neben dem heissen Krieg haben wir es mit einem Informationskrieg zu tun, bei dem es vor allem um Desinformation geht.

Weltwoche: Herr Verheugen, Sie waren schon in den 1960ern politisch aktiv, überblicken mehr als ein halbes Jahrhundert europäischer Geschichte. Was hat sich in dieser Zeit grundsätzlich verändert?

Verheugen: Die gesamteuropäische Perspektive ist verlorengegangen. Wenn Sie die Ideengeschichte der europäischen Einheit betrachten, die ins 18. Jahrhundert zurückreicht und im 19. Jahrhundert eine erste Blüte erlebte, wenn Sie Texte aus dieser Zeit lesen, da wäre nie einer auf die Idee gekommen, sich Europas Einheit ohne Russland vorzustellen.

Weltwoche: Was ist die Zukunft von Europa, mit Blick auf diesen Krieg? Meine These lautet: Europa ist die Mitte zwischen West und Ost. Europa ist die Mitte, Deutschland ist die Mittelmacht, in Anführungszeichen. Die Schweiz ist die Mitte der Mitte. Europa ist der vermittelnde Kontinent, der Ost und West in der Geopolitik zusammenführt.

Verheugen: Ich würde zwei Dinge unterscheiden: Aufbau und Aufgaben. Beim Aufbau würde ich nach dem Ausschlussverfahren vorgehen. Wir beiden werden keine Vereinigten Staaten von Europa erleben. Ich will es nicht für alle Zeit ausschliessen. Aber in den nächsten Jahrzehnten halte ich das für unvorstellbar. Ebenfalls unvorstellbar ist eine Europäische

«Der Lichtblick? Dass mehr und mehr Länder des Südens anfangen, eine eigene Stimme zu finden.»

Union, so wie wir sie heute haben, die von Lissabon bis Wladiwostok reichen würde.

Weltwoche: Was ist stattdessen realistisch?

Verheugen: Sinnvoll ist, das Integrationsprojekt fortzuführen, also die Dynamik von Vertiefung und Erweiterung, und die Tür offen zu lassen für jeden, der mitmachen will. Darüber hinaus sollten wir andere Formen der gesamteuropäischen Kooperation entwickeln. Wir haben ja schon einige: den Europäischen Wirtschaftsraum, Schengen, den Euro, das Sonderverhältnis zur Schweiz. Ich stelle mir einen ganzen Kontinent vor, der eng miteinander verflochten ist, aber nicht notwendigerweise in einer einzigen supranationalen Struktur.

Weltwoche: Gibt es dafür ein Vorbild aus der Geschichte? Sie sind Historiker.

Verheugen: Nein, die EU ist etwas ganz Neues, denn ansonsten ging es immer nur um die Gründung von Imperien.

Weltwoche: Eine Art Heiliges Römisches Reich europäischer Nationen?



Verheugen: Ich glaube, dass der diesem Gebilde zugrundeliegende spirituelle Reichsgedanke nicht mehr brauchbar ist. Für mich ist klar, dass das Fundament jeder gesamteuropäischen Zusammenarbeit der Respekt vor der nationalen Autonomie sein muss. Ich glaube auch, dass die Art und Weise, wie die EU ihre Zusammenarbeit mit Russland organisiert, eine andere sein muss als die mit der Schweiz oder Grossbritannien. Man kann an ein System von kooperativen Strukturen denken, die sich in Zusammensetzungen und Zweckbestimmung unterscheiden. Überwölbt, und das halte ich für zentral, muss eine gesamteuropäische Sicherheitsarchitektur entstehen.

Weltwoche: Und was wäre die Aufgabe eines solchen Europa?

Verheugen: Die treibende Kraft bei der Lösung der globalen Krisen zu sein, zum Beispiel der Klimakrise und der daraus folgenden Migrationskrise. Hunderte von Millionen Menschen werden sich auf die Wanderung begeben müssen, vor allem in Afrika.

Weltwoche: Das halten Sie für unausweichlich?

Verheugen: Ja, es sei denn, wir tun jetzt noch alles, was überhaupt noch möglich ist, um die Lebensbedingungen auf diesem Kontinent für die kommende Generation zu sichern. Das wäre mein nächster Punkt: die wachsende globale Ungleichheit, die nicht eine Ungleichheit zwischen Individuen ist, sondern auch eine zwischen Nationen und Blöcken. Auch da könnte Europa einiges tun, um dem entgegenzuwirken, zunächst einmal durch gutes Vorbild. Ich kann nicht von anderen verlangen, dass sie aufhören sollen, Dreck in die Luft zu schleudern, wenn der Pro-Kopf-Verbrauch von CO₂ bei uns immer noch ein Vielfaches von dem beträgt, was er in Indien oder China ist.

Weltwoche: Zum Schluss: Was ist für Sie der Lichtblick im Moment?

Verheugen: Der Lichtblick? Im Moment? (*Überlegt lange*) Dass mehr und mehr Länder des Südens anfangen, eine eigene Stimme zu finden.

Weltwoche: Und der Lichtblick für Europa?

Verheugen: (*Überlegt nochmals*) Dass es in den europäischen Gesellschaften keine Kriegsbegeisterung gibt.

Weltwoche: Darf ich etwas vorschlagen? Ich glaube, Europa wird aus diesem Krieg gestärkt hervorgehen, weil man wieder ein Gefühl für die eigenen Interessen und für die geopolitischen Zusammenhänge entwickelt.

Verheugen: Das dachte ich auch, aber wie viele Katastrophen brauchen wir noch zum Aufwachen?

Weltwoche: Der Mensch irrt sich laufend, aber ist nicht dumm. Früher oder später setzt die Vernunft ein.

Verheugen: Wir wollen es hoffen.

Spassmacher aus Seide

Das Verschwinden der Krawatte wird als *décadence* beklagt, als Verlust von Kultur und Tradition. Ich sehe das gelassen. Mancherorts beobachte ich sogar ein Comeback des Binders.

Bernhard Roetzel

Es ist vielleicht zehn Jahre her, dass ich nach einem Vortrag mit einigen Zuhörern zusammenstand und noch ein paar persönliche Fragen beantwortete. Dabei beichtete mir ein junger Anwalt, dass er seine Krawatte nicht selbst gebunden habe. Er gestand, dass er keinen Knoten beherrsche und deshalb von einem Freund binden lasse. So muss er sie sich nur noch umhängen und den Knoten zuziehen. Ich zeigte ihm, wie man den Four-in-hand-Knoten bindet, der so etwas wie der weltweit akzeptierte Grundknoten ist. Wir übten gemeinsam so lange, bis es dem Anwalt ohne Hilfe gut gelang. Heute höre ich beim Smalltalk immer häufiger, dass junge Männer gar keine Krawatte mehr besitzen.

Winkel von 45 Grad

Oft wird das Verschwinden der Krawatte als *décadence* interpretiert, als Niedergang einer Tradition, Verlust einer Kultur. Ich sehe das gelassen. Sicherlich wird weniger Krawatte getragen. Dass sie ganz verschwindet, ist aber nicht abzusehen. Immer weniger Menschen decken sich heute den Tisch, kaum jemand verwendet noch Stoffservietten, viele hantieren mit Messer und Gabel genauso ungeschickt wie der handwerklich Unbegabte mit Stechbeitel

Es gibt heute Sechzehnjährige, die eine grössere Krawattensammlung besitzen als Vorstandsvorsitzende.

oder Glättkelle. Würde man daraus ableiten, dass die Tischkultur passé ist? Sie verändert sich. So wie die Rolle der Krawatte.

Wir beobachten in bestimmten Nischen ein Comeback des Binders. Es gibt heute Sechzehnjährige, die eine grössere Krawattensammlung besitzen als viele Vorstandsvorsitzende. Und im Internet findet man heute mehr Anleitungen für das Binden der Krawatte, als sie in der prädigitalen Ära je auf Papier gedruckt worden sind. Befreit davon, Krawatte tragen zu müssen, entdecken einige Männer die Krawatte neu.

Die Langlebigkeit der Krawatte überrascht nicht, wenn man sich ein wenig mit ihrer Geschichte befasst. Nach Meinung einiger Modehistoriker wurde die Krawatte erstmals auf der Trajanssäule in Rom abgebildet. Ob das, was römische Legionäre da um den Hals trugen, wirklich eine Frühform der Krawatte war, ist allerdings fraglich. Echte Vorläufer der Krawatte sind eher die Halstücher, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Teil der Herrenkleidung geworden sind. Der englische Dandy George Bryan Brummell rief im frühen 19. Jahrhundert eine neue Mode ins Leben aus blauem Frack, beiger Hose, schwarzen Stiefeln und einem Halstuch aus schneeweissem Leinen. Brummell hatte immer eine grosse Menge gestärkter Leinentücher zur Hand. Wenn ihm der Knoten misslang, nahm er ein frisches Tuch und wiederholte die Prozedur, und zwar so lange, bis er zufrieden war.

Die direkteren Vorläufer unserer heutigen Krawatte waren aber die ersten Schul- und Klubkrawatten. Im Jahre 1880 banden sich die Mitglieder des Oxford University's Exeter College die Hutbänder ihrer Strohhüte mit einem einfachen Krawattenknoten um den Hals und kreierten so die erste Klubkrawatte. Die Krawatte heutiger Machart existiert seit 1924. Um zu verhindern, dass sich der Stoff beim Binden verzieht, schnitt der New Yorker Jesse Langsdorf die Seide in einem Winkel von 45 Grad zu. Dies ist bis heute Praxis.

Die Grünen und die Yuppies

Bis in die 1970er war die Krawatte bei der Väter- und Grossvätergeneration Teil der Alltagskleidung. Auch im Ruhestand trugen sie oft noch eine Krawatte zu Hemd und Strickjacke. Am Sonntag in der Kirche sowieso. Aber die Jugend begann, den «Schlips» abzulehnen. Er wollte nicht mehr so recht zu der neuen Zeit mit langem Haar und Jeans passen. Als in Deutschland die Grünen erstmals in den Bundestag einzogen, war es noch ein grosses Thema, dass sie dort im Norwegerpullover oder mit Latzhose sasssen. Otto Schily wirkte



Ein echtes Männerding.

mit Oberhemd und Krawatte wie ein Fremder in den eigenen Reihen, und den Konservativen stiess es sauer auf, dass ausgerechnet der linke Anwalt Krawattenträger war. Im Business hielt sich die Krawatte länger, erst seit etwa zehn Jahren wird sie auch dort immer häufiger weggelassen. Doch so wie die Yuppies der 1980er mit Markenkleidung gegen ihre alternativen Eltern rebellierten, tragen heute wieder viele junge Männer den Binder.

Pilgerreise nach Neapel

Die neuen Fans der Krawatte werden die Geschichte des Binders nicht im Detail kennen, in der Regel wissen sie aber sehr gut über Materialien, Macharten, Manufakturen und Marken Bescheid. Marinella, Petronius oder Drake's sind diesen Kennern genauso geläufig wie Zigarrenfans die Provenienzen ihrer Tabakwickel. Womit wir bei einem der wesentlichen Argumente für die Krawatte sind und dem wichtigsten Grund für ihr Überleben in der Nische: Sie kann sehr viel Spass machen, und die Beschäftigung damit ist ein echtes Männerding. Das Aussuchen eines Binders im Krawattenladen, die Pilgerreise nach Neapel zum heiligen Maurizio oder das Stöbern nach Hermès-Krawatten bei Ebay. Die Krawatte als Spassmacher.

Bernhard Roetzel ist Autor des Standardwerks «Der Gentleman. Handbuch der klassischen Herrengarderobe» und Herausgeber des Online-Magazins «Der feine Herr» (feineherr.de).

Tanz auf dem Vulkan

Die Silvesternacht in Deutschland hat gezeigt, wohin eine falsche Asylpolitik führt. Die Schweiz gefällt sich als Europameisterin der Integration. Sie ist Weltmeisterin im Verdrängen.

Hubert Mooser

Bern

Sieben Jahre nach dem Flüchtlingsansturm über die Balkanroute kommen wieder massenhaft Asylsuchende auf diesem Weg nach Westeuropa und in die Schweiz. Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) begnügte sich damit, die ankommenden Flüchtlinge zu zählen und ansonsten die Wünsche der EU zu vollziehen. Jetzt hat die Jurassierin Elisabeth Baume-Schneider (SP) das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement übernommen, wo die Ausländer- und Asylpolitik der Schweiz gestaltet wird. Sie dürfte den Kurs ihrer Vorgängerin fortführen.

Die Jurassier sind bekannt dafür, ein grosszügiges Asylrecht zu unterstützen. Es ist wohl kein Zufall, dass die beiden aus US-Haft in Guantánamo entlassenen Uiguren in diesem Kanton Zuflucht fanden. Bundesrätin Baume-Schneider hat schon vor ihrer Wahl durchblicken lassen, sie wolle auch für Iraner den Schutzstatus S einführen – ein Plan, der durchaus Gefahren birgt.

Verwüstete Innenstädte

Die Silvesternacht hat gezeigt, wohin die allzu grosszügige Aufnahme von Asylsuchenden aus Kriegsregionen und globalen Armutsgeländen führen kann. In Berlin, Düsseldorf und anderen deutschen Städten kam es zu heftigen Krawallen. Die Täter waren in grosser Mehrzahl junge Migranten. Sie verwüsteten ganze Stadtteile, lieferten sich Strassenschlachten mit Einsatzkräften, schossen mit Feuerwerkskörpern auf Feuerwehrleute und Polizei.

Auch in Frankreich kommt es regelmässig zu Auseinandersetzungen zwischen Migranten und der Polizei, wie kürzlich nach dem Einzug Marokkos in den Halbfinal der Fussball-Weltmeisterschaft. Die Pariser Flaniermeile Champs-Élysées glich danach einem Schlachtfeld. Ähnliche Szenen gab es in Belgien und in den Niederlanden. Es drängen eben nicht nur Flüchtlinge nach Europa, die in ihrer Heimat verfolgt werden, sondern auch junge Männer ohne Perspektiven und mit einer Schwäche für autoritäre, demokratiefeindliche Ideen.



Flaniermeilen werden zum Schlachtfeld: Berlin, 31. Dezember 2022.

Nicht alle wollen das wahrhaben. Im Nachgang zu den Ausschreitungen in Deutschland beschrieb der *Blick* die Schweiz als Integrations-Europameister. Hier seien Szenen wie in Berlin und Düsseldorf undenkbar. Ähnlich argumentierte die Zürcher Justizdirektorin Jacqueline Fehr (SP): «In der Schweiz gibt es viel weniger Jugendliche, die ohne Arbeit und Perspektive herumhängen. Dank unserer erfolgreichen Integrations- und Bildungspolitik und der Vermeidung von Ausländergettos.»

Zur Erinnerung: In Zürich kommt es am Wochenende regelmässig zu Aufruhr rund ums Seebecken. Sind das alles nur junge Schweizer, die auf den Putz hauen? Ist es ein Zufall, dass der steigende Ausländeranteil in Zürcher Schulen einhergeht mit mehr Gewalterfahrung der Schüler, wie eine neue Studie zeigt? Wie kommt es, dass jene Städte mit dem grössten Ausländer-

anteil, also Genf und Basel, mit der relativ höchsten Zahl an Straftaten konfrontiert sind? Allein mit der Nähe zur Landesgrenze lässt sich das nicht erklären, sonst müssten auch die Kantone St. Gallen, Schaffhausen und Tessin solch hohe Zahlen ausweisen.

Problem Asylmissbrauch

Die Schweizer sind Verdrängungsweltmeister. Es ist wie zu Beginn der 1990er Jahre, als sich das Land auf einer Insel der Glückseligen wähnte, die Zügel schleifen liess und plötzlich böse aus seinen schönen Träumen gerissen wurde. Auf dem Platzspitz hinter dem Landesmuseum tolerierten Politik und Polizei eine offene Drogenszene, wo täglich Tausende Fixer auf Dealer aus dem Kosovo und dem Libanon trafen, die sich blutige Fehden um den profitablen Markt lieferten. Die adrette Schweiz habe

eines der schlimmsten Drogenprobleme der Welt, schrieb damals das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* entsetzt. Erst da wachte man langsam auf.

Heute ist die Schweiz neben den USA das Land mit der markantesten Bevölkerungszunahme weltweit. Die Politik, die bei jeder Marronibude pingelig auf die Einhaltung der Bauordnung pocht, schaut bei Asylsuchenden weniger genau hin. Die meisten Asylsuchenden gelten nicht als Schutzsuchende im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention. Sie hätten, rechtlich gesehen, kein Recht auf Asyl. Trotzdem dürfen sie im Land bleiben. Mehr noch: Die meisten von ihnen hätten kein Recht gehabt, überhaupt einzureisen, weil sie zuvor ein sicheres EU-Land durchquert hatten. Gemäss Dublin/Schengen-Regeln hätten sie in diesem EU-Land den Erstasylantrag stellen müssen. Aber das sind Schönwetterregeln und für Migrationsbewegungen, die Völkerwanderungen gleichen, ungeeignet.

Warnung aus Schweden

So könne es nicht weitergehen, findet der Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats, Franz Grüter (SVP). Vor Weihnachten war der Luzerner auf Augenschein im Kosovo. Er kehrte besorgt in die Schweiz zurück. «Nicht auszudenken, was uns bevorsteht, wenn zwischen dem Kosovo und Serbien erneut ein Krieg ausbricht», sagt er.

Tatsächlich ist die Schweiz schon mit der aktuellen Zuwanderung überfordert. Im letzten Jahr wuchs die Bevölkerung des Landes mindestens um die Grösse der Stadt Basel. Landschaftlich droht das Mittelland zu einer Art Hongkong zu werden. Es gibt Streit wegen der Unterbringung von Flüchtlingen. Auch finanziell stösst man an Grenzen. Allein für die Kriegsvertriebenen aus der Ukraine mit Status S sind im aktuellen Vor-

Damit sich in der Asylpolitik etwas bewegt, bräuchte es einen Schulterschluss der Bürgerlichen.

anschlag über zwei Milliarden Franken vorgesehen. Weitere zwei Milliarden sind für andere Asylsuchende budgetiert.

Wie lange geht das gut? Das Beispiel Schweden sollte eine Warnung sein. Kein Land war so grosszügig mit Kriegs- und Wirtschaftsflüchtlingen. Heute zählt man in Schweden bereits 61 «gefährdete Gebiete», vor deren Betreten die Polizei warnt. Teilweise herrscht dort faktisch islamisches Recht. Schiessereien mit Todesfolge gehören zum Alltag.

In der Schweiz gibt es den Plan, dem Fachkräftemangel aufgrund des demografischen Wandels durch Immigration entgegenzuwirken. Die frühere Justizministerin Keller-Sutter erklärte unentwegt, die Geflüchteten aus der



Ukraine könnten eine Lösung für dieses Problem sein. Nie sandte sie ein Signal aus, dass es auch Grenzen der Belastbarkeit gibt.

Grüter ist überzeugt, dass für die Schweiz ein Kontingentsystem, wie es Grossbritannien, Kanada und Australien kennen, das passende Modell wäre. «Sie holen sich die Zuwanderer, die sie für ihre Wirtschaft brauchen», sagt er. «Je nach Branche werden Kontingente freigegeben.» Seine Partei hat eine Initiative in Vorbereitung, die vor allem die Bevölkerungszunahme bremsen will. «Die Probleme dieses Zustroms in unser Land sind weit grösser als die Vorteile», so SVP-Nationalrat Thomas Matter, der Treiber hinter diesem Volksbegehren.

Damit sich in der Asylpolitik endlich etwas bewegt, bräuchte es einen Schulterschluss der bürgerlichen Parteien. Die FDP hat 2022 zwar ein neues Asyldokument aufgestellt, danach tat man aber nicht mehr viel. Einzelne Freisinnige rechtfertigten die auffallende Zurückhaltung mit der Erklärung, dass sie aus dem Umfeld der bisherigen Justizministerin Keller-Sutter zurückgebunden worden seien. Das kann nun keine Ausrede mehr sein.

Dänemark als Vorbild

An Ideen für einen neuen asylpolitischen Kurs fehlt es nicht, angefangen bei Rücknahmeabkommen mit den wichtigsten Asylländern. Oder Vereinbarungen mit Geflüchteten, die vom Schutzstatus S profitieren, nach Kriegsende in ihre Heimat zurückzukehren. Doch statt das Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, wartete die Schweiz in den letzten Jahren lieber auf die EU, die aber nie in der Lage war, eine Flüchtlingskrise zu meistern.

An dieser Einstellung dürfte sich auch mit der neuen Justizministerin Baume-Schneider nichts ändern. Dabei sind in anderen Ländern selbst linke Parteien inzwischen bereit, ihre bisherige Asylpolitik zu überdenken. Das bekannteste Beispiel ist Dänemark, wo die sozialdemokratische Ministerpräsidentin Mette Frederiksen neue Wege beschreitet. Sie hat spontane Asylanträge an der Grenze abgeschafft und will Asylzentren ausserhalb der EU errichten.



INSIDE WASHINGTON Joe Bidens Ablenkungsmanöver

Jetzt also sagen sie es uns! Nach sechs Jahren wütender Anschuldigungen gegen Russland, das angeblich mittels Roboterprogrammen Hillary Clintons Wahl zur US-Präsidentin vereitelt haben soll, berichtet die *Washington Post*, dass «russische Trolle auf Twitter wenig Einfluss auf die Wähler von 2016 hatten».

Laut einer neuen Studie des New York University's Center for Social Media and Politics «hatten die russischen Accounts keinen messbaren Einfluss auf die Meinungsbildung oder das Verhalten der Wähler». Einer der Autoren der Studie, Josh Tucker, meint: «Mein persönliches Gefühl ist, dass die Sache sehr hochgespielt wurde.»

Aggressive Zensurkampagne

Derweil entlarven neue Klagen gegen Twitter und Facebook die aggressive Zensurkampagne der Biden-Administration. Der oberste Staatsanwalt von Louisiana, Jeff Landry, hat ein besonders aufrührerisches und potenziell belastendes E-Mail von Rob Flaherty, dem Direktor für digitale Strategie im Weissen Haus, an Facebook aufgedeckt.

Darin fordert der Biden-Mann im April 2021, dass der Social-Media-Riese dem Fox-News-Star Tucker Carlson einen Maulkorb verpassen solle. «Der Top-Post über Impfstoffe heute ist [T]ucker Carlson, der sagt, dass sie nicht funktionieren.»

Flaherty wettete über die Popularität des Beitrags und soll Facebook unter Druck gesetzt haben, der firmeninternen Strategie der «reduction» – Eingrenzung der Verbreitung und Sichtbarkeit von Posts – zu folgen. Die Gerichte werden entscheiden, ob die ruchlose Einmischung des Weissen Hauses illegal ist.

Amy Holmes

General Süsslis Traum von der regelbasierten Weltordnung

Der Schweizer Armeechef teilt die Welt in Freund und Feind ein. Er würde besser seinem Auftrag nachkommen.

Claudio Zanetti



«Unter Einsatz seines Lebens»: Korpskommandant Süssli.

Die Weisheit der alten Römer, wonach spalten muss, wer herrschen will, taugt noch immer. So teilt auch Armeechef Thomas Süssli die Welt in zwei Blöcke: Da sind einerseits «jene Länder, die die von den USA geführte regelbasierte Weltordnung akzeptieren», und andererseits die «von China geführten autokratischen Staaten, die sich dagegen wehren». «Regelbasiert» tönt zwar intellektueller als Adolf Ogis «Sicherheit durch Kooperation», ist es aber nicht, zumal es abwegig ist, einer jahrtausendealten Kultur die Einhaltung von Regeln glattweg abzusprechen.

Eigentumsgarantie der Bundesverfassung

Wenn Schweizer Politiker und Funktionäre die Welt in Freund und Feind aufteilen, geht es immer um das Gleiche: um die aussenpolitische «Öffnung». Und beim höchsten Berufssoldaten geht es dabei um die Neutralität

beziehungsweise um deren Zersetzung. Frontal angreifen kann er sie nicht. Schliesslich ist sie in der Bundesverfassung verankert. Doch wer will bei Armageddon, der entscheidenden Schlacht zwischen Gut und Böse, schon neutral bleiben? Süsslis Absicht ist klar. Doch was taugt seine Analyse?

Erst vor wenigen Tagen bestätigte der ehemalige französische Staatspräsident François Hollande die Aussage der früheren deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel, dass es bei dem von westlichen Politikern so gefeierten Minsker Abkommen vor allem darum ging, Zeit für die Ukraine herauszuschlagen. Russland wurde also bewusst getäuscht. Gewiss, Kriegslisten sind so alt wie die Menschheit. Aber darum weiss man auch, wie Getäuschte reagieren. Und die Behauptung, man sei ehrlich, weil «regelbasiert», sollte nicht bereits eine Lüge sein. Im Übrigen verpflichtet unsere Verfassung staatliche Organe und Private, nach Treu und Glauben zu handeln.

Das Problem des sogenannten Völkerrechts lag schon immer in seiner mangelhaften Durchsetzbarkeit. Oscar Wilde brachte es auf den Punkt: «Es gibt nur etwas, das schlimmer ist als Ungerechtigkeit, und das ist Gerechtigkeit ohne Schwert in der Hand. Wenn Recht nicht Macht ist, ist es Übel.» Richtig! Es geht um Interessen und um die Macht, diese durchzusetzen. Nur bleibt das Recht des Stärkeren in Süsslis «regelbasierter Weltordnung» unangetastet.

Neuerdings wollen die USA der Ukraine mit gesperrten russischen Vermögen helfen. Dazu soll sich auch die Schweiz wie ein gemeiner Dieb verhalten und vor der ganzen Welt bekunden, dass Vermögenswerte – entgegen der Eigentumsgarantie der Bundesverfassung! – hierzulande nur so lange sicher sind, wie es Washington passt. Das ist Wirtschaftskrieg, wie es bereits das Aufzwingen von Mindeststeuern zum Schaden unseres Landes war. Das ging weder von Moskau noch von Peking aus.

Niemand glaubt daran, dass die Nord-Stream-Pipelines von ihrem Haupteigentümer, Russland, sabotiert wurden. Die USA machten

nie einen Hehl aus ihrer Ablehnung des Projekts und dass sie über Mittel, Wege und Willen verfügen, es zu stoppen. Welches Regelwerk erlaubt es, mit terroristischen Mitteln fremdes Eigentum zu zerstören? Und nach welchen Regeln verweigert die deutsche Regierung, die sonst so gerne das Hohelied der Transparenz singt, jede Auskunft, wenn sich Parlamentarier nach den Hintergründen eines Anschlags auf kritische Infrastruktur ihres Landes erkundigen?

Foltern von Kriegsgefangenen?

Das Kuschen vor den USA ist auch in Deutschland nicht neu. Als bekannt wurde, dass Freund Obama selbst die Handy-Gespräche von Angela Merkel mithört, hiess es nur: «Das geht gar nicht.» Dann ging man zur Tagesordnung über. Nach Regeln fragte keiner. Denn keiner wollte sich lächerlich machen.

Die USA hatten noch nie ein Problem damit, sich ihre eigenen Regeln zu geben oder die vorhandenen gemäss ihren Interessen zurechtzu-

Die USA hatten noch nie ein Problem damit, vorhandene Regeln gemäss ihren Interessen zurechtzubiegen.

biegen: Das Völkerrecht verbietet das Foltern von Kriegsgefangenen? Dann nennen wir diese einfach «feindliche Kämpfer». Der Sicherheitsrat spurt nicht? Dann zimmern wir eben eine «Koalition der Willigen»! Die Uno-Charta billigt den Einsatz von Gewalt nur dann, wenn ein angegriffener Staat sich verteidigt oder der Uno-Sicherheitsrat den Militärschlag genehmigt. Beides war im Falle von Syrien nicht gegeben. Die USA schlugen trotzdem zu.

Jemand sollte Korpskommandant Süssli daran erinnern, dass auch die Schweiz ein regelbasiertes Land ist. Und im Unterschied zu vielen anderen Staaten hält sie sich vorbildlich an Regeln. Süsslis Auftrag besteht darin, unser Land und dessen Regeln zu schützen. Letztere besagen im Ernstfall: «Unter Einsatz seines Lebens.»

Glück der perfekten Spaghetti

Das Abarbeiten vermeintlicher Feiertagsünden wird immer zwanghafter. Neuerdings sollen wir uns einen Monat vegan ernähren. Wenn schon, dann richtig!

Claudio Del Principe

Sorry, das waren keine Sünden, das war ein absoluter Hochgenuss. Man kann auch über die Festtage Balance halten und sich bewegen. Ist ja nicht verboten. Warum also einen «Red January» absolvieren und sich einen Monat lang körperlich schinden? Wozu einen «Dry January» einlegen? Nur weil ich endlich mal Gelegenheit und viel Zeit hatte, guten Stoff zu guten Gesprächen und gutem Essen zu trinken?

Heldentaten der Amateure

Aber das Schlimmste ist dieser überhebliche «Veganuary». Gerne verbeissen sich da die Leute mit missionarischem Eifer, deren kulinarisches Können, sagen wir, bescheiden ist. Sie wollen nicht weniger als einen Monat lang die Welt retten. Das ist als Amateurveganer natürlich eine grosse Heldentat. Darum wird auch auf allen Kanälen gejammert, wie schwer es ist, das so tapfer durchzustehen. Ist denen nicht aufgefallen, dass derselbe CO₂-heilsversprechende Supermarkt ihnen im Januar Spargeln aus Übersee verkauft? Billigfleisch im Sortiment führt? Biobauern im Preis drückt und gleichzeitig dicke Margen auf deren Produkte hat?

Die Grossverteiler überschlagen sich in ihren Veganuary-Sonderheftli mit hanebüchenen Rezepten. Auch Tomatenspaghetti könne man

Die Vielfalt von Schweizer Gemüse ist, auch dank Lagergemüse vom Herbst, riesengross im Winter.

vegan zubereiten. Heieiei! Wer hätte das gedacht? Mit Mandeln, Edelhefe und Zucker. Möget ihr im Fegefeuer italienischer Grossmütter schmoren, ihr kulturellen Aneigner, ihr Elenden!

Die Anbieter wissen natürlich, wie viel Kohle dieser pseudopositive Lifestyle generiert. Und bieten selbstlos Hilfe. Ich habe mir mal so einen Veganuary-Wochenmenüplan, den ein Grossverteiler zum Download bietet, angeschaut. Fazit: Nicht ein einziges saisonales Schweizer Gemüse ist aufgeführt. Kein Wurzelgemüse, keine Kohl-



Seit Menschengedenken vegan: Spaghetti al pomodoro.

sorten, keine Randen, kein Rettich, keine Rüben, kein Wintersalat, kein Lagerobst, keine Walnüsse. Stattdessen: Kokos, Mango, Chiasamen, Cashewnüsse, Avocado, Ananas, Kichererbsen und tonnenweise Tahini. Und natürlich die unsäglichen und unnötigen Fleisch-, Fisch- und Käseersatzprodukte.

Kommerzschlacht bei Coop

Damit es deutlich gesagt ist: Die Vielfalt von Schweizer Gemüse ist, auch dank Lagergemüse vom Herbst, riesengross im Winter. Und die ignorieren das im Veganuary komplett! Sich tierfrei ernähren ist sinnvoll und kann – ohne Scheuklappen – supersinnlich sein. Sterneköche wie Daniel Humm, Ricky Saward, Niko Romito oder Zineb Hattab aus Zürich zeigen, wie kreativ und geschmackvoll pflanzenbasierte Küche sein kann. Sie alle verwenden explizit keine Ersatzprodukte und versuchen nicht im Ansatz, Fleisch- oder Fischgerichte zu imitieren.

Die gute Initiative, mit dem Veganuary Menschen zu motivieren, weniger tierische Produkte zu konsumieren, ist überbordendes Marketing, zu einer weiteren, nervigen Kommerzschlacht verkommen. Genauso wie Valentinstag, Ostern, Halloween oder Weihnachten.

Spaghetti al pomodoro: Die simpelsten Spaghetti sind die besten – und seit Menschengedenken vegan.

1 Zwiebel, fein gewürfelt
0,5 dl bestes Olivenöl extra vergine
500 ml hochwertige passierte Tomaten (ungewürzt)
400 g hochwertige Spaghetti
Salz, schwarzer Pfeffer aus der Mühle
Nach Belieben frischen Basilikum

Olivenöl in einem Topf erhitzen. Zwiebel 10 Minuten lang bei kleiner Hitze anschwitzen. Sie soll keine Farbe annehmen, aber ihre ganze Süsse abgeben. Passierte Tomaten dazugeben und mit 2 dl Wasser strecken. Das Wasser sorgt dafür, dass der Sugo über die lange Kochzeit nicht anbrennt und sich die Aromen verdichten.

Tomatensauce einmal aufkochen, dann zugedeckt bei kleiner Hitze 1 bis 2 Stunden leise simmern lassen, bis sich das Olivenöl an der Oberfläche absetzt. Salzen, pfeffern, nach Belieben frischen Basilikum hineinzupfen.

Spaghetti in siedendem Salzwasser al dente kochen, tropfnass in eine Schwenkpfanne geben und mit ein paar Löffeln Tomatensauce sautieren, bis sie komplett mit Sauce überzogen sind.

In tiefen Tellern anrichten und weitere Tomatensauce darüber schöpfen. *Buon appetito!*

Claudio Del Principe: All'orto. Grandiose Gemüsegerichte. Authentisch italienisch. Erfrischend zeitgemäss. AT-Verlag. 256 S., Fr. 39.90. Ausgezeichnet als weltweit bestes italienisches Kochbuch, Gourmand World Cookbook Award 2021.

Ist das noch mein Israel?

Die Oase der Moderne im Nahen Osten steuert zurück ins biblische Zeitalter, angeführt von Netanjahus Koalition der Extremisten. Trotzdem bleibe ich zuversichtlich.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Seit Israel die radikalste und religiöseste Regierung seiner Geschichte hat, kommt mir immer wieder ein Besuch bei einer orthodoxen Familie in Jerusalem in den Sinn. Zusammen mit einer Touristengruppe aus der Schweiz, die ich während einiger Tage begleiten durfte, waren wir eingeladen, um die festliche Atmosphäre während eines Freitagabend-Essens zu erleben. Die Gastgeber erzählten aus ihrem Leben als Ultraorthodoxe. Der Mann war Dauerstudent an einer Talmudhochschule, die Frau arbeitete in einem Büro, um zusammen mit dem bescheidenen staatlichen Stipendium ihres Ehemannes den Unterhalt der Familie zu bestreiten. Wahrscheinlich erhielt sie zusätzlich Unterstützung von religiösen Organisationen – sonst hätten sie sich weder die geräumige Wohnung leisten noch die vielen Kinder ernähren können.

Die festliche Stimmung fand jedoch ein jähes Ende, als der Gastgeber von mir wissen wollte, ob ich Jude sei. Ich bejahte das und erlaubte mir die scherzhafte Bemerkung, dass niemand perfekt sei. Seit vielen Jahren lebe ich in Israel, sagte ich ihm dann, genauer in Tel Aviv, halte mich weder an die Speisevorschriften der Religion noch sei für mich der Schabbat ein Ruhetag.

Jetzt war es mit der Herzlichkeit des Gastgebers vorbei. Als säkularer Jude habe ich kein Recht, in Israel zu leben, erregte er sich, wobei er den biblischen Begriff «Erez Israel» verwendete, das «Land Israel», um seine religiöse und historische Verbundenheit mit dem Landstrich zwischen dem Mittelmeer und dem Jordanfluss zu betonen. Christen oder Muslime dürften in Israel leben, meinte er dann noch, weil sie nicht verpflichtet seien, die Religionsgesetze einzuhalten – nicht aber abtrünnige Juden wie ich.

«Tier auf zwei Beinen»

Gut, dass ich in Tel Aviv lebe, dachte ich mir, eine Stadt, in der Orthodoxe und Extremisten in der Minderheit sind. Die Tech- und Partystadt tickt vollkommen anders als Jerusalem, was sich auch an den jüngsten Wahlergebnissen ablesen lässt. Während nur rund 30 Prozent der Tel Aviver ihre Stimme Parteien des religiösen und rech-



Der radikale Umbau wird nicht gelingen: Premier Netanjahu, 1. Januar.

ten Spektrums gaben, waren es in Jerusalem und bei den Siedlern rund 80 Prozent, bei den Orthodoxen gar 99,6 Prozent der Wähler.

Nun droht die religiöse Intoleranz auf Tel Aviv überzuschwappen. Die Ultraorthodoxen, die im ganzen Land etwas mehr als 10 Prozent der Bevölkerung ausmachen, wollen uns Säkularen ihren Lebensstil aufzwingen. Benjamin Netanjahu, der alt-neue Premierminister, stützt seine Koalition auf einen Block von ultrareligiösen und rechtsradikalen Parteien, die in der Allianz mehr Einfluss haben als seine überwiegend laizistische Likud-Partei.

Das Land, das die Wüste zum Blühen brachte, das die Filmindustrie bereichert und eine antike Sprache zu neuem Leben erweckt hat, das Land der Innovationen und des wissenschaftlichen Fortschritts, das seine Existenz im Nahen Osten nur mit verblüffenden militärischen Siegen sicherstellen kann: Ist das noch das Israel, das ich kenne und liebe?

In kurzer Zeit werde ich Israel nicht mehr wiedererkennen, befürchte ich. Die Regierung wurde zwar demokratisch gewählt. Was aber

nicht heisst, dass sie ihren Willen ohne Rücksicht auf die Werte der liberalen Bewohner des Landes durchsetzen darf, geschweige denn durchsetzen kann. Die Koalition will das Heilige Land heiliger machen und die Identität Israels in ihrem Sinn radikal verändern.

Die Partner Netanjahus haben ihre Forderungen unmissverständlich auf den Tisch gelegt: keine Fussballspiele und Einstellen der Stromproduktion am Schabbat, mehr Geld für ultraorthodoxe Schulen, an denen weder Mathematik noch Englisch unterrichtet wird. Die Koalitionsverträge sind zwar rechtlich nicht verbindlich. Aber sie zeigen die Richtung, in der das Bündnis das Land bewegen will: rückwärts ins biblische Zeitalter.

Für eine kleine Splitterpartei mit einem einzigen Abgeordneten im Parlament wurde zum Beispiel eine «jüdisch-nationale Identitätsbehörde» geschaffen, in der fünfzehn Beamte arbeiten werden. Chef dieser Behörde ist Avi Maoz, der sich im Wahlkampf mit seiner Hetze gegen Homosexuelle und nichtorthodoxe Strömungen des Judentums profiliert hat. Auf Plaka-

ten hat er Homosexualität und das Reformjudentum als «Abnormitäten» bezeichnet. Jeder, der versuche, dem wahren (*sic!*) Judentum zu schaden, sei «die Dunkelheit». Einen Lichtschimmer gibt es doch: Mit Amir Ohana wurde ein bekennender Homosexueller zum Parlamentssprecher ernannt, ein Amt, das in der Hierarchie gleich nach dem Staatspräsidenten angesiedelt ist. Bei der ersten Parlamentssitzung sass Ohanas Lebenspartner mit den gemeinsamen Kindern im Plenarsaal. Die ultraorthodoxen Parlamentarier wandten ihren Blick demonstrativ von dem Mann ab, den einer später als «Tier auf zwei Beinen» beschimpfte.

Steuerbetrüger als Finanzminister

In früheren Koalitionen waren meistens ebenfalls nationalistische und orthodoxe Parteien vertreten. Aber stets gab es daneben Zentrumsparteien und linke Parteien als Allianzpartner, die die Interessen der säkularen und liberalen Bürger wahrnahmen und verteidigten. Diese Parteien sind zwar weiterhin im Parlament vertreten, mit fast der Hälfte der Mandate. Aber sie weigern sich, mit Netanjahu zu kooperieren, solange die Richter nicht entschieden haben, ob er tatsächlich widerrechtlich Geschenke entgegengenommen und sich eine ihm freundlich gesinnte Berichterstattung erkaufte, wie ihm Staatsanwaltschaft und Polizei vorwerfen.

Misstrauisch stimmt mich auch der Leumund von Ministern, mit denen Netanjahu seine Allianz gezimmert hat. Arie Deri, der Finanzminister werden soll, ist ein vorbestrafter Steuerbetrüger. Konsequenz: Meine Steuern liefere ich demnächst einem Mann ab, der wegen Steuerbetrugs verurteilt worden ist. In den nächsten Tagen wird das Oberste Gericht entscheiden, ob die Ernennung angesichts seiner unsauberen Vorgeschichte überhaupt tragbar ist.

Für die Polizei ist der Heisssporn Itamar Ben-Gvir zuständig, der wegen Straftaten verurteilt worden ist, unter anderem wegen Unterstützung einer jüdischen terroristischen Vereinigung und Rassismus-Hetze. International bekannt wurde er, weil er gleich nach Amtsantritt auf den Tempelberg gepilgert war, worauf der Sicherheitsrat der Uno aktiv wurde (ohne einen Entschluss zu fassen). Ben-Gvirs Ziel ist der Ausbau der jüdischen Präsenz auf dem Tempelberg. Weil dieser sowohl für das Judentum als auch für den Islam eine heilige Stätte ist, droht über kurz oder lang eine Eskalation, provoziert durch den Polizeiminister.

Weiterer Zündstoff für Konfrontation kommt von Bezalel Smotrich. Der Mann, der früher vom Geheimdienst als «jüdischer Terrorist» bezeichnet wurde, ist im Verteidigungsministerium künftig zuständig für das Westjordanland. Er spricht offen von der Annexion palästinensischer Gebiete und will zusätzliche Siedlungen bauen. Das ist zwar nicht neu, aber bisher gab es stets Stimmen am Regierungs-



tisch, die vor diesem Schritt warnten und immerhin zwischen «legalen» und «illegalen» Siedlungen unterschieden. Ist diese Differenzierung passé, wird auch die Suche nach einer friedlichen Lösung des Konflikts mit den palästinensischen Nachbarn obsolet.

Kernstück der Koalition ist eine Revolution des Regierungssystems. Der Oberste Gerichtshof soll geschwächt und der Politik unterstellt werden. Das ist gefährlich: Weil der Staat keine Verfassung hat, geht ihm dadurch der Kompass für Recht und Unrecht verloren. Am israelischen Radio höre ich den amerikanischen Verfassungsjuristen Alan Dershowitz – ein Freund Netanjahus und ein noch grösserer Freund Israels –, der die Entmachtung des Obersten Gerichtshofs als «Tragödie» bezeichnet, weil dadurch der Schutz der Minderheiten geschwächt werde. Wäre er in Israel, würde er sich den Demonstrationen gegen die Koalition anschliessen, sagt er.

Netanjahu hat früher bewiesen, dass er Israel umkrepeln kann. Vor zwanzig Jahren entfesselte er als Finanzminister die zuvor sozialistisch-verkrustete Ökonomie. Dass die

Wirtschaft jetzt eine Hightech-Weltmacht ist, ist nicht zuletzt seiner damaligen Liberalisierungspolitik zuzuschreiben. Zudem hat Netanjahu sein Land gegenüber den Golfstaaten geöffnet und strebt eine Normalisierung der Beziehungen zu Saudi-Arabien an.

Im Würgegriff religiöser und politischer Extremisten setzt Netanjahu das alles aufs Spiel. Das Einwanderungsland könnte zum Auswanderungsland werden. Junge Israelis aus meinem Bekanntenkreis, die sich in diesem von Fanatikern geprägten Klima unwohl fühlen, sprechen von «relocation», was etwas weniger definitiv klingt als «auswandern». Sie sorgen sich um die Zukunft ihrer Kinder. «Dies ist die grösste Bedrohung für Israels Tech-Industrie und damit für seine Wirtschaft insgesamt», sagt mir Amir Mizroch, der israelische Unternehmen bei globaler Expansion berät. Immerhin machen Technologieprodukte die Hälfte der Exporte aus.

Und doch bin ich zuversichtlich, dass der radikale und religiöse Umbau des Staates nicht gelingen wird. 70 Prozent der säkularen Juden

Die Ultraorthodoxen wollen uns Säkularen ihren Lebensstil aufzwingen.

fürchten laut Meinungsumfragen, dass ihr Lebensstil bedroht ist, 60 Prozent werfen dem Premier vor, bei den Koalitionsverhandlungen zu viele Konzessionen an Ultrareligiöse und Radikale gemacht zu haben. Vor allem: Viele Minister sind im Stadium der religiösen und radikalen Fantasien gefangen. Wie sagt doch der israelische Filmregisseur Amichai Chasson? «Fantasien zerschellen immer an der Realität, mit der man konfrontiert ist.»

«Selbstbestimmt leben heisst, sich Ziele zu setzen und den Weg dahin selber zu gestalten.»

Matthias Aellig
Group CFO

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

Jeder Mensch hat die Möglichkeit, der Welt seine Schwingung mitzugeben

Während alle von Diversität reden, soll die Menschheit auf eine Frequenz gebracht werden. Wer sich dem entziehen will, dem weist Goethe den Weg.

Milosz Matuschek

Die Schumann-Frequenz ist der Ton des Universums. Sie ist auf 7,83 Hertz zu hören. Mit ihrer «One Note Symphony» haben Alan Parsons Project dem Sound kosmischer Energie ein musikalisches Denkmal gesetzt: «Eine Stimme, ein Bewusstsein, eine Melodie, eine Welt, eine Liebe, eine Frequenz.» Ist ihr Lied prophetisch, wie es Kunst häufig ist? «One Health» ist das Motto seit Corona. «One Love» prangte auf den Armbinden von deutschen Politikern an der Fussball-WM. Haben wir nicht zugleich nur eine Welt? Nur ein Klima? In den Medien gibt es zu den grossen Themen oft nur eine Haltung, nur eine Meinung. Was kommt als Nächstes: eine Regierung? Überall Eichung, Vereinseitigung und Vereinheitlichung: Die Menschheit wird auf eine eindimensionale Frequenz gebracht.

2023 wird das Jahr, in dem der Soziologe und Ökonom Vilfredo Pareto wieder Hochkonjunktur haben wird. Der italienische Wissenschaftler, der viele Jahre in der Schweiz lebte und dessen Tod sich dieses Jahr zum 100. Mal jährt, war ein Meister der Gesellschaftsanalyse. Er erkannte, dass der Lauf der Geschichte wellenförmig verläuft, dass sich Zentrifugal- und Zentripetalkräfte entgegenstehen. Die Geschichte ist demnach ein Kampf zwischen der Kraft der Machtkonzentration und der Kraft der Diversifikation von Macht. Wäre Geschichte ein Musikinstrument, sie wäre ein Akkordeon. Gerade gilt mal wieder: Noch nie wurde über das Schicksal von so vielen durch so wenige entschieden. Die Machtkonzentration der Gegenwart ist erstmals eine globale.

Traumtänzerische Sorglosigkeit

Wenn wir hundert Jahre zurückblicken, sehen wir in den oft verklärten zwanziger Jahren eine Phase der Hyperinflation, die in einem globalen Crash kulminierte, während eine zunehmend dekadente, mit Drogen und Amusement abgelenkte Gesellschaft auf dem Vulkan tanzte. Wie sich die Zeiten doch ähneln. Die Lehre aus den zwanziger Jahren müsste lauten: Grosse gesellschaftliche Veränderungen kommen oft in dem Moment, in dem man am wenigsten auf sie vorbereitet ist. Auch heute ist eine traum-

tänzerische Sorglosigkeit angesichts von Inflation, Energieengpässen und beginnendem Firmensterben zu bemerken, während die Ablenkung nicht grösser sein könnte: Netflix, soziale Medien, Drogenlegalisierung, ein konsumistisch angeheizter Narzissmus, Casino-artige Spekulationen, bald noch: das Metaverse, der nächste Kokon der Scheinrealität.

Nur der Bürger, der sein Schicksal selbst in die Hand nimmt, kann dieser Entwicklung irgendetwas entgegensetzen. Die letzten zwei Jahre

Die Fähigkeit, das Leben in die eigenen Hände zu nehmen, kann nur von einem selbst erlernt werden.

waren von einem spalterischen Dissens über die Einordnung des Corona-Geschehens geprägt. In den nächsten Jahren wird jeder an seinem Lebensstil ablesen können, ob die eigene Bewertung des Geschehens die richtige war. Wer keine eigene Agenda für sein Leben hat, ist verurteilt dazu, nach der Agenda anderer zu leben.

Die Fähigkeit, das Leben in die eigenen Hände zu nehmen, kann jedoch nur von einem selbst

entdeckt, gewollt und erlernt werden. Nie war der Anreiz kleiner, genau dies zu tun. Und nie zuvor war es vermutlich wichtiger. De facto ist die Gesellschaft seit Jahren in einem komatösen Zustand, in dem sie kaum etwas fühlt, wenig will und noch weniger macht. Der moderne Mensch ist umschmeichelt, überheblich, verweichlicht und komfortsüchtig, während er sich für ausgesprochen smart und gebildet hält. Was auch immer um ihn herum passiert: Er glaubt, den Durchblick zu haben.

Wenn ihm etwas nicht gefällt, stellt er sich erfolgreich blind. Wenn es etwas umsonst oder als Belohnung gibt, ist er zur Stelle. Öffentliche Statistiken über Impfschäden rühren ihn nicht. Zeichentrickfilme dagegen vermögen ihn mühe-los zum Weinen zu bringen. Menschen, die nicht auf den Waschlappen zurückgreifen wollen, um ihren Beitrag zur Energiekrise zu leisten, bringen ihn auf die Palme. Umweltverschmutzung durch Kriege rührt ihn dagegen kaum. Auf die Einschätzungen von Nobelpreisträgern wie Kary B. Mullis, Luc Montagnier, Michael Levitt oder Satoshi Omura (Miterfinder von Ivermectin) gab er in der Pandemie wenig. Die regierungsnahen Faktenchecker à la «Volksverpetzer» & Co.



«Denn am Ende sind wir alle pilgernd Könige zum Ziele»: Dichter Goethe.

würden es schon besser wissen. Der Weg zur Erkenntnis der Welt ist nicht selten durch das eigene Ego versperrt, welches immer auf der richtigen Seite sein will, also oft fast blind der vom aktuellen Zeitgeist vorgegebenen Haltung folgt.

Der Philosoph Sören Kierkegaard meinte mal, das Leben könne nur vorwärts gelebt und rückwärts verstanden werden. Dem hätte Pareto wohl widersprochen. Man kann auch versuchen, das Leben zu verstehen, bevor man es lebt. Man kann sich Leitlinien zurechtlegen, Prinzipien als Lebensbegleiter wählen und stets darauf testen, ob sie gute Wegweiser sind. Gleiches gilt für Freunde. Wenn die Pandemiejahre einen Sinn hatten, dann den: Der Schleier des Nichtwissens ist gefallen, die Spreu hat sich vom Weizen getrennt, jeder weiss jetzt, auf wen er sich verlassen kann und auf wen nicht. Dies ist ein unschätzbare Kapital, hat es doch das wahre Lebens herauskristallisiert und gezeigt, was echt ist und was nicht. Wer verblichene «Freundschaften» hinterhertrauert, beweint eine Fata Morgana. In der Katastrophe nimmt die Klarheit zu.

Prüfsteine der Geschichte

Wer mit schonungslosem Blick die Welt betrachtet, mag daran verzweifeln, dass sich Geschichte mit ähnlichem Drall wiederholen kann. Warum muss die Menschheit immer wieder ähnliche Katastrophen durchleben? All dies erinnert an das Schicksal des Sisyphos. Dabei ist Geschichte nicht vorgegeben. Der Lauf der Dinge ist nicht determiniert. Die Hauptkonstante der Geschichte sind wir selbst, deshalb schreiben wir sie immer ähnlich neu. Der Mensch folgt immer lieber Gefühlen als dem Verstand, er denkt heute vermutlich nicht viel anders als vor 2000 Jahren. Die Prüfsteine der Geschichte sind die gleichen geblieben, weil wir immer noch die Gleichen sind.

«Alles ist Frequenz und Schwingung», meinte einmal Nikola Tesla. Jeder Mensch hat die Möglichkeit, der Welt seine eigene Frequenz und Schwingung mitzugeben. Wir mögen Herdentiere mit einem Drang nach Konformität, «Gleichlaut» und kollektivem Rhythmus sein. Doch niemand zwingt uns, diesem Drang nachzugeben, ausser wir selbst. Hören wir den Klang der Geschichte und machen wir uns auf den eigenen Weg, wie Goethe es in folgendem Gedicht gesagt hat:

*Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in späten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen.
Und so lasst von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.*

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty).

China fährt an die Spitze

Das Sterben der deutschen Automobilindustrie beginnt jetzt.

Francis Pike

London
Grossbritannien mag 1945 den Zweiten Weltkrieg gewonnen haben, aber es war Deutschland, das den Frieden gewann. Für die Briten folgten lange Jahre eines katastrophalen Sozialismus, während Konrad Adenauer, der überragende christdemokratische Bundeskanzler der Nachkriegszeit, den Boden für das spektakuläre westdeutsche Wirtschaftswunder bereitete.

Im Schicksal der deutschen und britischen Automobilindustrie spiegelte sich die gegenläufige Entwicklung beider Länder. 1956 war Grossbritannien schon nicht mehr der führende europäische Automobilhersteller. Zwanzig Jahre später ging British Leyland, der letzte namhafte Autobauer des Landes, in Konkurs. Insgesamt 88 britische Automobilfirmen verschwanden in der Nachkriegszeit. Dagegen symbolisierte der Aufstieg von VW, Mercedes-Benz und BMW die Stärke der deutschen Industrie. In den nächsten Jahrzehnten wird die deutsche Automobilbranche ein ähnliches Schicksal erleiden wie seinerzeit British Leyland in den 1970ern. Deutsche Autobauer stehen vor einer existenziellen Krise, die Branche ist mit den grössten technologischen Veränderungen ihrer Geschichte konfrontiert.

In China verliert VW bereits massiv Marktanteile an einheimische Konkurrenten, die europäisches Personal abgeworben und sich europäische Technologie angeeignet haben. Deutschland steht vor allem im Bereich Elektroautomobile unter Druck. Der Marsch der westlichen Ökofanatiker in Richtung null Emissionen verheisst nichts Gutes.

Das in der Provinz Fujian ansässige Unternehmen CATL (Contemporary Amperex Technology Co.), das vor nur elf Jahren gegründet wurde, kommt bereits auf 30 Prozent des Marktes für Autobatterien. Seine Marktkapitalisierung (146 Milliarden Dollar) beträgt das Doppelte von VW (73 Milliarden Dollar). Doch es ist BYD (Build Your Dreams), der vertikal integrierte Auto- und Batterieproduzent mit einer Marktkapitalisierung von 96 Milliarden Dollar, der die grösste Bedrohung für die deutschen Autobauer darstellt.

BYD, CATL und Elon Musks Tesla sind die einzigen Unternehmen, die kostengünstige Batterien der zweiten Generation produzieren können, welche bis zu 20 Prozent mehr Reichweite haben. Angesichts dieses technologischen Vorsprungs und solcher Profitmargen können deutsche Unternehmen nicht viel ausrichten.

Besonders gefährdet ist VW

Was die unverzichtbare Software für selbstfahrende Autos angeht, so ist Deutschland fünf Jahre hinter Tesla zurück. In der Produktion von Karosserie-Oberbau und Innenausstattung ist Deutschlands führende Stellung geschwächt. Vor zehn Jahren waren chinesische Autos lachhafte Nachbauten von minderwertiger Qualität. Laut dem US-Analyseunternehmen J.D. Power haben chinesische Autobauer inzwischen qualitative Parität erreicht.

Tesla hat am Stadtrand von Berlin bereits eine integrierte Gigafabrik errichtet. Im Billigbereich muss Deutschland in diesem Jahr die Ankunft preisgünstiger Elektroautos von BYD, Great Wall Motor, Nio, Xpeng und SAIC Motor (zuvor Shanghai Automotive) fürchten. Weitere fünfzehn chinesische Autobauer werden folgen. Zunächst werden sie von einem Standort mit einer Produktionsleistung von 26 Millionen Stück (das ist mehr als jene Europas, Amerikas und Japans zusammengenommen) nach Europa exportieren. Bald werden chinesische Autohersteller Fabriken in Europa bauen. CATL hat jüngst den Bau einer Batterie-Gigafabrik in Ungarn angekündigt.

Besonders gefährdet ist VW, zerrieben zwischen niedersächsischer Landespolitik, linken Gewerkschaften und plutokratischen Familien, aber auch Mercedes und BMW, die das Luxussegment dominieren, sind betroffen. Im Laufe der letzten zehn Jahre hat der chinesische Automobilhersteller Geely die kränkenden Marken Volvo und Lotus gekauft und seine eigene Marke Polestar entwickelt. Sie alle gewinnen Anerkennung und Preise für ihr Luxusangebot und wollen massiv in Europa expandieren.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Sturm im Mäuseschloss

Die Traumfabrik Disney hat schwierige Zeiten hinter sich. Jetzt soll es Bob Iger nochmals richten. Der alt-neue CEO verkörpert die Glückskultur des Unternehmens wie kein Zweiter.

Mark van Huisseling

Es war eine der unglücklicheren Nachfolgeplanungen der Wirtschaftsgeschichte, mit Sicherheit aber die unglücklichste Nachfolge in der Geschichte der Walt Disney Company. Im November vergangenen Jahres übernahm deshalb Bob Iger als oberster Chef der Firma – zum zweiten Mal, er war bereits von 2005 bis 2020 CEO gewesen. Und hatte in dieser Zeit das amerikanische Medienunternehmen erfolgreich geführt. Weshalb es den Verwaltungsratsmitgliedern naheliegender schien, dass er seinen Nachfolger selbst bestimmte. Iger entschied sich für Bob Chapek, der unter ihm verantwortlich war für die Themenparks. Ab Anfang 2022 war der neue Bob dann Chef des ganzen Unternehmens (2021 stand ihm der alte Bob als Executive Chairman noch beratend zur Seite). Doch bloss elf Monate später warf ihn das Board, der Verwaltungsrat, bereits wieder raus. Und machte Chapeks Vorgänger, Iger, zu dessen Nachfolger und also zum neuen alten Disney-CEO.

Welt ist wunderbar, aber unfair

Was war passiert? Beziehungsweise wie viel Schaden kann ein erfahrener und erprobter Manager – Robert Chapek, 62, arbeitete fast dreissig Jahre für Disney, hatte hohe Stellen inne – an einem Unternehmen, das mit mehr als 200 000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern über 80 Milliarden Dollar im Jahr einnimmt, in elf Monaten anrichten? Eine ganze Menge, so sieht's aus: Die Börsenbewertung halbierte sich von Januar 2021 bis zu seinem Ausscheiden von 328 auf 163 Milliarden, der Firmenwert fiel in seiner Zeit als Chef um 165 Milliarden Dollar oder, gerundet, 400 Millionen am Arbeitstag.

Der Fairness halber: 2021, als die Pandemie zu Shut- und Lockdowns auf der ganzen Welt führte, war für viele Unternehmen ein herausforderndes Jahr, die Disney-Freizeitparks etwa blieben damals zu. Andererseits waren Streamingdienste, wie sie Disney anbietet, stark gefragt. Und im laufenden Jahr haben die Aktienkurse der meisten Firmen nachgegeben, die Werte von Disney allerdings zählen zu den Underperformern, verloren noch mehr als der Gesamtmarkt. Die Schuld für den Absturz allein dem neuen Bob, Chapek, an-

zuhängen, wäre somit unfair. Bloss, würde jemand behaupten, die Geschäftswelt sei immer fair? Diese Geschäftswelt, das ist unumstritten, hat sich verändert in der kurzen Spanne, als Chapek CEO war. Die längste Zeit waren Investoren in Medienunternehmen – Disney ist das zweitgrösste der Welt, nach Comcast, einer anderen amerikanischen Firma – zufrieden, solange die Abonnentinnen- und Abonnentenzahl der verschiedenen Angebote stieg. Kostete der Zuwachs, was er wollte. Die Ausgaben würden später einmal durch Gewinne mehr als gedeckt werden,

«Der erste <Mickey Mouse> wurde von zwölf Leuten in einer Garage nach Feierabend herausgebracht.»

hiess es. Mit anderen Worten: Auch die Walt Disney Company, ein besteingeführtes Unternehmen, wurde gemessen wie ein Start-up. Ob diese Sicht gescheit und zutreffend war? Man weiss es nicht.

Doch im April vergangenen Jahres, als Netflix, das vielleicht beste Beispiel einer jungen, stark wachsenden Firma, mitteilen musste, man habe im ersten Quartal Abonnenten verloren, erinnerten sich Investoren an die Erkenntnis, dass Unternehmen auf Dauer nicht mehr Geld

ausgeben können, als sie verdienen. Plötzlich waren die Gesetze der Schwerkraft, oder jedenfalls der Betriebswirtschaftslehre, wieder etwas wert. Plötzlich erschienen die 45 Milliarden Dollar Schulden von Disney nicht länger ausschliesslich als Beweis, dass man in eine rasant wachsende Firma investiert war, sondern möglicherweise in eine mit Problemen. Die Schulden, nebenbei, wurden gemacht, um 21st Century Fox (20th Century Fox Studios plus zahlreiche Kabel-Satelliten-TV-Kanäle) auf Pump zu kaufen, für über 71 Milliarden Dollar; verantwortlich dafür, nebenbei erwähnt, war der alte Bob, Iger.

Sein von ihm ausgewählter Nachfolger hat auch Fehler gemacht, klar. Chapek haute inhaltlich daneben, und zudem war die Form, sein Auftreten, verbesserungsfähig, weit entfernt jedenfalls vom Disney-Anspruch «to make people happy», Menschen glücklich zu machen. Eine seiner ersten Amtshandlungen war ein Streit mit Scarlett Johansson – sie wollte mehr haben, als er geben wollte, was im Grunde üblich ist, wenn's um Geld geht. Bloss sollte er wissen, dass einem kaum Kundenherzen zufliegen, wenn man sich mit einer weltberühmten, beliebten, schönen jüngeren Frau anlegt.

Danach verkrachte er sich mit Ron DeSantis, dem Gouverneur von Florida und möglichen nächsten Präsidentschaftskandidaten der Republikanischen Partei; es ging um die Einführung eines Gesetzes, das die Aufklärung über sexuelle Orientierung aus dem Lehrplan von Primarschülern streicht (Chapek war dagegen, dass kleine Kinder wegen der sogenannten «Don't say gay»-Vorschrift («Sag nicht schwul») nicht mehr erfahren, dass es Homosexualität gibt), in der Folge stellte der Disney-Chef Spenden seines Unternehmens an Politiker der Republikaner in Florida bis auf weiteres ein. Worauf DeSantis, der für das Gesetz ist, Disney als woke, erhöht sensibilisiert für Ungerechtigkeiten, bezeichnete. Sowie, schlimmer, Steuererleichterungen, die das Unternehmen genossen hatte, aufhob. Trotz Chapeks Knatsch mit dem Gouverneur fanden LGBTQ+-Disney-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter übrigens, der Chef setze sich zu wenig für ihre Rechte und Freiheiten ein.



«Amerikas Shangri-La»: Chef Iger.



Neue Kunstform, neues Medium, neue Technologie: «Fantasia», 1940.

Fast schon banal scheinen im Vergleich dazu Business-Flops, die Chapek zu verantworten hatte: Er schraubte beispielsweise an den Aufpreisen für Vorzugsbehandlung von Themenparkbesuchern mit Jahreskarten. Und äusserte sich wenig respektvoll über die treuesten Kunden («unfavorable attendance mix», ungünstige Besuchermischung, d. h. zu viele Saisonpass-Halter also und zu wenige Touristen, die mehr Geld ausgeben). Auch im eigenen Haus fiel er Leuten auf die Nerven, besonders Kadermitarbeiterinnen und -mitarbeitern, die einen Teil des Gehalts als Aktienoptionen erhalten – bei sinkenden Kursen verlieren diese an Wert. Weshalb seine höchsten Untergebenen ihn verantwortlich machten für ihre niedrigeren Einkommen. Der Strohhalm

schliesslich waren die Ertragszahlen des dritten Quartals 2022: Als «desaströs» wurden diese von der *New York Times* (NYT) beschrieben, das Streaming-Geschäft verlor 1,5 Milliarden Dollar.

Das sind einige Tolle im Reinheit eines Wirtschaftskapitäns. Doch eine weitere Fehlleistung muss erwähnt werden, es handelt sich dabei, wenn sie denn zutrifft, um die vielleicht schlimmste: «Bob Chapek glaubte nicht an die Disney-Magie.» Das war die Überschrift des Meinungsbeitrags eines Disney-Superfans in der NYT. Der Schreiber ist einer von 117 000 Disney-Anhängern auf der ganzen Welt, die eine Eingabe unterzeichneten, mittels deren sie das Disney-Board aufforderten, den Chef rauszuwerfen. Weil der nicht verstanden habe, «dass Disney so

viel mehr ist als irgendein Grossunternehmen». Und weil diese Einsicht matchentscheidend sei für den Erfolg des Unternehmens, Pardon: des Unternehmens, das mehr ist als ein solches.

Der Mann, dessen Namen das Unternehmen trägt, Walter Elias Disney, wurde am 5. Dezember 1901 in Chicago geboren. Sein Vater, Elias, war ein Arbeiter aus Kanada, meist schlecht gelaunt, manchmal ärgerlich, schreibt Biograf Neil Gabler in «Walt Disney: The Triumph of the American Imagination» (2006); es habe ihm Schwierigkeiten bereitet, eine Stelle länger als wenige Jahre zu halten. Weshalb Familie Disney – Elias und seine Frau Flora hatten vier Söhne, Walter war der jüngste, sowie eine jüngere Tochter – öfter umzog, von der Stadt aufs Land, von Chicago nach Marceline in Missouri, wo der Vater einen Hof bestellte, von dort in die nächste Stadt, Kansas City, und danach wieder retour nach Chicago.

Werbefilme für Zahnhygiene

1923 schliesslich ging Walter, der schon als Schüler gerne gezeichnet und mit achtzehn als Reklame-Illustrator zu arbeiten begonnen hatte, zu seinem Bruder Roy nach Burbank in Kalifornien, wo sich der acht Jahre Ältere von Tuberkulose erholte. Sie gründeten zusammen das Disney Brothers Cartoon Studio, und zwar mit von Familienmitgliedern sowie Freunden geliehenem Geld. Roys Freundin gab 25 Dollar und Onkel Robert 500 (er verlangte für das Darlehen, das er in vier Tranchen auszahlte, 8 Prozent Zinsen; «War er die Inspiration für Dagobert Duck?», fragte ein Kommentator im *New Yorker*). Walt, wie er genannt wurde, war auch nach Kalifornien, in die Nähe von Hollywood, gefahren, weil er Regisseur hatte werden wollen. Seine berufliche Laufbahn verlief anders, eine der Persönlichkeiten, die die Populärkultur entscheidend mitprägten, sollte er dennoch werden. Doch bis es so weit war, bis erste Werke von ihm erschienen, die zu seiner späteren Bedeutung beitrugen, dauerte es noch eine Zeitlang.

Der erste Zeichentrickfilm mit Mickey Mouse («Plane Crazy», dt. «Bruchlandung») war 1928 vorführbereit. Die Hauptarbeit dafür hatte Ub Iwerks, eigentlich Ubbe Iwwerks, Sohn eines Einwanderers aus Ostfriesland und Illustrator, der Walts Laufbahn von Anfang an begleitete, geleistet. Iwerks war's, der bis zu 700 Bilder am Tag zeichnete. Weshalb sich seither das Urteil hält, die Disney-Figuren seien eigentlich gar nicht von Disney umgesetzt worden – worauf der *New Yorker*-Schreiber erwidert, man könne sich auch nicht darüber beklagen, dass Henry Ford seine Model-T-Autos nicht mit eigenen Händen zusammenschraubt habe.

Ein weiterer Grund, weshalb sich Disney-Gelahrte bis heute über die Bedeutung des Beitrags von Iwerks und anderen Mitarbeitern uneinig sind, ist wohl der, dass Walt sagte: «Der erste «Mickey Mouse» wurde von zwölf Leuten in einer Garage nach Feierabend herausgebracht.»

Womit er darauf hinwies, dass das Disney Brothers Studio, das später in Walt Disney Company umbenannt wurde, am Anfang zur Hauptsache sogenannte Laugh-O-Grams, lustige Kurzfilme, herausbrachte, die vor dem Hauptfilm in Kinos gezeigt wurden.

Walt Disneys untrügliches Gespür

Die ersten fünfzehn Jahre des Unternehmens waren keine Erfolgsstory, mit Laugh-O-Grams allein konnten die Disney-Brüder ihre Kosten nicht decken. Deshalb nahm Walt jeden Job an, den er für das Cartoon Studio bekommen konnte, darunter Werbefilme für Zahnhygiene. Aus dieser Zeit stammt die Behauptung, die Kenner als den besten Witz über Disney bezeichnen, nämlich dass er kein guter Geschäftsmann gewesen sei. Biograf Gabler hält fest, Walt Disney habe früh erkannt, dass man mit Kunst Geld verdienen könne. Als Kind in Missouri hatte er einen Nickel, fünf Cents, verdient, als er dem Landarzt eine Pferdezeichnung verkaufen konnte. «Das blieb zeitlebens der Höhepunkt für ihn», gibt Gabler Roy, Walts Bruder, wieder. Und schlussfolgert: «Walts Massstab für Erfolg war, wie viele Leute seine Kunst bewunderten. Roy Disney hingegen sah als entscheidend an, wie viel sie dafür auszugeben bereit waren.»

Kurz vor Weihnachten 1937 fand die «Schneewittchen»-Premiere statt. Die Veröffentlichung des ersten abendfüllenden Disney-Zeichentrickfilms darf als Anfang des Aufstiegs von Walt und seiner Company bewertet werden. Wie so oft, wenn ein Unternehmer zuvor ungeahnte Höhen erreicht, ist es das Ergebnis des Zusammenspiels von Können, Fleiss und glücklichen Umständen. In diesem Fall, in diesen aufregenden Zeiten, wie Gabler schreibt, entstanden sowohl

eine neue Kunstform, ein neues Medium als auch eine neue Technologie. Was er meint: Filme mit Ton im Allgemeinen erreichten die Massen, und Zeichentrickfilme im Besonderen bezauberten diese mit ihren erstmals gezeigten, scheinbar beweglichen Figuren (Rudolf Ising, ein Regisseur und Freund von Disney, hatte die Idee, Bilder auf transparente Zellulosefolien zu zeichnen).

Das Ergebnis erfüllte die Anforderungen von Walt und Roy Disney: Grosse Zuschauerinnen- und Zuschauermengen wollten solche Filme oder, in Disneys Augen, Kunstwerke sehen, und sie waren bereit, dafür so viel zu bezahlen, dass die Firmeninhaber reich wurden. Zusätzlich zielführend war, dass Walt Disney den Geschmack des Publikums mit jedem seiner Filme dieser Zeit traf – in den fünf Jahren nach «Schneewittchen», bis 1942 also, veröffentlichte er «Pinocchio», «Fantasia», «Dumbo» und schliesslich «Bambi».

Woher er das untrügliche Gespür für die Befindlichkeit von Kinogängern nahm, ist schwierig zu sagen, es gibt mehrere Erklärungsversuche. Für einen zieht der erwähnte *New Yorker*-Journalist den britischen Schriftsteller Charles Dickens herbei, mit dem Disney manchmal verglichen wird, weil beide eine harte Kindheit hatten. Dickens, sagt man, habe nie versucht, zu schreiben, was die Leute vermutlich lesen wollten. Sondern schrieb, was er, Dickens, lesen wollte. *Same story* bei Walt Disney – er entwarf und zeichnete (oder liess zeichnen und entwerfen), was er selbst gern sehen wollte. Geschichten, die ihn fesselten, die ihn rausholten aus Illinois, Missouri, Kansas oder wo er gerade wegen seines sauren, ärgerlichen Vaters ausharren musste.

Ob diese Geschichten wahr beziehungsweise plausibel waren, war nebensächlich. In Marce-

line, dem Kaff, habe er sich mit Erastus Taylor angefreundet, einem alten Mann, der unablässig erzählte, er habe im Bürgerkrieg gekämpft. Der Alte habe im Dorf als Spinner gegolten, mit dem keiner Zeit verbringen wollte. Ausser dem jungen Walt. Der erkannte zwar auch, dass die Stories nicht belastbar waren. Doch das war ihm egal, solange sie gut waren, ihn unterhielten, träumen liessen. «Ich denke nicht, dass Erastus jemals im Bürgerkrieg kämpfte», gibt der Biograf Disney wieder, «doch er war in jeder Schlacht.»

Vielleicht war es die Mischung aus grossen Träumen, Plänen und einer raschen Umsetzung, meist durch talentierte sowie einsatzfreudige Mitarbeiter, plus der Pflege scheinbarer Kleinigkeiten – Walt soll etwa nie ganz zufrieden gewesen sein mit Schneewittchens Gesicht, ihre Nasenwurzel schien ihm unsauber gezeichnet –, die dazu führte, dass das Werk von Disney beim Publikum sowie bei Kritikerinnen und Kritikern gleich gut ankam. Mit 59 Nominierungen und 26 verliehenen Academy Awards hält er beide Rekorde. Sein Oscar für «Schneewittchen und die sieben Zwerge», der erfolgreichste Film der Jahre 1938 und 1939 sowie bis damals mit 6,5 Millionen Dollar Einnahmen der bestverkaufte überhaupt, war die übliche Goldstatue plus sieben kleinere Goldfiguren. Im folgenden Jahr, 1940, öffneten Walt und sein Bruder Roy das Unternehmen für Anleger und verkauften erstmals Aktien der Company.

In den 1950er Jahren setzte Walt Disney ein weiteres, ihm wichtiges Vorhaben um: sein eigenes kleines Land oder, weniger poetisch, einen Themenpark. Seit Ausflügen mit seiner Frau Lillian, einer ehemaligen Zeichnerin, die er 1925 geheiratet hatte (ihre Ehe verlief grundsätzlich glücklich), und den Töchtern Diane, ge-



Kunstwerke, für die das Publikum bezahlt: «Vaiana», 2016; Donald Duck in «Chip 'n' Dale» (1947).

boren 1933, sowie Sharon, adoptiert 1936, als sie sechs Wochen alt war, in den Griffith Park in Los Angeles respektive die Tivoli-Gärten von Kopenhagen entwickelte er die Idee eines sauberen, sicheren, aufgeräumten Geländes, wo Eltern mit ihren Kindern Spass haben konnten. Im Juli 1955 war es so weit: Im kalifornischen Anaheim wurde «Amerikas Shangri-La» (*New Yorker*) beziehungsweise Disneyland, auch der «glücklichste Ort der Welt» genannt, von Walt *himself* geöffnet. Das Fernsehen war dabei, einer der Präsentatoren, ein Schauspieler mit Namen Ronald Reagan, wurde später der 40. Präsident der Vereinigten Staaten. Bereits drei Jahre später zog das künstliche Disneyland mehr Männer, Frauen und Kinder an als die natürlichen Wunderländer Grand Canyon, Yellowstone oder Yosemite. Mittlerweile gibt es sechs Resorts – in Kalifornien, Florida, Paris, Tokio, Schanghai und Hongkong – mit insgesamt zwölf Themenparks, darunter Castle Parks, das Animal Kingdom, Epcot, die Hollywood Studios und zwei Wasserparks.

Held an der Wall Street

Verhältnismässig jung, mit 65, starb Walt Disney im Dezember 1966 an Lungenkrebs; er war seit 1917, als er sich für den Einsatz im Ersten Weltkrieg gemeldet hatte (er hatte sein Alter gefälscht, er war erst sechzehn, schaffte es mit den Sanitätstruppen des Roten Kreuzes aber nach Frankreich, wenn auch erst nach dem Waffenstillstand von 1918), ein starker Raucher filterloser Zigaretten gewesen. Über seine Raucherei hatte er einem Freund einmal gesagt: «Ich tue viele Dinge, die Walt Disney nicht tun würde. Walt Disney raucht nicht, ich rauche. Walt Disney trinkt nicht, ich trinke.» Ähnlich hielt er es mit der Religion beziehungsweise dem Glauben. Er war kein Kirchgänger und, die Annahme sei erlaubt, nicht gläubig. Was eine Abweichung darstellte von seiner öffentlichen Wahrnehmung als «Lieferant aller amerikanischen Tugenden» (*New Yorker*), zu denen christlicher Glaube und der Besuch der Messe zählt (oder zu Disneys Lebzeiten jedenfalls zählte).

Darüber hinaus hat sich in den Jahrzehnten seit seinem Ableben der Blick auf sein Werk entwickelt, kaum zum Guten. In der «American National Biography» fasst der Autor, der Disneys Eintrag schrieb, zusammen, die Sicht auf ihn sei von «Patriot, Volkskünstler [*folk artist*] und Kulturvermittler» zu «Verbreiter amerikanischen Imperialismus und amerikanischer Intoleranz sowie Kultur-Herabminderer» ver-rutscht. Immer wieder gab es zudem Versuche, Disney als Rassisten und/oder Antisemiten darzustellen, was aber letztlich nicht gelang; Neil Gabler, der als erster Biograf uneingeschränkten Zugang zum Disney-Archiv erhielt, vertritt die Meinung, Disney sei kein Antisemit gewesen, habe aber mit Antisemiten verkehrt sowie zusammengearbeitet. Vom Vorwurf des Rassismus entlastet er ihn ebenfalls, doch er ergänzt,



Geschmack der Zeit: Gründer Disney.

wie viele Amerikaner seiner Zeit sei er eher unsensibel gewesen, was dieses Gebiet angehe.

Nach Wals Tod verschob sein Bruder Roy den Ruhestand und übernahm die Unternehmensleitung. Er hatte diese fünf Jahre lang inne, bis Oktober 1971, nachdem der zweite Themenpark eröffnet worden war, Walt Disney World in Florida. Zwei Monate später starb er. Sein Nachfolger, Donn Tatum, der die Firma ebenfalls fünf Jahre führte, war der erste familienfremde Disney-Chef. Nach Roys Tod fiel kein Nachfahre der Familie mehr besonders auf im wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Leben Amerikas. Mit Ausnahme von Abigail Disney, einer Enkelin von Roy Disney (Walt war ihr Grossonkel) und «engagierten Millionenerbin» (Wikipedia) – sie urteilte streng über die Geschäftsleitung der Disney Company, als deren Mitglieder 2020, während der Pandemie, 200 000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in (schlechter bezahlte) Zwangsferien schickte, sich selbst aber Bonuszahlungen in zweistelliger Millionenhöhe plus Dividenden von 1,5 Milliarden Dollar ausschütten wollte.

CEO damals war Bob Iger. Der Mann, der seinen Nachfolger bestimmte, Bob Chapek, der es dann nicht brachte und entlassen wurde. Und der jetzt wieder die oberste Maus im Haus ist sozusagen. Er wurde vom Board, dem Verwaltungsrat, für zwei Jahre verpflichtet. Und er soll in dieser Zeit zwei Aufgaben lösen: Fehler, die sein Nachfolger machte, ausbessern. Sowie einen neuen Nachfolger finden, einen, der's kann, am besten also einen Bob Iger II oder, mit Vorteil, Bob junior, schliesslich ist der Senior 71 Jahre alt.

Die fünfzehn Jahre, in denen Iger Disney führte, werden von Beobachtern als besonders erfolgreiche Zeit der Unternehmensgeschichte angesehen, er gilt als einer der grossen Manager-Stars und ist ein Held in den Augen vieler Wall-Street-Persönlichkeiten. Sein Salär von gegen 50 Millionen Dollar – dem Tausendfachen des Gehalts eines durchschnittlichen Disney-Mitarbeiters – in einzelnen Jahren sowie sein Vermögen von fast 700 Millionen soll im Lichte dieser Betrachtung gerechtfertigt sein.

Diese Wahrnehmung hat wohl auch damit zu tun, dass zahlreiche hohe Angestellte in der Finanzbranche dank ihm Geld verdienten, entweder Kommissionen, die ihnen als Berater bei seinen Firmenkäufen zuflossen, oder als Anleger in Zeiten steigender Aktienkurse (teilweise aufgrund sogenannter exogener Faktoren, Entwicklungen, zu denen Iger wenig oder gar nichts beitrug, die allgemeine Verteuerung von Sachanlagen während der Tiefzinsjahre etwa). Ob seine Zukäufe – darunter im Jahr 2006 Pixar, ein Animationsfilmstudio, für mehr als 7 Milliarden Dollar; Marvel Entertainment, die Superhelden-Rechte-Inhaberin, 2009 und Lucasfilm 2012 für je 4 Milliarden sowie schliesslich das Unterhaltungs-Business von 21st Century Fox 2019 für über 71 Milliarden – sich rechnen (und falls ja, wie genau), kann teilweise noch nicht eingeschätzt werden.

Bis vor wenigen Wochen konnten er und seine Fans behaupten, er beherrsche die Kunst des Timings. Sein Rücktritt erfolgte genau zur richtigen Zeit. Doch nun ist er *back*. Und muss sich weiter mit der anspruchsvollen Konsolidierung, dem Einpassen der erworbenen

Die fünfzehn Jahre, in denen Iger Disney führte, werden als besonders erfolgreich angesehen.

Einheiten in das bisherige Gefüge, abmühen. Denkbar, dass sein Ruf dabei Schaden nimmt. So wie es vor ihm Jack Welch, dem ehemaligen CEO von General Electric und grossen Firmenaquisiteur der 1980er und 1990er Jahre, passierte.

Hauptsitz des Glücks

Spätestens Ende kommenden Jahres wird man mehr wissen: wie sich Disney, nach all den Zukäufen mit Schulden von 45 Milliarden belastet, in Zeiten höherer Zinsen schlägt. Und einer Rezession vielleicht sowie verschärften Wettbewerbs – Streaming ist ein sogenanntes *winner take all*-Geschäft, bei dem sich ein Unternehmen durchsetzt und für die anderen bloss Nischen und Nebenrollen übrigbleiben. Plus, vor allem, wen er als nächsten Disney-Chef finden und einstellen wird. Wer auch immer es sein wird, er oder sie soll die Company nach Iger erfolgreich sowie dauerhaft führen. Und vielleicht sogar die Magie zurückholen ins Unternehmen, das so viel mehr ist als bloss ein Unternehmen.

Für Robert Iger dagegen trifft der andere Disney-Claim, der vom glücklichsten Ort der Welt, bereits heute zu. Obwohl er in den kommenden zwei Jahren weniger verdienen wird als in der Vergangenheit – er bekommt höchstens 50 Millionen, je nach Geschäftsgang, für seinen Einsatz –, ist das Mäuseschloss im kalifornischen Burbank, der Walt-Disney-Hauptsitz, *the happiest place on earth*.

Bundeswehr schrumpft

Während Politiker in Deutschland die Verteidigung europäischer Werte in der Ukraine beschwören, finden sich für den Dienst an der Waffe nicht genügend Menschen. Jetzt muss Verteidigungsministerin Christine Lambrecht einräumen, die bisherige Personalplanung der Bundeswehr sei Makulatur.

Das ursprünglich angepeilte Ziel von 203 000 Soldatinnen und Soldaten, die 2025 zur Verfügung stehen sollen, muss nach unten korrigiert werden. Es war noch unter Lambrechts Vorgängerin Ursula



«Korrekturbedarf»: Lambrecht.

von der Leyen ausgearbeitet worden, jetzt wurde es stillschweigend kassiert. «Unser strategisches Ziel lautet aktuell, bis zum Jahr 2031 auf rund 203 000 Soldatinnen und Soldaten zu wachsen», bestätigte eine Sprecherin. Mit Blick auf das bisherige Ziel bestehe «Korrekturbedarf».

Angesichts des Kriegs in der Ukraine ist diese Entwicklung heikel: Die Bundeswehr formuliert in ihrer Personalstrategie, dass sie «schnell und flexibel auf Veränderungen im sicherheitspolitischen Umfeld reagieren» wolle. Dies kann in einer Zeit mit massiv verschärfter Bedrohungslage eigentlich nur bedeuten, dass mehr Soldaten gewonnen werden müssen als geplant. Tatsächlich passiert das Gegenteil.

Die Schwierigkeiten, Kandidaten für die Bundeswehr zu gewinnen, sind ein Warnsignal für all jene Politiker von links bis rechts, die angesichts des russischen Überfalls auf die Ukraine zu einer «Verteidigung der europäischen Werte» an dieser Front aufrufen. Trotz Kriegsrhetorik sind offenbar nur wenige junge Menschen bereit, dieser Vorstellung auch zu folgen. Gerade wurde bekannt, dass sich die Zahl der Kriegsdienstverweigerer in Deutschland auf knapp tausend verfünffacht hat.

Oliver Stock

Mutter Helvetia des 21. Jahrhunderts

Operation-Libero-Chefin Sanija Ameti wird in den Medien als Polit-Hoffnung, Femme fatale und Comedian herumgeboten. Die junge Frau ist auf dem Weg zum Gesamtkunstwerk.

Marcel Odermatt

Sanija Ameti promoviert in Digitalrecht. In der Aufmerksamkeitsökonomie hätte sie ein Ehrendoktorat verdient. Mal erklärt die Operation-Libero-Chefin zur Empörung zartbesaiteter Bürgerlicher, sie könne sich, «politisch betrachtet, keinen der SVP-Bundesratskandidaten schöntrinken». Dann gibt sie unter Applaus des mitfühlenden Twitter-Publikums bekannt, fortan regelmässig beleidigende Nachrichten aus ihrer Mailbox zu veröffentlichen.

Die Dreissigjährige, die 1995 als Flüchtlingskind aus Bosnien-Herzegowina in die Schweiz kam, lässt kaum jemanden kalt, am wenigsten die Journalisten. Das Schweizer Fernsehen setzt sie sogar als Comedian ein und verspricht «eine befreiende Schimpftirade, die Spass macht und bei der kein Auge trocken bleibt». Tränensturz bäche der Heiterkeit blieben bei ihrem Auftritt bei «Deville» zwar aus, aber damit folgte Ameti wohl einfach höflich dem Beispiel ihres Gastgebers, der Humor als das behandelt, was er ist: ein kostbares Gut in ernsten Zeiten, mit dem man sparsam haushaltet.

Die Rücksichtnahme zahlt sich aus. Auf den Redaktionen dürfte Ameti inzwischen beliebter



Beliebter als Badran: Grünliberale Ameti.

sein als die unvermeidliche Jacqueline Badran. Im *Sonntagsblick* lanciert sie im modischen *bad taste*-Winterpulli auf der Titelseite eine Initiative für erleichterte Einbürgerungen. Der hingerissene Chefredaktor adelt das Anliegen als Ausdruck von «zeitgemäßem republikanischem Denken» und lässt es in eine Artikelserie über das 175-Jahr-Jubiläum des Bundesstaats einbetten. Sanija Ameti, die Mutter Helvetia des 21. Jahrhunderts.

Badewanne als Rückzugsort

Als solche kümmert sie sich um ihre Schäfchen. Der Freisinn sei «unser grösstes Sorgenkind», lässt sie FDP-Chef Thierry Burkart wissen. Sie selber sitzt für die Grünliberalen im Stadtzürcher Parlament und hält dort «im Rahmen meiner Voten im Rat sehr gerne Liberalismus-Ted-Talks». Die Sehnsuchtsfreisinnige machte sich den Beitritt zu den hipperen Grünliberalen allerdings nicht leicht: «Parteien sind wie Unterhosen, jedes Modell klemmt ein bisschen zwischen den *Füdlbacken*.»

Massgeschneidert sind dafür Homestorys in Ametis geschmackvoll eingerichteter Altbauwohnung im Zürcher Kreis 4. Die *Schweizer Illustrierte* inszeniert sie als Femme fatale, die Cocktails mixt, Zigarre raucht und auf dem Sofa sinniert, dass sie keine Zeit zum Golfen findet. Ihr Partner ist der Kunstanwalt und Champagner-Händler Florian Schmidt-Gabain. Rund um die Uhr seien sie beschäftigt, erklärt Ameti. Die Badewanne diene als Rückzugsort.

Die *NZZ am Sonntag* fragt: «Wird diese Frau die Schweizer Politik der Zukunft prägen?» Hier sind – bei aller Herrlichkeit – leise Zweifel angebracht. Die Operation Libero operiert unter Ametis Regentschaft mit weniger Durchschlagskraft als auch schon. Nicht einmal Ametis Grünliberale wollen die angekündigte Europa-Initiative unterstützen. Was mit der Einbürgerungsinitiative passiert, steht in den Sternen. Ameti muss es nicht bekümmern. Sie ist der gewöhnlichen Politik längst entwachsen und auf dem Weg zum medialen Gesamtkunstwerk.

Diktatur der Eliten

Eine anonyme, demokratisch nicht legitimierte Macht ist dabei, unsere Sprache zu verändern.



Im Spätherbst hatte ich als Autor einige Veranstaltungen in Ostdeutschland. Im Blick auf die politischen Verhältnisse in Deutschland bin ich ein kritischer Zeitgenosse und bringe das auch öffentlich zum Ausdruck. Aber ich war doch erschrocken über die ungebremste emotionale Wut auf die deutsche Politik, die mir von grossen Teilen des Publikums entgegenschlug. Das kam nicht nur von einigen radikalen Spinnern. In dem sehr gemischt zusammengesetzten Publikum traf diese Wut auf eine breite Resonanz.

Nachdenklich und ein Stück weit verunsichert, kehrte ich nach Berlin ins bürgerliche Charlottenburg zurück und schaltete, was ich immer seltener tue, abends die «Tagesschau» ein, da ich einige nachrichtenlose Tage verbracht hatte. Von einer freundlichen «Tagesschau»-Sprecherin erfuhr ich, dass:

— «Iranerinnen und Iraner» gegen die Diktatur der Mullahs auf die Strasse gingen;

— «Soldatinnen und Soldaten» der Bundeswehr sich auf den Nato-Einsatz in Estland vorbereiteten;

— europäische «Aussenministerinnen und Aussenminister» sich wegen des Ukraine-Kriegs zu einer Sondersitzung getroffen hätten;

— «Kinderärztinnen und Kinderärzte» wegen der Zunahme der Atemwegserkrankungen überlastet seien;

— die Zahl der «Asylbewerberinnen und Asylbewerber» in den letzten Wochen stark gestiegen sei;

— «Jüdinnen und Juden» in Deutschland immer stärker unter Antisemitismus litten.

Und so ging es munter weiter.

Ich spürte, wie jetzt in mir die Wut aufstieg:

Wer hat in dem mit meinen Zwangsgebühren finanzierten staatlichen Rundfunk eine Sprachpolizei installiert, die einen zentral gelenkten Krieg gegen die Verwendung des viele Jahrtausende alten generischen Maskulinums führt und auch noch die letzte junge und freundliche Nachrichtensprecherin unter ihre Knute zwingt? Woher nimmt diese Sprachpolizei ihr Mandat, und welche bürokratischen Speichellecker setzten ihre Vorgaben so willfährig um, dass sich niemand, schon gar nicht eine kleine abhängig beschäftigte Nachrichtensprecherin ihren Vorgaben sanktionsfrei entziehen kann?

Offenbar kann eine anonyme Macht, die durch kein demokratisch zustandekommenes Gesetz dazu legitimiert oder gezwungen wurde, Sprache administrativ verändern. Man darf sich nämlich keine Illusionen machen:

Die «Tagesschau»-Sprecherin wird wohl bald zu «Liebe Menschen» übergehen.

Die Sprache des staatlichen Rundfunks setzt sich auch in den Zeitungen durch, und irgendwann werden jene, die den zentralen staatlichen Normvorgaben in ihrem persönlichen sprachlichen Ausdruck nicht entsprechen wollen, als sonderbare Aussenseiter gelten. Wer unter Politikern noch das generische Maskulinum verwendet, wird eines nicht zu fernem Tages als rückständig und verkalkt gelten – oder er wird wegen seines reaktionären Sprachgebrauchs gleich unter AfD-Verdacht gestellt werden.

Nun halten viele den Kampf um die gendergerechte Sprache für ein gesellschaftliches Nebenthema, dem man so oder so keine übermässige Bedeutung zumessen sollte. Da mögen sie recht haben, aber es wird hier ja nicht enden: Die Genderideologie ist schon viel weiter und stellt generell die Zuordnung des Menschen zu einem Geschlecht in Frage. Die Anrede eines Publikums als «Damen und Herren» steht jetzt bei der amerikanischen Universität Stanford auf dem Index verbotener Ausdrucksweisen.

Die «Tagesschau»-Sprecherin wird wohl bald zu «Liebe Menschen» übergehen. Aus «Asylbewerberinnen und Asylbewerber» könnten «Asylbewerbende» werden. Und was macht man mit den «Kinderärztinnen und Kinderärzten», «ärztlich Tätige» vielleicht? Früher hiess es einfach «Arzt», wenn man kein bestimmtes Geschlecht meinte. Ach, wie einfach und im Sinne der modernen Genderideologie auch fortschrittlich war doch das generische Maskulinum. Das umschloss auch jenen Arzt, der sein Geschlecht als «divers» definiert.

Wer brockt uns so etwas ein? Meine Antwort: Es gibt gesellschaftliche Moden, die in früheren Zeiten von Propheten, Hellsehern und Medizinmännern erschaffen wurden. Heute sind an deren Stelle Philosophen, Soziologen, Psychologen und Politologen getreten. Deren immer wieder wechselnde Ideologien und Ideen beeinflussen die Medien. Von dort finden sie Eingang in die Köpfe der Politiker.

Mit dieser Mechanik kann Demokratie gefördert werden, sie kann aber auch dadurch gefährdet werden oder gar untergehen.

Zentralasien tritt aus dem Schatten

Eingemittelt zwischen Russland und China, reich an Rohstoffen, Geschichte und Kultur: Fünf Ex-Sowjetrepubliken entdecken ihr geopolitisches Gewicht.

Thomas Fasbender

Taschkent
Die wenigsten dürften mit der Chiffre «C5» vertraut sein. Sie steht für die fünf zentralasiatischen Staaten, die vor gut dreissig Jahren aus dem sowjetischen Imperium hervorgegangen sind: Kasachstan, Kirgisistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan. In englischsprachigen Medien nennt man sie bisweilen «-stans»; die Endsilbe «-stan» entspricht in etwa dem «-land» in europäischen Sprachen: England, Deutschland, Holland. Nun wäre es wenig hilfreich, diese Staaten als «Länder» zusammenzufassen. Nicht anders ist es im Fall der «-stans» – zumal es davon sieben gibt. Nur gehört Pakistan zu Südasien und Afghanistan allenfalls geografisch zu Zentralasien, indes weder politisch noch kulturell.

Erweitert um ein ominöses «+1», wird aus den C5 eine politische Dialogplattform, die in mehreren Versionen existiert. Den Anfang machte Japan im Jahr 2004. Dort verfolgt man Vorgänge in Chinas Umfeld besonders aufmerksam; das geopolitische Potenzial der eurasischen Herzlande war lange vor Xi Jinpings Neue-Seidenstrasse-Initiative unverkennbar. Bald folgten Südkorea und die EU mit eigenen «C5+1»-Formaten. 2015 entstand ein viertes mit den USA. Dass die Chinesen ihr «C5+1» erst 2020 initiierten, hatte auch mit Rücksicht auf den alten Platzhirsch Russland zu tun. Lange Zeit gab China der Schanghaier Organisation für Zu-

sammenarbeit den Vorrang. Dort sind Russisch und Chinesisch die Amtssprachen; China kann seine Stärken ausspielen, ohne den eurasischen Rivalen protokollarisch hintanzusetzen.

Mit Russlands geopolitischer Schwächung schwindet die Pflicht zur Rücksichtnahme, erst recht im Zuge des Ukraine-Kriegs. Das gilt auch für die C5-Staaten. Seit dem russischen Ein-

In Taschkent sieht der Besucher weniger verschleierte Frauen als in manchem Berliner Stadtteil.

marsch in die Ukraine (besser gesagt: seit den ausbleibenden Kriegserfolgen) haben ihre Präsidenten dem Moskauer Kollegen zu verstehen gegeben, wie sehr seine Autorität gelitten hat. Da half es wenig, dass im Oktober 2022 auch mit Russland ein «C5+1»-Gipfel veranstaltet wurde.

Es gibt kein «Moskau»

Mit harten Worten beklagte sich der Tadschike Emomalij Rahmon, dienstältester zentralasiatischer Präsident, bei Wladimir Putin über den russischen Mangel an Respekt den «kleinen Völkern» gegenüber. Rahmon ist ein Produkt der Sowjetunion; in dem armen Gebirgsstaat Tadschikistan zwischen China und Afghanistan regiert er seit fast dreissig Jahren. In seiner Philippika warf er nicht nur Russland, sondern

auch den übrigen «C5+1»-Partnern einen Mangel an Resultaten vor. Das verrät einiges über die zentralasiatische Führungsschicht. Viele ihrer Mitglieder verstehen erst allmählich, dass die Unabhängigkeit ihnen auch neue, nicht immer leichte Herausforderungen beschert hat.

Mit der Eingliederung in das russische Kolonialreich nach 1860 war die Region von aussen modernisiert worden. Moskau war verantwortlich für Infrastruktur und Investitionen, Bildung und Verwaltung – von der Planung bis zur Umsetzung und lange vor der kommunistischen Revolution. Die Erwartungshaltung, die mit solcher Alimentskultur einhergeht, steckt noch heute in vielen Köpfen.

Doch seit dreissig Jahren gibt es kein «Moskau» mehr. Die Einzigen, die sich freigebig zeigen, sind die Chinesen mit ihrem «Belt and Road»-Projekt, der Neuen Seidenstrasse. Allerdings hat ihre Freigebigkeit Widerhaken. Jede chinesische Yuan-Milliarde, die in Infrastruktur verwandelt wird, ist vom Empfängerland mit Pfand und Bürgschaft abgesichert. Für die zwei ärmsten Länder der C5, Tadschikistan und Kirgisistan, ist die Lage fatal. Dort betragen die Staatsschulden China gegenüber bis zu 30 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. In den übrigen Republiken sind es weniger als 2 Prozent.

In Kirgisistan dürfte der Anteil noch steigen, wenn China nach 2023 mit dem Bau einer Bahnlinie durch das Tian-Shan-Gebirge nach Usbe-

KASACHSTAN



Hauptstadt: Astana
Fläche: 2 724 900 km²
Einwohner: 19 Millionen
Amtssprachen: Kasachisch, Russisch
Ethnien: Kasachen (70%), Russen (16%)
Religionen: Muslime (69%), Christen (17%)
BIP total: 197 Milliarden USD
BIP pro Kopf: 11 298 USD
Uno-Entwicklungsindex: Platz 56
Kennzeichen: bedeutende Erdöl-Reserven

KIRGISISTAN



Hauptstadt: Bischkek
Fläche: 199 951 km²
Einwohner: 6,5 Millionen
Amtssprachen: Kirgisisch, Russisch
Ethnien: Kirgisen (74%), Usbeken (16%)
Religionen: Muslime (90%), Christen (7%)
BIP total: 8,5 Milliarden USD
BIP pro Kopf: 1123 USD
Uno-Entwicklungsindex: Platz 118
Kennzeichen: 94% des Landes gebirgig

TADSCHIKISTAN



Hauptstadt: Duschanbe
Fläche: 143 100 km²
Einwohner: 9,5 Millionen
Amtssprachen: Tadschikisch, Russisch
Ethnien: Tadschiken (84%), Usbeken (12%)
Religionen: Muslime (90%), Christen (1%)
BIP total: 8,8 Milliarden USD
BIP pro Kopf: 1280 USD
Uno-Entwicklungsindex: Platz 122
Kennzeichen: grosse Wasser-Reserven



Auch die Europäer könnten eine Rolle spielen.

kistan beginnt. Die Trasse soll das Reich der Mitte südlich des Kaspischen Meers, also an Russland vorbei, mit dem Nahen Osten und Europa verbinden. Lange Zeit hat Russland sich gegen das Projekt zur Wehr gesetzt; Putins Zustimmung im Sommer 2022 war auch ein Eingeständnis der neuen russischen Schwäche.

Usbekistan ist das Herz

Mit der Selbstzerfleischung Russlands an seiner europäischen Westflanke ist offensichtlich, wem die Zeit in die Hände spielt. In Peking hält man sich derweil an eine über 2000-jährige konfuzianische Weisheit: «Lass dich nieder am Ufer

des ruhigen Flusses und warte, bis die Leichen deiner Feinde vorübertriebren.»

Das zeigt auch eine Äusserung des chinesischen Aussenministers Wang Yi aus dem vergangenen Sommer: «China hat in Zentralasien zu keiner Zeit geopolitische Interessen verfolgt. Und es lässt nicht zu, dass externe Kräfte in der Region Unruhe stiften.» Die Kombination aus Unwahrheit und Warnung ist ein unüberhörbarer Wink an alle anderen Mächte (auch an die Russen). Der chinesische Ehrgeiz zielt auf Dominanz in Zentralasien, eine Art *benign hegemony* à la chinoise. Wie vor dem 15. Jahrhundert soll die Region wieder zur Landbrücke im pan-

eurasischen Logistikkonzept der Chinesen werden; im Gegenzug garantiert Peking die Stabilität der politischen Verhältnisse.

Doch auch in Zentralasien besinnt man sich darauf, eine Zivilisation im eigenen Recht zu sein. Mit mehr als farbenfroher Folklore, berauschend bunten Moscheen und Traditionen als Touristenattraktion. Allerdings ist das Erwachen zugleich ein Schock, wie plötzliches Lüften im Winter: neben frischem Sauerstoff auch Kälte und die Not, sich zu bewegen.

Die Herausforderungen sind verschieden. Das riesige Kasachstan mit nicht ganz neunzehn Millionen Menschen teilt sich eine viele tausend Kilometer lange Grenze mit Russland; zugleich ist es ein wichtiger Korridor für Chinas Neue Seidenstrasse. Es ist derjenige der fünf Staaten, dem am meisten an guten Beziehungen mit Moskau und Peking gelegen sein muss.

Das im Süden angrenzende Usbekistan ist das Herz der Region. Mit 35 Millionen Einwohnern ist es das bevölkerungsreichste der fünf Länder, zudem das einzige, das an alle vier anderen grenzt, aber weder an Russland noch an China. Während Kasachstan sich bald nach 1990 dem Weltmarkt öffnete, setzte die wirtschaftliche Liberalisierung in Usbekistan erst 2016 nach dem Tod des ersten Präsidenten ein. Unter seinem Nachfolger agiert Usbekistan als treibende Kraft einer international einheitlichen Positionierung

TURKMENISTAN



Hauptstadt: Asgabat
Fläche: 491 210 km²
Einwohner: 5,6 Millionen
Amtssprachen: Turkmenisch
Ethnien: Turkmenen (86%), Usbeken (6%)
Religionen: Muslime (93%), Christen (6%)
BIP total: 45,3 Milliarden USD
BIP pro Kopf: 7422 USD
Uno-Entwicklungsindex: Platz 91
Kennzeichen: reiche Erdgaslagerstätten

USBEKISTAN



Hauptstadt: Taschkent
Fläche: 448 978 km²
Einwohner: 35 Millionen
Amtssprachen: Usbekisch
Ethnien: Usbeken (85%), Tadschiken (5%)
Religionen: Muslime (96%), Christen (2%)
BIP total: 69,3 Milliarden USD
BIP pro Kopf: 3328 USD
Uno-Entwicklungsindex: Platz 101
Kennzeichen: gewichtiger Baumwollsektor

der C5. Auch in Richtung Afghanistan sind die Usbeken aktiv; im Juli 2022 fand in Taschkent die dritte Afghanistan-Konferenz statt. Ausserdem existiert das Projekt einer Bahnlinie von Masar-e Scharif hinter der usbekischen Grenze bis zum pakistanischen Peschawar.

Erbe der antiken Handelsstrassen

Der Rückzug des Westens aus Afghanistan hat die Lage verändert. Lange Zeit hielt die Nato dort die archaischen Stämme im Zaum. Mit dem Islam in den uralten Oasen wie Samarkand, Buchara und Chiwa hat der Talib-Fundamentalismus kaum mehr gemein als den Koran. Seit vorislamischer Zeit blühen dort Hochkulturen, der Zoroastrismus und die Lehren Buddhas. Im späten Mittelalter wurde Samarkand zu einer Perle der Mathematik und Astronomie. Das kosmopolitische Erbe entlang der antiken Handels-

Im späten Mittelalter wurde Samarkand zu einer Perle der Mathematik.

strassen ist bis heute prägend. In Taschkent sieht der Besucher weniger verschleierte Frauen als in manchem Berliner Stadtteil.

Voraussetzung einer zentralasiatischen Entente ist neben der Überwindung letzter Grenzstreitigkeiten im Tian Shan die einträchtige Wasserverteilung. 90 Prozent des regionalen Wassers entstammt den Flüssen Syrdarja und Amudarja. Sie entwässern die Gebirgsmassive im Osten; nach langer Reise zu beiden Seiten der Wüste Kysylkum erreicht ein kümmerlicher Rest den halbausgetrockneten Aralsee.

Vom Wasser dieser Flüsse leben 80 Prozent aller Bewohner der Region. Kirgisistan und Tadschikistan nutzen das Wasser der Staudämme zur Stromerzeugung im Winter. Im westlicher gelegenen Tiefland braucht man es im Frühjahr und Sommer zur Bewässerung. Das führt zu Interessenkonflikten, um deren Beilegung man sich inzwischen bemüht. In den Hauptstädten wächst die Erkenntnis, dass Zentralasien aus dem Windschatten der Geschichte heraustreten muss. Angesichts des übermächtigen China funktioniert das am besten mit möglichst wenigen internen Konflikten.

Auch die Europäer können dabei eine Rolle spielen. Gesprächspartner in Zentralasien nehmen uns als Seelenverwandte wahr: eingekeilt zwischen überlegenen Mächten, mit denen man sich zu arrangieren hat. Mit dem Ukraine-Krieg wächst auch in Europa das Bewusstsein, dass der eurasische Osten mehr ist als Russland und China. Der neue Chef der Münchner Sicherheitskonferenz, Christoph Heusgen, bereitet für den Februar 2023 ein eigenes C5-Format vor. Und Unternehmen, die in Moskau nicht länger präsent sein wollen, bedienen bereits von Taschkent oder Almaty aus den russischen Markt.

Prinz Harry ist ein Vorbild

In einer Zeit, die immer mehr Sprechverbote kennt, lässt er sich nicht mundtot machen. Gut so!

Sylvie-Sophie Schindler

Wer hat das Recht, ihm zu sagen, er solle gefälligst den Mund halten? Etwa die Boulevardpresse, die, insbesondere in Grossbritannien, eine hässliche Schlagzeile nach der anderen gegen ihn raushaut? Warum eigentlich? Weil er sich erdreistet, nicht nach ihren Spielregeln zu spielen? Ausgerechnet sie werfen Steine, die ihr Geld damit verdienen, das Leben von Prominenten, allen voran der britischen Königsfamilie, auszuschlachten. Ausgerechnet sie, deutungsmachtbesessen, klagen ihn an, aus der eigenen, soeben veröffentlichten Geschichte finanziell Profit zu schlagen.

Well done, Harry. Schweigen ist keine Option. Mit der vielgeschmähten Autobiografie von, so sein offizieller Name, Prince Henry Charles Albert David, Duke of Sussex, kommt das richtige Buch zur richtigen Zeit. In seiner Unerschrockenheit, Klartext zu sprechen, bricht er unzeitgemäss ein in eine Gesellschaft, in der sich immer mehr die Überzeugung einnistet, dass man dies oder das «nicht sagen darf». Impfkritiker werden gebrandmarkt, Klimaskeptiker diffamiert, sogenannte Putin-Versteher darf es gar nicht geben. Maulkorb-Mentalität ist Pflicht; man trainiert sich ab, Dinge offen anzusprechen. Auch im Privaten. Das ist die Krux.

«Ich weiss nicht, wie Schweigen die Dinge jemals zum Besseren gewendet hat», sagte Prinz Harry in einem aktuellen Interview



Schweigen ist keine Option: Duke of Sussex.

mit dem britischen Sender ITV. Schweigen führe nur dazu, dass Missbrauch weitergehe. Also legt er Familiengeheimnisse offen und shakespearehafte Ränke am Königshof – und schont auch sich selbst nicht. Trauma reiht sich an Trauma: der frühe Unfalltod der über alles geliebten Mutter Lady Diana, die seelische Vergewaltigung durch die skandallüsternen Medien, die gleich eines unerwünschten Erziehungsberechtigten mitmischten.

Kollision mit der Welt

Pathogen, also potenziell krankmachend, wirkt Leiden, das nicht zur Sprache kommt; der Zwang zur Geheimhaltung absorbiert einen Grossteil der Lebensenergien. Dennoch, in vielen Familien gibt es ein bisweilen über mehrere Generationen diktiert Schweigen über scham- und angstbesetzte Themen. Um nicht hinsehen zu müssen, werden Strategien der Verleugnung oder Verharmlosung entwickelt. «So war das nicht, das bildest du dir ein», musste sich nicht nur Harry anhören. Dass es Verrat ist, das Beschwiegene zu benennen, haben zig traumatisierte Menschen erlebt – und wurden weiterhin in ihrem Schmerz alleingelassen.

«Jede Wunde ist das Ergebnis einer unerwarteten Kollision mit der Welt», schrieb Paul Auster in seinem «Winterjournal». Prinz Harrys Memoiren sind ein Plädoyer, eine Kultur zu schaffen, in der Wunden wahrgenommen und ausgesprochen werden. Damit das Verletzliche wieder einen Platz bekommt in einem sich immer mehr verhärtenden zwischenmenschlichen Klima. Es wird dieser Tage viel davon gesprochen, die Enthüllungen hätten die Gräben noch mehr vertieft. Aber gerade jetzt hätte König Charles III die Gelegenheit, sich als alter weiser Mann zu zeigen, der seinem Zweitgeborenen die Arme öffnet gleich dem Vater aus dem biblischen Gleichnis vom verlorenen Sohn. Harry steht bereits mit ausgebreiteten Armen da, in seinem Sehnen nach seiner Familie, nach Liebe, nach Versöhnung. Die britische Monarchie könnte ein Beispiel geben für ein wegweisendes Bild von Mitmenschlichkeit. Und fortschrittlicher Männlichkeit.

Gesucht: Gentlemen

Warum ich mir Männer wünsche, die Komplimente machen und mir die Tür aufhalten.



Ich weiss nicht, was Schweizer so draufhaben, aber die meisten deutschen Männer können keine Komplimente machen. Warum das so ist, beschäftigt mich schon seit einiger Zeit.

Für mich persönlich galt immer die Regel: «Hast du nichts Gutes zu sagen, sag am besten nichts.» Das gilt natürlich eher für das Private als für die Politik. Ich muss nicht jedem meine Meinung aufs Auge drücken, wenn es um das neueste Bild auf Instagram oder Facebook geht. Und ich kann mich auch durchaus dazu durchringen, ein nettes Kompliment zu verteilen, selbst wenn ich nicht aus tiefster Seele überzeugt davon bin. Aber auf die Idee, Leuten, denen ich folge, zu sagen, was mich an ihrer Optik stört, würde ich nicht kommen.

Bei deutschen Männern ist das anders. Tatsächlich meckern nicht nur besonders charmante Exemplare gerne über alles, was ihnen am Äusseren einer Frau missfällt, und geben Anweisungen für das nächste Foto, als würde es sich bei uns weiblichen Geschöpfen um dressierte Äffchen handeln («Lächle doch mal!»). Nein, nicht wenige deutsche Männer sind auch der festen Überzeugung, dass es sich bei ihren halben Beleidigungen in Wahrheit um versteckte Komplimente handelt.

Das urdeutscheste dieser Antikomplimente ist der Hinweis, dass man als Frau mit weniger Schminke – beziehungsweise «Kleister» im Gesicht – besser aussehen würde. Meist dicht gefolgt von der Aufforderung, das nächste Mal doch bitte ein Foto morgens nach dem Aufwachen zu posten, damit Dieter und Klaus (selber ohne Profilbild) checken können, ob du

auch eine «Naturschönheit» bist und kein Produkt der Make-up-Industrie.

Meist sind das dieselben Männer, die eine Kollegin, die es wagt, einmal ungeschminkt ins Büro zu kommen, fragen, ob sie krank sei, weil sie plötzlich so blass ist. Auch handelt es sich dabei in der Regel um diejenigen Männer, die mit Vorliebe «unnatürliche» Frauen im Netz anbaggern, während zu Hause die eigene Frau mit den zwei Kindern sitzt. Aber dies nur am Rande.

Hören Sie endlich auf, zu glauben, dass man ein Arschloch sein muss, um zu gefallen.

Wie gesagt, ich habe keine Erfahrung mit Schweizer Männern, aber ich frage mich wirklich seit meiner Jugend, woher diese Obsession für Frauen kommt, die aussehen, als wären sie gerade aus der Uni-Mensa gefallen. Aus Erfahrung kann ich sagen, dass diese männliche Faszination bei vielen anderen Nationen überhaupt nicht gegeben ist.

Es ist jedenfalls kein Kompliment, einer Frau ständig zu sagen, dass sie weniger zurechtgemacht besser aussehen würde. Immerhin investieren wir Zeit und Mühe in unser Aussehen und mögen entsprechend auch Männer, die dies zu würdigen wissen. Umgekehrt würde ich mir auch wünschen, dass sich der eine oder andere deutsche Mann einmal zurechtmacht, statt ständig diese grässliche Funktionskleidung zu tragen. Aber anscheinend bekommen wir alle nicht, was wir wollen. Trotzdem muss ich das anderen nicht ständig aufs Auge drücken.

Was ich generell in Deutschland vermisse, ist Charme. Männer, die schöne Komplimente machen, statt ihre eigene Unsicherheit mit schroffen oder vermeintlich witzigen Angriffen und Meckereien zu kaschieren. Gute Kerle, die nicht jedem anderen Mann, der etwas Nettes zu einer Frau sagt, gleich Schleimerei unterstellen. Es besteht nämlich durchaus ein Unterschied zwischen dick aufgetragenen Geschichten aus «1001 Nacht» und einem ehrlichen, schönen Kompliment.

Ein gutes, aufrichtiges Kompliment ist niemals schleimig und auch keine Hexenkunst. Die Antwort liegt in der Einfachheit. Ein simples «Du siehst heute sehr schön aus» wirkt tausendmal mehr als ein auswendiggelernter Spruch, der nicht zum Urheber passt. Und ganz wichtig: Nicht jede Frau ist eine linke Feministin, die sich von einem Kompliment oder gutem Benehmen angegriffen fühlt.

Ich wünsche mir Mut zum Gentleman-Dasein. Halten Sie der Frau die Tür auf, statt sie ihr vor der Nase zuzuschlagen. Die Autotür macht noch mehr Eindruck. Helfen Sie ihr in den Mantel und rücken Sie ihren Stuhl im Restaurant zurecht. In einer Welt, bestehend aus grün-linken Tölpeln, deren Testosteron-Level sich langsam dem der Frauen annähert, war es nie einfacher, mit ein wenig Benehmen und Anstand zu punkten.

Und hören Sie endlich auf, zu glauben, dass man ein Arschloch sein muss, um zu gefallen. Das Geheimnis liegt in einem selbstsicheren Auftreten, nicht in der Verunsicherung der Frau durch Komplimente, die keine sind.

Laufsteg der Welt

Das «Badrutt's Palace» in St. Moritz erstrahlt in neuem Glanz. Zum Glück bleibt auch die farbige Vergangenheit lebendig. In kaum einem Hotel gab es so viele grosse Auftritte und Dramen wie im Engadiner Märchenschloss.

Karl Wild

Lang ist's her, seit ich als Knirps erstmals vor dem «Badrutt's Palace» stand. Tief beeindruckt schloss ich Bekanntschaft mit der Welt der Schönen, Reichen und Berühmten. Natürlich bewunderte ich die mit schweren Pelzen behängten «Palace»-Gäste aus gebührender Distanz. Auch dem Heer der mit goldenen Bändern und Borten geschmückten Ober-, Unter-, Hilfs- und Nebenportiers, die ich allesamt für Generäle hielt, kam ich nicht zu nahe. Doch die Bilder prägten sich unauslöschlich ein. Und ich schwor mir, die Schwelle zu diesem glamourösen Hotelreich, dieser Operationsbasis der gesellschaftlichen Götter und Halbgötter, einmal zu überwinden. Irgendwann und irgendwie.

Ende der Sechziger war es so weit. Todesmutig schob ich die Drehtür auf – und schon war ich mittendrin im Allerheiligsten. Natürlich wusste ich längst, wer zu den «Palace»-Gästen zählte oder gezählt hatte. Alfred Hitchcock und Charlie

«Die schönsten Frauen mit den aufreizendsten Décolletés betören hier die mächtigsten Männer.»

Chaplin etwa. Oder Marlene Dietrich, Audrey Hepburn, der Schah von Persien, Erich Maria Remarque, Ari Onassis, Stavros Niarchos, Maria Callas, Greta Garbo, die Karajans, die Rothschilds, König Hussein von Jordanien, General Montgomery und Winston Churchill.

Und natürlich Gunter Sachs, zwischenzeitlich mit Brigitte Bardot. Sie sei von all den vielen schönen Frauen die schönste, liebenswürdigste und grosszügigste gewesen, erinnert sich «Palace»-Barman Edy Castelletti, der später ins «Giardino» nach Ascona wechselte. Sachs, der letzte grosse Playboy, prägte das «Palace» wie keiner vor und nach ihm. Einem glücklichen Zufall war es zu verdanken, dass ich ihn in Hochform erlebte: Unter tatkräftiger Mithilfe seiner Clique schlug er in den frühen Morgenstunden im hoteleigenen «King's Club», der legendärsten Disco der Alpen, das Inventar kurz und klein. Champagnerflaschen krachten an die Wände, zwischendurch flogen Fäuste.

Solche Spässe leisteten sich Sachs und seine Freunde des öfters, erzählte Jahre später der damalige Hotelier Andrea Badrutt. Die Schäden beglich Sachs nach ein paar Stunden Schlaf jeweils umgehend in Badrutts Büro in den Katakomben des Hotels. Bisweilen pflegte Badrutt die Aufzählung der Zerstörungen auch ein bisschen zu verlängern, indem er etwas dazuerfand. Zu Diskussionen führte das nie. «Sachs war ein Playboy mit Stil», sagte Badrutt.

Lottosechser aus Montreux

Es waren die verrücktesten Jahre in der Geschichte des «Palace». Doch an Turbulenzen hat es eigentlich nie gemangelt, seit Caspar Badrutt vor 125 Jahren die ersten Gäste empfing. Jahrzehntlang geriet kein Hotel so häufig in die internationalen Klatschspalten wie diese einzigartige Mischung aus Engadiner Folklore und Märchenschloss. Kaum woanders wurden Leidenschaften und Liebschaften, Hass und Frust, List und Lust so zügellos ausgelebt wie im St. Moritzer Hotelpalast mit seinen Zinnen und Türmen. Die unvergleichliche Halle mit ihrem wahnwitzigen Stilmix war der Laufsteg der Welt. «Die schönsten Frauen mit den aufreizendsten Décolletés und den wertvollsten Juwelen betören hier die grössten und mächtigsten Männer», sagte Andrea Badrutt.

Der charismatische Hotelier war eine grosse Figur. Er kannte alle Gäste mit Namen und empfing und verabschiedete sie persönlich. Wobei es auch Überraschungen gab. Badrutt pflegte die Zimmerpreise nämlich ausgesprochen flexibel festzusetzen, bisweilen ganz nach eigener Tagesform. Wehe, wenn einer es sich aus irgendwelchen Gründen mit ihm verscherzt hatte. Dann konnte sich der Preis für eine Suite beim Auschecken plötzlich verdoppeln.

Noch in den Achtzigern wimmelte es im «Palace» von Stars, doch dann blieben sie, auch aus biologischen Gründen, plötzlich weg. Gunter Sachs hatte sich mit Andrea Badrutt nicht auf einen neuen Mietvertrag für die Wohnung im Turm einigen können, verlegte seine Aktivitäten nach Gstaad und war ohnehin ruhiger geworden. Es fehlte an Geld



Operationsbasis der gesellschaftlichen



Mittendrin im Allerheiligsten: Alfred





Götter und Halbgötter: «Badrutt's Palace».



Hitchcock, Anikó Badrutt.



Zwischendurch flogen Fäuste: Shah Reza Pahlavi und seine Familie (links); Gunter Sachs (r.) und Heinrich Thyssen-Bornemisza mit einer Freundin (oben).

für überfällige Investitionen, das «Palace» geriet in gefährliche Schieflage. Als Andrea Badrutt 1998 starb und die Rosewood-Kette das Management übernahm, lief alles aus dem Ruder. Dann zog Hansjürg Badrutt, Andrea Badrutt's greiser Halbbruder, die Notbremse. Er löste den Vertrag mit Rosewood auf und holte als Direktor Hans Wiedemann aus dem «Le Montreux Palace».

Es war ein Lottosechser. Wiedemann schaffte den Turnaround und gab dem «Palace» das zurück, was ihm zu Weltruf verholfen hatte – die Seele. Der kinderlose, 2016 verstorbene Hansjürg Badrutt konnte sein Glück kaum fassen, und vor vierzehn Jahren landete er einen Coup: Er vermachte Hans Wiedemann seine Zweidrittelmehrheit an den «Palace»-Aktien zum Nulltarif. Es war ein Geschenk im Wert von 300 Millionen Franken. Und ein genialer Schachzug, der die Zukunft des «Palace» als Hotel sichert.

Gegen 200 Millionen Franken konnten seither investiert werden. Die 28 Suiten, die derzeit für weitere 60 Millionen auf der gegenüberliegenden Strassenseite entstehen und mit dem Haupthaus unterirdisch verbunden werden, sind an Luxus nicht zu übertreffen. Eröffnet wird der neue Trakt im Dezember 2024. Wiedemann hat nicht nur den Glamour zurück ins «Palace» gebracht, sondern auch den Erfolg. Und die illustren Gäste. Die Post geht wieder ab im Palast. Nicht so turbulent wie zu Gunter Sachs' Zeiten, aber doch ganz schön.

Geisterstunde mit Hitchcock

Es ist wieder in, im «Palace» zu sein. Es kribbelt wieder im Bauch, wenn man durch dieses faszinierende Hotelmonument flaniert, durch das noch immer ein seltsamer Hauch von Verruchtheit weht. Es macht wieder Freude, durch die Halle zu schlendern, wo Erich Maria Remarque die letzten Kapitel des Weltbestsellers «Arc de Triomphe» schrieb. Und an der Bar zu hängen, in der Hitchcock zur Geisterstunde mitunter stockbesoffen vom Hocker fiel. Oder in einer Suite zu logieren, die eigentlich pro Nacht um die 30 000 Franken kostet und zur Hochsaison immer ausgebucht ist. Oder einfach in den Geschichten der Vergangenheit zu versinken.

Denn nirgends gab es so viele grosse Auftritte und erschütternde Dramen wie im «Palace» – abgesehen vom «Oriental» in Bangkok und vom «Peninsula» in Hongkong. Diese drei spielen, zusammen mit vielleicht zwei Dutzend andern, in einer eigenen Liga. Und sie sind erfolgreicher denn je. Weil sich Gäste, auch junge, von einer grossen Geschichte magisch angezogen fühlen. Bei meinem jüngsten Besuch im «Badrutt's Palace» warf ich einen Blick auf meinen alten Beobachtungsposten. Dort spähten zwei Knirpse um die Ecke. Verzückt. Mit grossen, glänzenden Augen. Sechs Jahrzehnte nach mir.

Karl Wild: Die 100 besten Hotels der Schweiz 2022/23. Weber. 328 S., Fr. 51.90

Uni Zürich brüskiert Forschungspartner

Die Hochschule betreibt Grundlagenprojekt zur Hypnose.
Jetzt distanziert sie sich davon – nach einer medial inszenierten Intrige.

Philipp Gut

Das Projekt nennt sich «Hypnoscience». Dabei untersuchen Forscher der Universität Zürich (UZH) die Wirkung von Hypnose im Hirn. Bisher war nicht klar, ob und inwiefern sich hypnotische Zustände nachweisen lassen. Der Universität ist dieser Nachweis nun möglicherweise gelungen. Das könnte Aufschlüsse darüber geben, welche neurologischen Mechanismen der Hypnose zugrunde liegen.

Es kamen verschiedene Analyseverfahren zur Anwendung: die funktionelle Magnetresonanztomografie, ein bildgebendes Verfahren; die Magnetresonanzspektroskopie, mit der sich biochemische Prozesse aufschlüsseln lassen; und die Elektroenzephalografie, welche die elektrische Aktivität des Gehirns misst. In einer Präsentation der Ergebnisse halten die Forscher nun fest, dass die neurologischen Wirkungen der Hypnose «messbar und quantifizierbar» seien. Mit dem hypnotischen Zustand gehe eine Veränderung der «Netzwerkconfiguration» im Gehirn einher.

Falschaussagen der Universität

Die Forscher zeigen sich erfreut über die Resultate. «Zum ersten Mal in der Geschichte der modernen Hypnoseforschung haben wir Einblick in die funktionelle Neurobiologie des hypnotisierten Gehirns anhand von komplementären bildgebenden Verfahren in einem identischen Studiensetting», heisst es in der erwähnten Präsentation. «Ich bin eigentlich davon ausgegangen, dass man im hypnotischen Zustand keine Veränderung im Hirn sehen wird. Dass man nun so robuste und schöne Resultate sieht, ist eines der faszinierendsten Ergebnisse in meinen letzten 25 Jahren Neurowissenschaft», sagt Privatdozent Dr. Philipp Stämpfli von der Psychiatrischen Universitätsklinik (PUK).

Neue Erkenntnisse, zufriedene Forscher – alles bestens also, könnte man meinen. Die Uni Zürich war jedenfalls so stolz darauf, dass sie das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) über das Hypnoscience-Projekt berichten liess. Die zitierte Aussage von Neurowissenschaftler

Stämpfli stammt aus einem Beitrag der Sendung «Einstein» vom 2. Juni 2022.

Umso mehr dürften die Beteiligten gestaunt haben, als sie plötzlich kritische Aussagen der Universitätsleitung in den Medien lesen mussten. Universitätssprecherin Melanie Nyfeler ging in *20 Minuten* auf Distanz zu

Wie kommt die Uni dazu, die eigenen Forscher öffentlich in ein schiefes Licht zu rücken?

Hypnoscience. Dabei machte sie nachweislich falsche Angaben zum Initiator des Projekts, dem Hypnotherapeuten und Unternehmer Hansruedi Wipf. «Ausser der Mitfinanzierung des Projekts war und ist Herr Wipf nicht involviert», sagte Nyfeler.

In Wirklichkeit hat Wipf das Hypnoscience-Projekt nicht nur massgeblich finanziert, sondern es überhaupt erst angestossen. Auch bei der Umsetzung war er beteiligt: Er rekrutierte Probanden, versetzte sie mit weiteren Instruktor:innen in den hypnotischen Zustand und war Teil der Projektleitung. Wipf ist Inhaber der Firma Omni Hypnosis International. Seine sogenannten Omni-Hypnosemethoden sind die einzigen mit ISO-9001-Zertifizierung.

Wie kommt die Uni Zürich dazu, die eigene Forschung öffentlich in ein schiefes Licht zu rücken? Hintergrund ist offenbar eine Intrige,



die von konkurrierenden Hypnosetherapeuten ausgeht, konkret: von der Schweizerischen Ärztesgesellschaft für Hypnose (SMSH). Deren Vorstandsmitglied Martin Schmid brüstete sich in *20 Minuten* ausdrücklich damit, sie angezettelt zu haben: «Herr Wipf ist sehr umtriebig und hat auch schon mit der Uni Zürich die Zusammenarbeit gesucht. Auf unsere Intervention wurde diese Zusammenarbeit beendet», so Schmid.

«Wir sind Profis»

Dass er das Projekt in den Schmutz zog, mag man ihm glauben. Nicht richtig ist allerdings die Behauptung, dass es deswegen beendet worden sei. Neben Schmid liess *20 Minuten* einen weiteren Kritiker zu Wort kommen, der versucht, das Hypnoscience-Projekt anzuschwärzen. Der Amerikaner Mark Jensen spricht von «ethischen Bedenken», die er auch dem zuständigen Professor – gemeint ist Erich Seifritz von der PUK – mitgeteilt habe.

Die Fakten sprechen auch hier eine andere Sprache: Die Kantonale Ethikkommission hatte das Projekt bewilligt. Als Motiv der Kabale wird vielmehr deutlich, dass sich die hypnotisierenden Ärzte daran stossen, dass mit der Omni-Methode angeblich auch «Laien» Hypnose-Therapien durchführen. Wipf kontert: «Auf dem Gebiet der Hypnose sind wir Profis.» Schmid und seine Mitstreiter wollten verhindern, «dass unsere Hypnosemethoden, die schnell, unkompliziert und reproduzierbar sind, weiter untersucht werden», vermutet Wipf.

Wie dem auch sei: Wenn etwas an diesem Fall «bedenklich» ist, dann der Umstand, dass die Universitätsleitung solche Spielchen mitmacht, sich an einer Desinformationskampagne beteiligt und sich von ihrer eigenen Forschung distanziert. Auf die Publikation der Resultate von Hypnoscience in einem wissenschaftlichen Journal warten die Beteiligten bisher vergebens – obwohl die Messungen längst abgeschlossen sind. Auf Anfrage der *Weltwoche* teilt die Universität mit, «aufgrund von Abwesenheiten» fehlten «weiterhin die Informationen», um entsprechende Fragen zu beantworten.

Harry, du altes Lästermaul

Geniesse doch einfach dein schönes Leben in Kalifornien, anstatt deinen Bruder zu diskreditieren.



Und jetzt noch das: William soll Harry gegenüber handgreiflich geworden sein. Das schreibt laut Medienberichten Harry in seiner Autobiografie «Spare». Der Prinz soll den Herzog zu Boden geworfen haben. Vorausgegangen sei ein Streit über Meghan, William habe sie als «unhöflich» und «schwierig» bezeichnet.

Nun haben wir so gut wie alle Zutaten einer Soap-Opera zusammen, und wenn sie nicht noch in diesem Jahr unter dem Titel «Harry vs William» verfilmt wird, dann weiss ich also auch nicht. Es ist grundsätzlich nicht in Ordnung, wegen Meinungsverschiedenheiten rabiat zu werden. Aber ich denke nicht, dass von Prinz Williams Testosteronspiegel eine Gefahr für die Menschheit ausgeht.

Harrys Offenbarungen durften wir schon in der Netflix-Doku «Harry & Meghan» bewohnen. Er deutete an, William habe ihn verraten. Hauptthema war aber die Boulevardpresse, die sein und Meghans Leben in England unerträglich machte. Bemerkenswert dabei ist, dass die beiden zwar unablässig das Eindringen der Medien in ihre Privatsphäre beklagen, aber in dem Umstand, dass sie in der Doku jede Menge privater Einblicke gewähren, scheinen sie keinen Widerspruch zu erkennen; sie machten Selfies oder filmten sich, wie sie im Garten Hühner füttern oder mit den Kindern spielen, und die Sequenzen wurden in den Film eingewoben. Man hat den Eindruck, als hätten sie für jede Szene schon ein passendes Bild aus der Privatschatulle vorbereitet.

In einer Folge sagt König Charles, wenn man nicht «eine mentale Methode findet», mit dem Medienrummel umzugehen, könne man sicher

verrückt werden. In ein Vertragsverhältnis mit den britischen Medien hineingeboren zu sein, ist zweifellos nicht immer einfach. Da helfen auch Schlösser, Butler und Privatjet-Reisen nichts. Nur weil man ein Royal ist, ist man nicht öffentliches Allgemeingut. Aber es besteht nun mal ein Tauschgeschäft – Fotos für den Startvorteil und ein Leben voller Privilegien. Und

Nun haben wir so gut wie alle Zutaten einer Soap-Opera zusammen.

offenbar haben alle eine Methode gefunden, um damit umzugehen, auch William und Kate, nur Harry und Meghan nicht.

Dafür hat das Paar einen Weg entdeckt, durch Aufreger im Gespräch zu bleiben. Wie *Page Six* aus Harrys Buch zitiert, habe der Zweifachvater seine Jungfräulichkeit mit siebzehn Jahren an eine «ältere Frau» verloren, die ihn «wie einen jungen Hengst» behandelte, er erzählt von Penis-Erfrierungen, von Kokainkonsum. Und er erwähnt private Konversationen und Auseinandersetzungen mit William und Kate. Hat das Ausplaudern nicht etwas von einem Paparazzo, der in die Privatsphäre von Bruder und Schwägerin eindringt?

In Los Angeles wird er sich unter Gleichgesinnten versichern lassen, dass es eine gute Idee war, die Welt von den schlechten Erfahrungen mit dem Bruder in Kenntnis zu setzen; solche Dinge werden dort gerne als «reinigende Erfahrung» gesehen. Aber die Reaktion

der meisten Menschen auf Superprivilegierte, die über ihr Leben klagen und öffentlich über die Familie lästern, ist nicht Empathie, sondern Augenrollen. Sowieso, der Wahrheitsgehalt von Anekdoten ist diskutabel, es gibt immer zwei Seiten, und natürlich weiss Harry, dass seine Wahrheit unangefochten bleiben wird; Charles und William werden sich hüten, eine öffentliche Schlammschlacht in Gang zu setzen, indem sie ihre Seite der Geschichte erzählen.

Harrys Hauptantrieb ist wahrscheinlich nicht monetärer Natur, auch wenn zwanzig Millionen Dollar für ein Buch zweifellos verlockend sind für zwei, die laut Experten den Lifestyle von Milliardären führen wollen, deren Vermögen aber langsam schrumpft. Er fühlt sich wohl vor allem unverstanden und möchte das öffentliche Bild zurechtrücken: Alle sollen gut von Harry denken.

Der Eindruck, der am Ende bleibt: Den royalen Lifestyle will er führen, aber ohne die negativen Begleiterscheinungen. Und sowieso, schuld sind immer die anderen, der 38-Jährige selbst übernimmt für seine Handlungen keine Verantwortung, nicht mal für ein Nazi-Kostüm, das er mal auf einer Feier getragen hat; dazu sollen ihn laut Biografie William und Kate gebracht haben.

Dabei will er ja nur ein «normales Leben» führen. Der permanente Rummel um seine Person, den er durch den grosszügigen Umgang mit familiären Enthüllungen und intimen Details auslöst, hilft ihm bestimmt.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Eigensinn und Neutralität

Ich lebe seit über einem halben Jahrhundert im Ausland und habe fast die ganze Welt gesehen. Oft frage ich mich: Warum ist die Schweiz so erfolgreich? Heute ist für mich die Antwort klar.

Marc Faber

Chiang Mai

Ich wurde 1946 in Zürich geboren, ging dort und in Genf zur Schule und habe in Zürich und London Wirtschaftswissenschaften studiert und mit einer Doktorarbeit abgeschlossen.

Mütterlicherseits gehöre ich zur Familie Odermatt von Dallenwil. Mein Grossvater baute das Hotel «Bellevue-Terminus» in Engelberg und zwischen 1912 und 1926 die Gerschni- und die Trübseebahn. Später wurde er mit Fritz Feierabend Bobweltmeister. Mein Onkel Dolfi Odermatt, der während vieler Jahre Präsident des Internationalen Skiverbands war, baute die Titlisbahn, die 1967 eröffnet wurde. Durch meine Familie väterlicherseits bin ich genauso mit der Schweiz verbunden.

Seit 1970 lebe ich im Ausland, zuerst in New York, ab 1973 in Hongkong und seit 2001 in Thailands Norden. Wenn ich in diesen Zeilen ein etwas eingerostetes Deutsch schreibe, sehen Sie es mir bitte nach. Meine Alltagssprache ist schon lange Englisch.

Erfinderischer Eigenbrötler

In meiner Tätigkeit als Ökonom und Finanzberater bin ich weit und viel gereist, habe praktisch die ganze Welt besucht und konnte so die verschiedenen Gesellschaftsformen, die politischen, sozialen Gegebenheiten, aber auch die verschiedenen Wirtschaftssysteme beobachten und habe diverse Berichte darüber veröffentlicht, die in internationalen Fachkreisen gelesen wurden.

Auf meinen Reisen habe ich immer wieder gesehen, wie wir in der Schweiz nicht nur einen sehr hohen Lebensstandard geniessen, sondern auch recht viel Freiheit und persönliche Sicherheit haben. Die Frage ist mir immer wieder durch den Kopf gegangen, warum wir in vielen Bereichen erfolgreich sind, während andere Länder das nicht so gut hinbekommen.

Warum waren unsere eidgenössischen Ahnen von Uri, Schwyz und Unterwalden



Henry Dunants *Inspiration: Schlacht von Solferino, 1859.*

siegreich bei Morgarten 1315 und Sempach 1386 und haben den Habsburgern «grauenhaft auf den *Grind gä*»?

Der Erfolg der Eidgenossen, ebenso später in den Burgunderkriegen gegen Karl den Kühnen zwischen 1474 und 1477, beruhte weitgehend auf dem Gedanken von Unabhängigkeit, Freiheit und Eigenständigkeit, für den die Eidgenossen bereit waren, ihr Leben zu geben. Friedrich Schiller schrieb in seinem Werk «Wilhelm Tell», dass ein wahrer Schütze sich selbst hilft. Das zeigt die Eigenverantwortung übernehmende Einstellung unserer Vorfahren recht gut.

Ein weiterer Faktor war damals, dass das eidgenössische Bauernvolk eine ungewöhnliche Waffe entwickelt hatte: die Hellebarde, die sich im Nahkampf der Schweizer Infanterie gegen die Reiterei der Feinde ausserordentlich gut bewährte. Ich erwähne diese Tatsache, weil sie doch zeigt, dass der Schweizer ein erfinderischer Eigenbrötler ist. Voilà!

Ebenfalls erwähnenswert ist die geschichtliche Tatsache, dass die Eidgenossen höchst ungern Steuern bezahlten und im Mittelalter Klöster plünderten wegen der Erhebung des Zehnten. Mit anderen Worten: Der Schweizer ist instinktiv gegen eine grosse und unbewegliche Bürokratie eingestellt, die früher in vielen Fürstentümern und Monarchien herrschte und die wir heute leider in vielen anderen Ländern beobachten.

Sozial und weltoffen

In meinem Leben, das ich fast auf der ganzen Welt verbringen durfte, ist mir auch aufgefallen, dass die Schweizer relativ arbeitsam, zuverlässig, diszipliniert und ehrlich sind. Wir werden deshalb oft als «stur», «altmodisch» und «unbeweglich» betitelt. Aber diese Eigenschaften sind durch unsere christliche Religion, die gebirgige Landschaft, die eigene Familie und last, but not least durch zahlreiche My-

then geprägt worden. Als der Landvogt Gessler einst den Tell fragte, weshalb er zwei Pfeile vorbereitet habe, antwortete Tell ihm ganz offen und direkt: «Mit diesem zweiten Pfeil durchschoss ich – Euch, Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte, Und Eurer – wahrlich! hätt ich nicht gefehlt.» Das ist unsere Schweizer Art – direkt und präzise formuliert.

Trotz unserer Sturheit pflegen wir Schweizer aber auch soziale Gedanken und haben durchaus eine weltoffene Ader. Nach der Schlacht von Solferino veröffentlichte der Genfer Humanist Henry Dunant (1828–1910) das Buch «Eine Erinnerung an Solferino», erschienen 1862, das er selber finanzierte und in ganz Europa vertrieb. Er beschrieb darin das Leiden und die chaotischen Zustände in den Tagen nach der Schlacht und entwickelte die Idee, wie künftig das Leid der verwundeten Soldaten durch eine neutrale und freiwillige Hilfsorganisation verringert

Wir können uns als neutraler Staat für den Weltfrieden mit unserer respektierten Diplomatie einsetzen.

werden könnte. Dunants Buch hatte in ganz Europa (inklusive bei Zar Nikolaus II.) einen so grossen Einfluss, dass es in Genf zur Gründung des Internationalen Komitees der Hilfsgesellschaften für die Verwundetenpflege kam, das seit 1876 den Namen Internationales Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) trägt.

Lenin, Axelrod, Martow, Trotzki

Dass wir eine liberale und unabhängige Geisteshaltung verfolgten, ist auch daraus ersichtlich, dass beispielsweise der kontroverse Philosoph Friedrich Nietzsche an der Universität Basel ab 1869 dozierte. Er begann seine Antrittsvorlesung vor wenigen Zuhörern mit den Worten: «In Basel steh ich unverzagt/ Doch einsam da – Gott sei's geklagt./ Und schrei ich laut: Homer! Homer!/ So macht das Jedermann Beschwer.»

Noch bemerkenswerter ist die Tatsache, dass am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Schweiz zu einem Studien-

zentrum und quasi Ferienheim für die revolutionären Sozialisten und Kommunisten aus ganz Europa wurde. Rosa Luxemburg und Leo Jogiches studierten an der Universität in Zürich; Feliks Dzierzynski, ein Berufsrevolutionär, der später zum Gründer und Leiter der bolschewistischen Geheimpolizei Tscheka wurde, flüchtete in die Schweiz, wo sich ab 1914 Lenin aufhielt und wo 1915 die berühmte-zimmerwalder Konferenz stattfand, an der führende Sozialisten und Kommunisten wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, die Bolschewiken Lenin und Sinowjew sowie Vertreter der Menschewiki, Pawel Axelrod, Julius Martow und Leo Trotzki, nebst anderen teilnahmen.

Tradition hat Zukunft

Es gibt in der Schweiz einige Leute, die unsere Neutralität schlechtmachen. Sie argumentieren, dass wir durch unsere Neutralität «profitieren», Menschen «ausnützen» und für keine politische Sache eintreten. Diese Argumente sind für mich haltlos. Neutralität, insbesondere heute, braucht sehr viel Mut, da die politische Philosophie der sogenannten Globalisierung unter der Herrschaft der Amerikaner, der Nato, der Europäischen Union und des Weltwirtschaftsforums die Zielsetzung hat, nichts Geringeres als die ganze Welt zu beherrschen. Unter so einer Zielsetzung haben der Schweizer Gedanke des Individualismus, der Selbsthilfe sowie der Schaffung einer multipolaren Welt und nicht zuletzt der Wunsch nach einer persönlichen Freiheit natürlich keinen Platz.

Nichtsdestotrotz müssen wir klar erkennen, dass die Schweiz keine einflussreiche weltwirtschaftliche und weltpolitische Rolle hat, zumindest verglichen mit den Grossmächten. Aber wir können uns als neutraler Staat für den Weltfrieden mit unserer international respektierten Diplomatie einsetzen und so als vertrauenswürdiger Mediator zwischen den politischen Mächten einen grossen Einfluss auf die Weltpolitik ausüben.

Die Schweizer Neutralität hat eine jahrhundertealte Tradition. Leider ist das Wort «Tradition» fast schon in Verruf geraten, in progressiven Kreisen ist es geradezu verpönt. Tradition heisst für mich aber nicht, an nutzlosen alten Zöpfen zu hängen, sondern Tradition heisst für mich, erprobte Werte an kommende Generationen weiterzugeben.

Marc Faber ist Anlageberater, Fondsmanager und Herausgeber des «Gloom, Boom & Doom Reports» (gloomboomdoom.com). Seit er 1987 den Börsencrash vorhergesagt hat, zählt er zu den international meistbeachteten Finanzmarkt-Kommentatoren.



Wollen doch nur spielen: Klimaaktivisten.

Gretas Jüngerschaft im Streichelzoo

Vielleicht liegt es daran, dass Verharmlosen gerade en vogue ist. Man denke nur daran, wie sich weite Teile der Politik und Medien darin überbieten, die Berliner Silvester-Hölle derart kleinzureden, dass nicht mal mehr ein Höllchen übrigbleibt. Gemäss dem Motto: Die wollen doch nur spielen.

Auch Klimaterroristen rangieren wohl auf einer Niedlichkeitsstufe mit Kuscheltieren. Rot-Grün weigert sich, das Gewaltpotenzial von Gretas Jüngerschaft anzuerkennen. Da ist ein Maulkorb willkommen: «Klimaterroristen» wurde zum Unwort des Jahres gekürt. Begründung: Mit diesem Begriff würden die gewaltfreien Proteste der Klimaschutz-Aktivisten «kriminalisiert und diffamiert» – befand eine Jury aus Sprachwissenschaftlern, die viel Nähe zur Regierungsideologie zu haben scheint, aber wenig zur Realität.

Abgesehen von der psychischen Gewalt, einer Gesellschaft klimaaktivistischen Endzeit-Fanatismus aufzwingen zu wollen, gehen zig Straftaten auf das Konto der «letzten Generation». Allein in Berlin wurden bisher 756 Tatverdächtige festgestellt und 2700 Strafanzeigen gestellt. Dass Recht gebrochen wird, ist Alltag.

Anspruch auf ein Streichelzoo-Gehege haben allerdings nur linientreue Protestler. Als ungeimpfte Menschen deutschlandweit friedlich gegen Corona-Massnahmen demonstrierten, hatte man kein Problem damit, die Beteiligten in den Kontext von Gewalt und Staatsfeindlichkeit zu setzen. NS-Kampfbegriffe wie «Sozialschädlinge» und «Volksfeinde» waren hoch im Kurs, schafften es aber nicht zum Unwort des Jahres 2021. Stattdessen entschied man sich für «Pushback». Dafür gab es von der Regierung garantiert ein «Daumen hoch».

Sylvie-Sophie Schindler



„Wohl noch nie 'nen Umzug gesehen?“

Grossfürst Berset

Nr. 1 – «Personenkontrolle»
Peter Rothenbühler über das neue Bundesratsfoto

Der Rückgriff auf den Messias und seine Jünger beim letzten Abendmahl ist eine wunderbare Beschreibung der Selbstgefälligkeit des neuen Bundespräsidenten. Kein anderes Bild als dieses offizielle Bundesratsfoto könnte Alain Bersets Charakter gezielter darstellen. Nicht bloss das neue männliche SVP-Mitglied Albert Rösti muss stehen. Auch die beiden Frauen Viola Amherd und Karin Keller-Sutter, immerhin bisherige Kolleginnen des selbstgefälligen Grossfürsten Berset, müssen sich die Beine in den Bauch stehen. Eigentlich ein Affront sondergleichen, der gewissen SP-Damen wie Tamara Funicello und Jacqueline Badran die Zornesröte ins Gesicht treiben müsste, wie es ansonsten bereits bei kleinsten Anlässen zuverlässig der Fall ist.

Peter Bolliger, Münsingen

Was da der Autor alles in das Foto hineininterpretiert, ist sagenhaft und nur neidvoll. Bundesrätinnen und Bundesräte sind anständige Leute und suchen den Augenkontakt zu den sich kollegial unterhaltenden Berset und Amherd – nicht mehr und nicht weniger.

Urs Maurer, Birm

Swisscom-Milliarden

Nr. 51/52 – «Albert Rösti, so kann nichts schiefgehen»
Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Kurt W. Zimmermann, dessen Beiträge ich als langjähriger *Weltwoche*-Leser immer schätze, hat für einmal danebengegriffen, wenn er in der Weihnachtsausgabe dem neuen Bundesrat

Rösti den Ratschlag gibt, bei der Swisscom auf die Bremse zu stehen, weil es nicht sein könne, dass ein Staatsunternehmen private Medienhäuser mit Bundeshilfe konkurrenzieren. Die Swisscom hat noch nie Bundeshilfe erhalten. Im Gegenteil, das Unternehmen liefert jedes Jahr per Dividende Millionen an den Bund ab. 2021 beispielsweise betrug der Swisscom-Reingewinn 1,8 Milliarden Franken, wovon die Hälfte an den Bund ging.

Fritz Sutter, Bonstetten

Kompass verloren

Nr. 50 – «Wovor ich mich wirklich fürchte»
Kolumne von Anabel Schunke

Anabel Schunke beschreibt sehr treffend die politische und gesellschaftliche Realität in Deutschland. Die Ampelregierung strotzt vor Sendungsbewusstsein, Dilettantismus und Überheblichkeit. Grüne und gewendete SPD haben ihr Ziel erreicht: Sie sitzen an den Geldtöpfen und Schalthebeln der Macht. Diese leeren und nutzen sie mit Elan. Aber nicht zum Wohle von uns Deutschen und der Bundesrepublik. Auf Biegen und Brechen setzen sie den Migrationspakt um und wollen sich damit neue Wählerschichten erschliessen. Und die Deutschen selbst? Wie viel Demokratie ist tatsächlich bei den Westdeutschen angekommen? Welchen Stellenwert hat das Grundgesetz für den Einzelnen? Wie ausgeprägt ist das Mitläufertum? Ein Rechtsstaat, der zu dem Messerangriff auf zwei Schülerinnen in Illerkirchberg schweigt, ist kein Rechtsstaat mehr. Eine Gesellschaft, die solch ein furchtbares Verbrechen hinnimmt und keine Konsequenzen fordert, hat den inneren Kompass verloren.

Marieluise Fieger-Besdzick, Riegel (D)

Gezüchtetes Wir-Gefühl

Nr. 50 – «Demokratie in Gefahr»
Essay von Christian Huber

Für den exzellenten Beitrag bedanke ich mich als Schweizer Bürger, der seine Pflichten und Rechte wahrnimmt. Besser kann man es nicht auf den Punkt bringen! «Die Demokratie ist die Staatsform, in der das Volk nur für seine eigenen Fehler büssen muss.» (Ernst Reinhardt)

Kurt Grolimund, Wolfhausen

Ja, was für ein herrliches Gefühl wäre es doch, auf der Seite der Guten zu stehen. Heute liegt diese Entscheidung anscheinend nicht mehr in meiner Hand, denn Mitmenschen wollen mir meinen freien Willen wegnehmen, um ihn dem Götzen des «Wir» zu opfern. Und plötzlich heisst es: «Wir» schaffen das – als denkfaules Kollektiv. «Wir» integrieren Asylanten aus Afrika in Europa. «Wir» bekämpfen gemeinsam das CO₂! «Wir» tragen alle Masken und lassen uns impfen, im Kampf gegen das Coronavirus! «Wir» hetzen gegen Ungeimpfte, gegen den bösen Wladimir Putin und die Russen in der Schweiz. Mit dem Götzen «Wir» wird ein Kampf aufgebaut, um mit einem gemeinsamen Wir-Gefühl eine künstliche Familie zu erschaffen. Hier gibt's bei mir einen Stopp! Da mein Schöpfer mich als Einzelperson erschaffen hat und nicht als verantwortungsloses «Wir», reagiere ich anders als die Wir-Familie. Das gezüchtete Wir-Gefühl kann ein direkter Weg in eine geplante Diktatur sein, und das sollte uns allen zu denken geben. Jörg Beyli-Pomares, Unterseen

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



NACHRUF

Rosa Katharina «Rosi» Mittermaier-Neureuther (1950–2023) Alfred Messerli (1930–2023)



Unvergleichlich liebevolle Persönlichkeit: Skistar Mittermaier-Neureuther.

Im Jahr 1976 führt Carl Gustav, der König von Schweden, die bürgerliche Deutsche Silvia Sommerlath vor den Traualtar, Erich Honecker wird zum Vorsitzenden des Staatsrats der DDR gewählt, Steve Jobs gründet Apple, und Muhammad Ali dominiert das Schwergewichtsbereich. Und auf den Skipisten bei Innsbruck fährt die 25-jährige Bayerin Rosi Mittermaier die Konkurrenz in Grund und Boden. Sie gewinnt an den Olympischen Winterspielen Gold in Abfahrt und im Slalom und landet im Riesenslalom auf dem zweiten Platz. In Deutschland, wo der Winter in der öffentlichen Wahrnehmung quasi als wettkampffreie Zeit galt, grassierte plötzlich das Skifieber – oder besser das «Rosi-Fieber».

Weil die Winterspiele damals auch als Weltmeisterschaften zählten, gewann Mittermaier die Medaillen quasi doppelt. Und weil sie in jenem Winter praktisch unschlagbar war, sicherte sie sich auch den Gesamtweltcup sowie die Siege in zwei Disziplinen-Wertungen (Abfahrt und Kombination). In den Wochen nach Olympia habe sie 27 000 Fanbriefe erhalten, in ihrem Elternhaus sei ein Zimmer voller Post und Pakete gewesen, erzählte sie den Reportern.

Was die Öffentlichkeit weit über die deutschen Grenzen hinaus noch mehr faszinierte als die Erfolge, war Mittermaiers herzliche und bodenständige Art. Geboren in München und aufgewachsen in einem kleinen Skigebiet bei Reit im Winkl, half sie als Teenager im Service

der elterlichen Gaststätte aus. Im Privaten fand sie das Glück am Pistenrand, als sie zu Beginn ihrer Karriere den Sportkameraden Christian Neureuther kennenlernte. Es war Liebe auf den ersten Blick – und fürs Leben.

Rosi Mittermaier besass nicht nur Charme und das perfekte Gespür im Schnee, sondern auch für das passende Timing. Im Frühjahr 1976 realisierte sie, dass ihre Erfolge kaum zu wiederholen waren. Im Alter von 25 Jahren trat sie vom Spitzensport zurück. An ihrer Popularität änderte sich aber nichts. Sie blieb beliebter Gast in Sport- und Unterhaltungssendungen und schaffte es wie kaum eine Zweite, ihre Erfolge zu konservieren. Sie engagierte sich auch im Sozialen – ohne dies an die grosse Glocke zu hängen. Für den Skisport besass sie in Deutschland einen ähnlichen Stellenwert wie Bernhard Russi in der Schweiz.

Nach dem Rücktritt widmete sich «Gold-Rosi» vor allem ihrer Familie. Die Kinder Ameli (als Modedesignerin) und Felix Neureuther (als Skirennfahrer) etablierten sich ebenfalls erfolgreich in ihren Branchen. An die Popularität und Ausstrahlung ihrer Mutter kamen sie aber nicht heran. Konnten sie auch nicht. Eine wie Rosi Mittermaier wird es nie mehr geben. Vergangene Woche erlag sie ihrer Krebserkrankung. Der Skisport trauert um einen seiner grössten Stars – und um eine unvergleichlich liebevolle und charismatische Persönlichkeit. *Thomas Renggli*

Sein Berufswunsch war immer Journalismus gewesen. Aber er hatte kein Geld zum Studieren, also riet ihm ein kluger Berufsberater, Schriftsetzer zu werden. Nach der Lehre in Pfäffikon ZH konnte er 1951 für 130 Franken Wochenlohn bei der Zürcher Genossenschaftsdruckerei anfangen.

Damit begann eine der turbulentesten Schweizer Journalistenkarrieren der Nachkriegszeit. Bald wurde Alfred Messerli Feierabend-Reporter beim *Volksrecht*, dann SP-Gemeinderat. Er mischte die Funktionen in einer heute undenk바aren Art durcheinander. Das Ehrenamt des Gemeinderatspräsidenten traf ihn ausgerechnet im Krawalljahr 1968. Als Jimi Hendrix im Hallenstadion tobte, sass er, wie immer im Dreiteiler mit Krawatte, in der Prominenten-Loge, Magistratsperson und Polizeireporter (dann schon für den *Tages-Anzeiger*) in einer Person!

Fredy war ein virtuoser Beziehungskünstler, kannte Gott und die Welt, erfuhr fast alles.

Folglich hatte er immer die heissen Geschichten: Meier 19. Den Zahltagsdiebstahl. Und natürlich Tschanun! Als Erster hatte Messerli über das Versagen dieses Chefbeamten berichtet. Dann tat die entgeisterte Oberschicht so, als hätte er geschossen. Im Prozess wurde Messerli rehabilitiert.

Weit über die journalistische Mission hinaus stellte er sich in den Dienst von Anliegen, die ihm wichtig waren. Er war einer der wenigen offen bekennenden Freimaurer und gründete zwei Hilfsfonds für Journalisten.

Alfred Messerli hat sich auf ehrenhafte Weise viele Feinde gemacht. Wohl deshalb haben die beiden grossen Zürcher Blätter bis jetzt nicht den Anstand gehabt, auch nur mit einer Zeile über seinen Tod zu berichten.

Karl Lüond



Virtuoser Beziehungskünstler: Messerli.

Berset inmitten von Wachstumshelfern

Das Departement des Innern ist eng verflochten mit Beratungskommissionen.



Es hat sich wieder einmal eine ausserparlamentarische Kommission zu Wort gemeldet. Die Eidgenössische Kommission für Familienfragen (EKFF) will, so ihr jüngster Politik-Rundbrief, die Anerkennung von betreuenden Angehörigen auf Bundesebene stärken. Fast alle Menschen würden irgendwann im Leben während einiger Zeit eine angehörige Person betreuen.

Ein Viertel von ihnen reduziere deswegen das Erwerbsspensum. Viele Angehörige erhielten weder eine finanzielle noch gesellschaftliche Anerkennung. Aus Sicht der Kommission sollte man da Abhilfe schaffen, und zwar, wie gesagt, von der Bundesebene aus.

Zum einen durch Massnahmen zur Entlastung und zur Anerkennung der Care-Leistungen. Zum andern durch eine einheitliche Definition und Anerkennung von betreuenden Angehörigen, etwa durch eine Notfallkarte.

Mehr umverteilen und mehr zentralisieren – das sind die Zutaten, die das Staatswachstum fördern. Von der obersten staatlichen Ebene aus soll der Bund durchgreifen auf die unterste Ebene der Gesellschaft, auf die private Familie; informelle Hilfe soll administrativ eingebunden werden.

Eine weitere Zutat zum Staatswachstum sind ausserparlamentarische Kommissionen wie eben die EKFF, die beim Bundesamt für Sozialversicherungen im Departement des Innern bei Bundesrat Alain Berset angesiedelt ist.

Offiziell wird die Existenz der Kommission damit begründet, dass sie der Verwaltung Fachkenntnisse bringen, dass sie ihren Sachverstand zugänglich machen soll, der sonst extern ein-

gekauft werden müsste. Zugleich sieht man in ausserparlamentarischen Kommissionen aber offiziell auch «ein wirksames Instrument zur Interessenvertretung von Organisationen aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und die Möglichkeit einer mehr oder weniger direkten Einflussnahme auf die Tätigkeit der Verwaltung». Die Kommission also als spezieller Lobbying-Kanal, als spezieller Zugang zu Regulierungsbehörden.

Autorin des jüngsten EKFF-Rundbriefs ist das Kommissionsmitglied Valérie Borioli Sandoz, Mitglied der Geschäftsleitung der Gewerkschaft Travail Suisse. Präsidentin der siebzehnköpfigen Familienkommission ist die ehemalige Neuenburger Regierungsrätin Monika Maire-Hefti (SP).

Beim Bund gibt es 110 ausserparlamentarische Kommissionen. Wenn man sich vorstellt, dass in 110 Gremien je über ein Dutzend Mitglieder sich überlegen, mit welchen Vorstössen man die Bedeutung der eigenen Kommission hochhalten könnte, ergibt das insgesamt einen respektablen Katalysator für die Entwicklung der Staatstätigkeit.

Zumal es der Verwaltung oft auch sehr recht ist, wenn Stimmen aus der Klientele nach neuen Aktivitäten und Regulierungen rufen.

Besonders viele ausserparlamentarische Kommissionen, nämlich 44, sind mit dem Departement des Innern verflochten. Das Wirtschafts- und Bildungsdepartement (23) sowie das Energie- und Umweltsdepartement (19) sind auch nicht schlecht besetzt. Am wenigsten externes Fachwissen ist offenbar beim Finanz- (5) und im Aussensdepartement (3) im Spiel.

Mein Traktor gehört mir!

Der Landwirtschaftstraktor ist vielen noch als eisernes Zugfahrzeug in Erinnerung, an das man Fuhrwerke oder Maschinen anhängt – und das einem gehört und gehorcht, wenn man es gekauft hat. Und geht etwas kaputt, repariert der Bauer die Maschine. Sie gehört ja ihm.

Nicht ganz. Über die Frage, wie umfassend das Eigentum des Bauern an seinem Traktor ist, wird seit längerem hart gestritten.

Der Landmaschinenproduzent John Deere macht Eigentumsrechte vor allem an Software und Steuerung seiner Produkte geltend und verhindert deshalb den Zugriff Aussenstehender, auch der Eigentümer, auf diese Elemente. Reparaturen gehören quasi zum Monopol des Maschinenherstellers. Bleibt ein Fahrzeug auf dem Feld liegen, geht der Fall an den John-Deere-Service.

Die amerikanischen Farmer kämpfen schon lange dagegen, fordern politisch ein umfassenderes «Recht aufs Reparieren» und verbuchen nun wohl einen Erfolg: John Deere und Farmerorganisation einigten sich laut ihren Angaben soeben darauf, dass die Kunden für Wartung und Reparatur ihrer Maschinen mehr Spielraum erhalten sollen.

Angesichts der technischen Entwicklung erscheint es allerdings unwahrscheinlich, dass die Verfügungsgewalt über die eigene Maschine deutlich wachsen wird. Je komplexer die Systeme, desto anspruchsvoller wird der Zugriff darauf. Bei Autos ist man schon weiter. Da sind viele schon eher Nutzer denn Eigentümer und lassen sich mit E-Autos gar in ein Energienetz einbinden, das sie fremdsteuern kann.

KLAUS MARIA BRANDAUER



«Ein Hochstapler ist etwas anderes»: Brandauer als «Oberst Redl», 1985.

«Das Theater war doch noch nie so toll, dass wir alle zufrieden waren. Nie!»

Seite 60

«Am besten, man bereitet sich so vor, dass man alles im Traum sprechen und denken kann.»

Seite 62

«Ich bin lieber ein «Stücke-Spieler» als ein Rollenspieler.»

Seite 62

«Bei Shakespeare hat man immer das Gefühl: Oh, der kennt mich aber ziemlich gut!»

Seite 63

«Shakespeare vertraue ich blind»

Klaus Maria Brandauer schuf mit «Mephisto» und «Out of Africa» Sternstunden des Kinos. Hier spricht der grosse österreichische Schauspieler über seine Anfänge, über Triumphe und Schreckmomente, die Rückkehr zum Theater und seine liebsten Weggefährten.

Thomas Wördehoff

Das «Landtman» in Wien liegt praktischerweise gegenüber dem Burgtheater, einem Ort, an dem Klaus Maria Brandauer immer mal wieder zu tun hatte, denn er ist dort seit fünfzig Jahren Ensemble-Mitglied. Das von ihm vorgeschlagene Kaffeehaus ist riesig, meist voll besetzt und legendär (die Ausmasse erinnern entfernt an das frühere Bahnhofbuffet 1. Klasse in Basel). Ganz hinten, fast schon versteckt an einem Tischchen in der Ecke, hat er sich mit einem «doppelten Braunen» zurückgezogen und ist vorbereitet: Ein separates Zimmer hat er vorsorglich reservieren lassen, «da ist es ruhiger». Im kommenden Juni wird er achtzig, was man ihm, selbst wenn er schlechte Laune hat, kaum ansieht. Während des Gesprächs bleibt er hochkonzentriert und zugewandt. Er nimmt sich Zeit für längeres Nachdenken und beim Formulieren – selbst Ungeschicklichkeiten des Interviewers bei der Handhabung des Aufnahmeapparats begleitet er mit der fürsorglichen Nachsicht eines gewieften Mediators: «Bleiben Sie ruhig, wir sind nicht in Eile!»

Vor beinahe sechzig Jahren begann die Laufbahn des Österreicherers am Landestheater Tübingen, bevor er dann 1970 am Theater in der Josefstadt durch eine Arbeit mit dem Regisseur Fritz Kortner schlagartig bekannt wurde – schon zehn Jahre nach diesem Durchbruch engagierte ihn der ungarische Regisseur Istvan Szabo für seine Romanverfilmung von Klaus Manns «Mephisto», die 1982 mit dem Oscar für den besten fremdsprachigen Film ausgezeichnet wurde. Mit Szabo folgten noch «Oberst Redl» und «Hanussen» – mit dieser Trilogie entstand eine der wohl eindrücklichsten Filmerzählungen über das Europa der ersten Jahrhunderthälfte. Brandauers schillernde Porträts dieser widersprüchlichen, unberechenbaren und sprunghaften, aber zu allem entschlossenen Protagonisten brachten ihm in der Folge regelmässig Angebote aus Hollywood ein. Für seine Rolle in Sydney Pollacks «Out of Africa» erhielt er schliesslich einen Golden Globe. Immer wieder in-

senzierte Brandauer selbst – fürs Kino unter anderem einen lakonisch stimmigen Spielfilm über den Hitler-Attentäter Georg Elser; fürs Musiktheater etwa Lehars «Land des Lächelns», Wagners «Lohengrin» und Brechts «Dreigroschenoper». Sein Lieblingsregisseur aber bleibt bis heute Fritz Kortner. Die Antwort auf diese Frage kam ohne Zögern, als nach zwei Stunden die letzte von fünf Tassen Kaffee getrunken war.

Weltwoche: Herr Brandauer, derzeit geht ein Heulen und Zähneklappern durch die Theaterlandschaft: Überall wird ein massiver Zu-

«Es ist ja nicht von der Hand zu weisen, dass Corona dem Theaterbetrieb geschadet hat.»

schauerrückgang beklagt. Matthias Hartmann, Regisseur und einstiger Intendant des Zürcher Schauspielhauses und des Burgtheaters, zog kürzlich im *Spiegel* über die Krise des Theaters



«Ich lese gern»: Brandauer, 1989.

nach der Pandemie bittere Bilanz: Das Publikum bleibe fern, denn «es hat eh nur gestört». Und die Fachpresse, so giftete er, würde ausgerechnet jene Häuser bejubeln, die den grössten Zuschauerschwund verzeichneten. Gehen Sie noch ins Theater?

Klaus Maria Brandauer: Ja, natürlich. Na klar! Das alles interessiert mich sehr, nicht nur in Wien, sondern auch in München und Berlin. Es ist ja nicht von der Hand zu weisen, dass Corona dem Theaterbetrieb geschadet hat. Und wenn man sieht, dass das Theater Publikum verloren hat, dann müssen wir die verschüttgegangenen Zuschauer mit allen verfügbaren Mitteln wieder hereinlocken. Wir müssen in die Schulen, wir müssen «Kundschaft trinken gehen», anstatt herumzujammern. Ausserdem: Das Theater war doch noch nie so toll, dass wir alle zufrieden waren. Nie! Mal ist es ganz toll in Berlin – dann muss jeder unbedingt nach Berlin. Und schon wenig später heisst es dann: So toll ist es auch wieder nicht. Also: Die sollen sich mal nicht so haben, wir werden uns schon wieder erholen.

Weltwoche: Gibt es das «publikumsgerechte» Theater überhaupt?

Brandauer: Das ist ein Blödsinn, das kann's doch gar nicht geben! Am Abend ist ja auch nicht nur ein Publikum im Haus – wenn das Burgtheater voll ist, dann haben wir tausend Publikümer! Jeder hat doch andere Voraussetzungen, jeder ist doch ganz anders drauf! Die Verallgemeinerung von «Publikum» halte ich für anmassend. Sowohl die Verantwortlichen auf und hinter der Bühne, als auch die Zuschauer im Saal sind ja zunächst mal zersplitterte Haufen – die Auftretenden muss einen, dass sie ihre Sache voll Herzblut und Geist an die Menschen herantragen wollen. Und die, die kommen, müssen wissen, dass sie mitspielen und mitatmen. Und natürlich – im Moment gibt es vielleicht eine Durststrecke, aber das wird sich wieder stabilisieren. Davon bin ich fest überzeugt.

Weltwoche: Sie glauben nicht, dass die Leute den Theatern untreu werden?

Brandauer: Momentan sehe ich noch keine solchen Tendenzen. In den Zeitungen lese ich gelegentlich, dass man oft nicht ganz einver-

standen ist mit dem, was gezeigt wird. Noch mehr aber lese ich, dass Leute vom Bau sich gegenseitig kritisieren, sich Vorhaltungen machen und am Ende den wohlfeilen Schluss ziehen: deshalb seien die Theater leer. Es ist ausgesprochen nervig, wenn man sich gerade jetzt untereinander «anpatzen» muss. Diese Kollegen sollen sich doch einfach mal erinnern, warum sie damals, mit dreizehn, vierzehn oder zwanzig Jahren gesagt haben: *(Mit jammernder Stimme)* Ich muss zum Theater! Genau daran sollen sie denken. Nur dann geht es wieder.

Weltwoche: Seit fünfzig Jahren sind Sie Mitglied des Burgtheaters. Wie haben Sie das Jubiläum gefeiert?

Brandauer: Wir haben noch gar nicht gefeiert, weil das erst jetzt wieder möglich ist. Da wird uns sicher etwas einfallen.

Weltwoche: Sie haben schon länger nicht mehr im Haus am Ring gespielt.

Brandauer: Ja, das letzte Mal vor vier Jahren, «König Lear» war das. Danach haben wir mehrfach versucht, etwas auf die Beine zu stellen. Erst

«Ich durfte den <Struwelpeter> spielen. Meine Klassenlehrerin, Frau Buchmüller, war zufrieden.»

war Pandemie, dann konnte ich nicht mehr, und jetzt muss man sehen, wann und mit welchem Projekt wir wieder zusammenkommen.

Weltwoche: Was ist so besonders an diesem Burgtheater?

Brandauer: Ich bin in Altaussee in der Steiermark aufgewachsen. Im Haus meiner Grosseltern hatten wir manchmal Sommergäste, die von Wien erzählt haben. Da gab es einen Korvettenkapitän a. D., der mir vom Burgtheater erzählte. Er fragte mich irgendwann, ob ich auch lesen würde, und ich sagte ihm: «Ich lese gern.» Ich hab ihn besonders gern gemocht, weil er der erste Mensch war, der mich je gesiezt hat. Und ich hab ihm gesagt, dass ich Heinrich Heine lese. «So ein g'scheites Bürscherl», rief er aus, und da merkte ich, dass der Korvettenkapitän wohl eine Ahnung hat, jedenfalls sehr viel mehr als ich (*Lacht*) – ich war vierzehn!

Weltwoche: Haben Sie durch ihn erstmals vom Theater gehört?

Brandauer: Tatsächlich hatte ich fast so etwas wie Erfahrung. In Oberkirch im Schwarzwald, wo mein Vater, ein deutscher Beamter, seinen Dienst versah, bekamen wir von der französischen Armee, die gerade abzog, eine Baracke geschenkt. Zusammen mit meinem Freund Michael Bouteiller, der später Oberbürgermeister von Lübeck wurde, habe ich dort eine Laienspielbühne aufgezogen. Und wir sind natürlich sofort bei Autoren wie Christopher Fry eingestiegen (*Lacht*) – Jean-Paul Sartre hat uns selbstverständlich auch interessiert. Schliesslich fanden sich dann bald



«Die Schweiz? Ein prachtvolles Land»: Schauspieler und Regisseur Brandauer, 79.

auch zwei, drei Leute, an die ich mich noch sehr gut erinnere, die sagten: Wir möchten auch so etwas machen.

Weltwoche: Welches Bild vom Burgtheater hatte Ihnen der Korvettenkapitän damals ins Herz gepflanzt?

Brandauer: «Lesen Sie», sagte er. «Das ist das Wichtigste, denn das Publikum erkennt, wer einen grossen Horizont hat. Lassen Sie sich nicht von anderen dreinreden, sondern versuchen Sie, alles für sich selbst aus dem Text herauszufinden!»

Weltwoche: War Ihnen von vornherein klar, dass Sie Schauspieler werden wollten?

Brandauer: Im zweiten Volksschuljahr war ein Stück angesetzt, das hiess «Der Struwel-

peter». Das war in Grenzach bei Basel, auf der deutschen Seite. Ich durfte den «Struwelpeter» spielen. Meine Klassenlehrerin, Frau Buchmüller, war zufrieden und hat immer wieder zu meinem Vater gesagt: Ihr Sohn wird einmal ein Schauspieler – beständig hat dann mein Vater gesagt: «Langsam, langsam!» Ich kann jetzt nicht sagen, dass der Korvettenkapitän die Initialzündung war – aber ein bisschen halt doch.

Weltwoche: Ihre Heine-Lektüre muss ihn wohl beeindruckt haben.

Brandauer: Na ja, ich hatte nur wenig über Heine zu berichten – aber das, was auch ihn an Heine gereizt hatte, das hab ich ihm wohl vermitteln können. >>>

Weltwoche: Gehört nicht auch der Bluff zum Handwerkszeug des Schauspielers?

Brandauer: Also ich bin lieber verblüfft über mich selber und verblüfft über andere, weil sie etwas tun, was mich interessiert. Der Bluff an sich ist ja eher ...

Weltwoche: ... mickrig?

Brandauer: Ja, sehr. Der Bluff wäre kein Ziel.

Weltwoche: Hochstapler war demnach nicht die erste Berufswahl?

Brandauer: Stop – ein Hochstapler ist etwas anderes! Ein Hochstapler, der sich mit Dingen beschäftigt, von denen er uns glauben machen will, dass er sie erlebt hat – na, das ist natürlich ganz grossartig. Der Hochstapler muss sich akribisch vorbereiten. Man muss einen riesigen Spass an der Lüge haben, sonst könnten Sie

«Das wäre toll gewesen, wenn der Robert De Niro eine Übertragung von Richard III. gespielt hätte.»

eine Geschichte, die Sie nicht erlebt haben, gar nicht erfinden. (*Denkt kurz nach*) Aber «Bluff» – vielleicht stör ich mich auch nur daran, weil es englisch ist.

Weltwoche: Sind Sie denn von der Lüge fasziniert?

Brandauer: Ich weiss nur, wenn ich etwas gelesen habe und noch mal und immer wieder gelesen habe, dass der Antrieb, etwas zu spielen erst dann entsteht, wenn mir der Text einleuchtet. Ich muss nicht unbedingt der gleichen Meinung sein, aber ich muss es verstehen, ich muss mich dafür interessieren. Die Geschichte, die zu erzählen ist, muss mich während des Lesens weitergebracht haben. Und dann will ich die Figur «sein». Zugleich weiss ich aber, dass das nicht möglich ist, aber egal: Ich will der sein, den ich da vorgebe zu spielen! Ich muss also irgendetwas im Text finden, das mich erkennen lässt: Ja, das hätte mir auch passieren können. Das geht selbst beim Lear. Obwohl ich nie ein König war, kann ich mir vorstellen, dass irgendwo, vielleicht in einem englischen Dorf,



„Sehen Sie es doch mal so: Wenn Sie Veränderungen akzeptieren, können Sie Reichter aufsteigen, Uellmann.“

einer war, der sich ganz gut behaupten konnte, eine grosse Familie hatte, die immer grösser wurde, und eines Tages hat man sich überlegt: Wollen wir nicht mal die vom nächsten Ort fragen, ob wir uns nicht vereinigen sollen – und wenn die nicht wollen (*Mit allmählich donnernder Stimme*), tja, dann holen wir sie uns einfach! Und das ist eines Tages der König Lear. Dazwischen hat er ordentlich was aufgebaut – auf allen Gebieten! Und er musste siegen, siegen, und zwar immer wieder! Diese Konstruktion ist natürlich gigantisch ...

... und übergangslos ist er dann drin, mitten im Stück und wälzt sich durch die Vorgeschichte des Lear, fabuliert über dessen «mafiose Truppe» und ihre brutalen Machenschaften, aber das Monster hat auch ein Leben («Er kann weinen»), wenn er dann abends zärtlich «sein Kind streichelt». Während dieser immer dringlicher werdenden Zusammenfassung aus Wortfetzen, wildem Schnauben und gelegentlichen Ausbrüchen wird der, der das alles geschrieben hat, mehr und mehr zu seinem, Brandauers engstem Komplizen. Übergangslos wechselt Brandauer die Rollen – murrende Dorfbewohner, ein zerrissener Lear, der scharf beobachtende Erzähler, verschlagene Töchter. Eine virtuosere Kurzfassung ist kaum denkbar.

Brandauer: Da das ein Shakespeare ist, konnte ich mich – das wusste ich später – blind auf ihn verlassen.

Weltwoche: Klappt denn diese Komplizenschaft mit Shakespeare auch in den deutschen Übersetzungen?

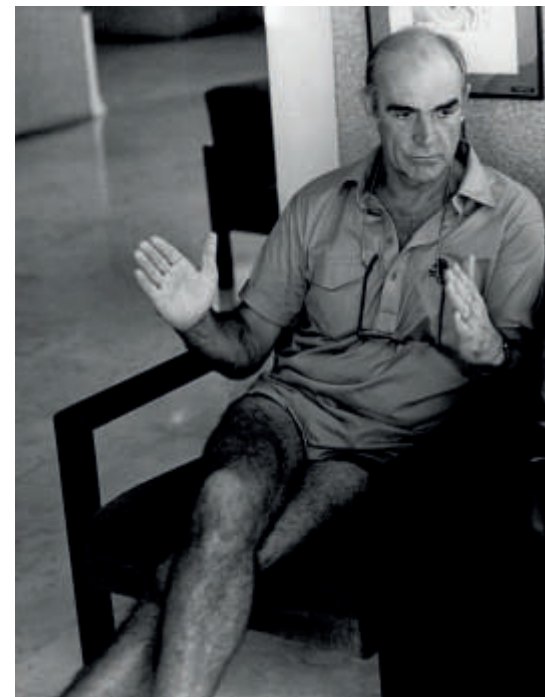
Brandauer: Die Schlegel-Tieck-Ausgabe hat Shakespeare quasi zu einem deutschen Autor gemacht. Die haben in ihrer Übersetzung eine Selbstverständlichkeit hingekriegt, die die noch so guten Übertragungen ins Französische meiner Meinung nach so nicht vermitteln.

Weltwoche: Vor einigen Jahren hat Robert De Niro in einem Weltwoche-Interview bekannt, dass er niemals eine Shakespeare-Rolle wie etwa Richard III. übernehmen könne, weil er Shakespeares Sprache heute für schlicht unaufführbar halte. Man müsse ihm wohl eine Bearbeitung schreiben. Als idealen Bearbeiter nannte er damals übrigens den deutschen Dramatiker Franz Xaver Kroetz, dessen Stück «Mensch Meier» ihn sehr beeindruckt habe. Können Sie das nachvollziehen?

Brandauer: Ich bin lieber ein «Stückespieler» als ein Rollenspieler. Mir kommt es sehr auf den Zusammenhang an, den der Text des Autors schafft.

Weltwoche: Finden Sie De Niros Ansatz verwerflich?

Brandauer: Nein. Das wäre doch toll gewesen, wenn der Robert De Niro eine Übertragung von Richard III. gespielt hätte. Franz Xaver Kroetz wäre sicher in der Lage gewesen, das auch auf Englisch zu schreiben – die Frage ist nur, ob er's gemacht hätte. Er ist schliesslich ein Kollege Shakespeares und immerhin wäre auch denkbar, dass er gefunden hätte: Das ist für mich nicht



«Ich will die Figur sein»: mit Sean Connery,

richtig. (*Denkt nach*) Aber er hätte das natürlich machen sollen, das wäre eine Riesensache gewesen ... Na ja, er hat's nicht gemacht. Schade!

Weltwoche: Sie betonen Ihre Textabhängigkeit. Können beziehungsweise mögen Sie improvisieren?

Brandauer: Ja, natürlich. Wenn einem an einem Abend plötzlich der Text abhandenkommt; das kann passieren. Gott sei Dank bin ich da gewappnet, natürlich! Was hab ich denn im Kopf? Den Sinn der Sache! Und sollte sich am Abend irgendwas nicht ausgehen, dann kann ich das immer noch umschreiben. Vor allem, wenn Sie in einem fortgeschrittenen Alter sind, ist es günstig, wenn Sie sich darin üben, andere Möglichkeiten der Formulierung zu finden. (*Lacht*)

Weltwoche: Gibt es Vorsichtsmassnahmen, die man für eventuell auftretende Leerstellen trifft?

Brandauer: Nein. Am besten, man bereitet sich so vor, dass man alles im Traum sprechen und denken kann. Diese Fähigkeit nimmt natürlich mit der Zeit ab. Obwohl man ja – und ich nehme das für mich in Anspruch – so präzise wie möglich arbeiten möchte, ist schliesslich kein Abend wie der andere. Das wäre ja furchtbar, wenn das alles quasi mechanisch ablief. Man lebt und atmet ja zwischen den Vorstellungen.

Weltwoche: Wie sieht Ihr Tag aus, wenn abends Vorstellung ist?

Brandauer: Ein Tag, an dem ich am Abend auftrete, ist nicht so günstig für mich, weil ich in der Früh denke: Don Carlos! Oder: Lear! Das geht sofort in die Vollen (*Demonstriert einige der morgendlichen Vokalisen*), so dass die Leute glauben könnten, ich bin nicht ganz dicht – (*Leise*)



1982, und Faye Dunaway (r.), 1988.



ich mach's aber alleine. Aber der Gedanke, heute Abend ist Hamlet ...

Weltwoche: ... was macht das mit Ihnen?

Brandauer: Na, freuen tut's mich! (*Donnerndes Lachen*) Nervös bin ich, mit dem Text wird's vielleicht ein bisserl hapern. Das ist nun mal ein völlig anderer Tag, wenn ich abends auf die Bühne muss, und das ist ... fantastisch!

Weltwoche: Haben Sie einmal einen wirklich schrecklichen Moment auf der Bühne erlebt?

Brandauer: (*Sinniert sehr lange*) Einen schrecklichen Moment ... (*Erneute Pause, Ratlosigkeit*) Offensichtlich hat ein solcher Moment nicht stattgefunden. Es mag durchaus sein, dass es

«Man hat ja immer einen Plan im Gepäck, und wir haben immer ein Genie dabei!»

etwas gab, was uns mal alle abgelenkt oder beeinträchtigt hat – aber im Moment fällt's mir nicht ein. Ausserdem: Man hat ja immer einen Plan im Gepäck, und wir haben immer ein Genie dabei! Und vor allem bei Shakespeare hat man immer das Gefühl: Oh, der kennt mich aber ziemlich gut!

Weltwoche: Im Internet kursiert ein Interview mit Oskar Werner aus den siebziger Jahren, in dem er sich über die jüngeren Regisseure in Theater und Film echauffiert; Fassbinder war für ihn gar ein «Brechmittel». Er habe keine Lust, mit diesen Leuten zu arbeiten, was er dann auch nicht tat. Können Sie verstehen, wenn ein älterer Kollege aktuelle Entwicklungen am Theater nicht mehr mittragen möchte?

Brandauer: Der Oskar Werner war sicher ein «B'sondermann», faszinierend, und was ich ein-

zweimal von ihm gesehen habe, «Don Carlos» etwa, das war schon eigenartig grossartig. Er hatte ein Sprachvermögen, was man gar nicht genau einordnen konnte, aber es war unmittelbar seins. Ich finde schade, dass er nach seinem Weggang nach Hollywood, wo er auch nicht alles so ideal vorfand, wie er sich das gewünscht hatte, seinen Schneid verloren hat. Man kann halt nicht in einen anderen Sprachraum gehen und glauben, alles ginge so weiter. Und ausserdem: So viel trinken schadet dem Körper.

Weltwoche: Bei Ihren Filmrollen fällt auf, dass ein Grossteil davon historisch inspirierte Figuren waren, vor allem in Istvan Szabos legendärer Trilogie: In «Mephisto» spielten Sie den Hendrik Höfgen, nach Klaus Manns Porträt von Gustav Gründgens; den österreichischen «Oberst Redl» und schliesslich «Hanussen», der als «Hellseher» berühmt gewordene österreichische Jude, der das Vertrauen hochrangiger Nazis gewann. Nicht zu vergessen der Film über den «Georg Elser – Einer aus Deutschland», bei dem Sie ausser der Titelrolle auch die Regie übernommen haben.

Brandauer: Dass die drei Filme von Istvan Szabo tatsächlich eine Trilogie bilden würden, wussten wir vorher nicht. Es bildete sich erst später eine Trilogie über die mitteleuropäischen Katastrophen zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg; zwar nicht chronologisch gedreht, aber doch diese ganze Zeit umfassend. Dass da europäische Geschichte erzählt wird, blieb uns übrigens während des Drehs immer bewusst: Wir hatten ja mindestens zehn Sprachen am Set, und jeder sprach in seiner Muttersprache. Da waren Russen, Franzosen, Briten, Österreicher, Ostdeutsche, Polen – und wir spürten unmittel-

bar, dass die Geschichte weiterlief. Lech Walesa, die Besetzung der Danziger Werft, Solidarnosc und all das waren die ganze Zeit auf unheimliche Weise präsent, und wir alle im Team hatten das Gefühl, wir steckten unmittelbar mittendrin in der Gegenwart.

Weltwoche: Sie haben den Gründgens als windig-wendigen Virtuosen angelegt. War und ist das Ihre Vorstellung von ihm?

Brandauer: Ich habe nicht Gustav Gründgens gespielt, das wäre lächerlich. Ich habe eine Figur gespielt, die ihm ähnlich war. Und natürlich gibt's das Buch von Klaus Mann. Wir haben ja auch nicht das Dritte Reich verfilmt, sondern etwas Grundsätzliches über das Verhalten in dieser Zeit erzählt. Folgerichtig drehten sich die Gespräche am Set ununterbrochen um uns selbst und um Europa. Ich habe während dieser ganzen Zeit sehr viel über Europa gelernt.

Weltwoche: Wie erleben Sie persönlich die heutige Politikszene?

Brandauer: Die Politik ist ja unser Partner, unser Ermöglicher. Dafür sind wir erst mal ausserordentlich dankbar. Wenn Sie konkret mich ansprechen: Ich muss von den Ermöglichere auch erwarten, dass sie kulturelle Veranstaltungen besuchen. Wenn ich jedoch manche Statements aus der Politik höre, beschleicht mich oft das Gefühl: (*Lacht*) Der geht wohl eher selten ins Theater! Zwar wird viel von «der Kultur» geredet, aber ich habe das Gefühl, dass sie nur wenig Unterstützung in der Politik findet. Kurz gesagt: Ich möchte mehr Politiker im Zuschauerraum sehen!

Weltwoche: Nehmen Sie Wolodymyr Selenskyj eigentlich mehr als Politiker oder als Schauspielerkollegen wahr?

Brandauer: Ich bin entsetzt! Was ist das für eine Frage! Wolodymyr Selenskyj ist der Präsident der Ukraine und kämpft mit seinem Volk ums Überleben und verteidigt dabei die Werte aller demokratischen Länder. Wir haben ihn dabei zu unterstützen – in unserem Interesse!

Weltwoche: Können Sie für die Europa-Skepsis der Schweiz eigentlich Verständnis aufbringen? Immerhin haben Sie als Kind eine ganze Weile in Grenzach gelebt.

Brandauer: Ja, wir wohnten direkt gegenüber. In der Schweiz hatten wir Verwandte, somit hatte ich immer genügend Toblerone in der Nachkriegszeit; also, es ging uns gut durch die Tante Mathilde. Besonders erinnere ich mich an die Basler Fasnacht: Um fünf Uhr früh ging der *Morgestraich* los, das war ein Lärm, da ging dann die Welt unter – ich fand das natürlich grossartig! Und Europa? Ja, die Schweiz weiss schon, was sie macht. Durch die Gründung der EU hat sie nicht verloren. Sie ist nicht dabei und doch dabei, geradezu schlitzohrig. Ein prachtvolles Land, und ich bin immer gern dort. Trotzdem: Ich hätte sie gern im Klub dabei. Die Schweiz sollte dringend noch mal reflektieren.



DIE WELTWOCHEN

**Neue App, neue Website.
Jetzt testen.**

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

LITERATUR UND KUNST

Wieso Nordkorea
afrikanische Staaten
mit monumentalen
Denkmälern beliefert.

Volker Seitz,
Seite 72

Herausgegeben von Daniel Weber

Balcomb Greene, Woman, 1966 – Es scheint, dass der Frauentypus der universellen Diva – sternchenhafte gibt es unzählige, fast zu viele gelegentlich – in unserer Zeit keinen Grund mehr findet, auf dem er dahinfließen kann. Es ist, als ob sie die Welt verlassen hätten, einfach verschwunden seien, ausgestorben, diese Göttinnen, die waren wie unerreichbare Schwäne auf einem lieblichen Fluss, der an unseren kargen Küsten vorbeifloss. Rein schienen sie und erhaben, und nichts war schmutzig an ihnen, ausser vielleicht ihre Fantasie.

Die Frau als kollektive Göttin, als anbetungswürdiges Wesen, als Inkarnation der Schönheit, des Begehrens und der unerreichbaren Sehnsucht ist untergegangen, womöglich im Strudel des Weltenlaufes, in seiner neuen Beliebigkeit und seiner pingeligen Korrektheit. Zerstückelt im wie unaufhörlichen Hickhack der Geschlechter und aufgelöst zwischen den Mahlsteinen der Angleichung. Wahrscheinlich ist deshalb der Mann als universeller Held ebenso von der Bildfläche verschwunden.

Eine Diva braucht ein gesellschaftliches Fluidum des mondänen Glamours, vielleicht erklärt das ihre Absenz in diesen doch eher kargen Tagen, in denen Geld keinen Stil mehr hervorbringt, innerer Adel eine Seltenheit geworden ist und jede Influencerin sich für eine Diva hält. Das Unerreichbare ist ihr Elixier, darin kann sie schweben als ein Wesen des Lichts. Sie ist nicht makellos, nur stets viel makelloser als alle andern.

Balcomb Greenes (1904–1990) «Woman» fällt in die Zeit, als die letzten Diven das Zeitliche segneten. Es war, als ob die letzten Fixsterne des Weiblichen für immer aufgehört hätten, mit ihrer Strahlkraft hin und wieder die Schatten im menschlichen Universum vergessen zu lassen und, zumindest in den Männerwelten, den Glauben aufleben zu lassen, dass die Frau das einzige Geschöpf von dieser Welt ist, das sich lohnt, anzubeten. *Michael Bahnerth*



Göttinnen, die waren wie unerreichbare Schwäne.

Der letzte Unabhängige

Norman Mailer war ein Super-Ego, ein Trinker, ein Ekel und der geistreichste Charmeur. Und er war ein literarisches und journalistisches Genie.

Matthias Matussek

Steven Thomsen: Norman Mailer. Die Biografie. Langen Müller. 300 S., Fr. 37.90

Norman Mailer war ein Zwerg, breit-schultrig, kompakt wie eine Kanonenkugel mit weisser Haarkrause, aber tatsächlich klein wie ein Troll, vielleicht war er auch geschrumpft, ich traf ihn Ende der 1980er Jahre, meine Freundin Molly Moynahan, eine Roman-Autorin, hatte mich mitgeschleift zum Actors Studio, wo er übers Schreiben sprach, und zu anschliessenden Drinks in einer Bar.

Er war freundlich, und total berühmt, ich habe kein einziges Wort von diesem Abend in Erinnerung, aber seine Berühmtheit überstrahlte sowieso alles, und die Achtziger waren vor allem eines: Celebrity-süchtig. Aber natürlich kannte ich seine Sachen und war wie weggehauen von seiner Reportage über Muhammad Alis Kampf gegen George Foreman, Mailer boxte selber, das war *new journalism*, das war kenntnisreiche, faktenreiche Reportage und Heldenroman in einem.

Ein immenses Ereignis

Er hatte gerade die Verfilmung seines Romans «Harte Männer tanzen nicht» abgedreht und auf dem Filmfestival in Havanna vorgestellt – Jean-Luc Godard hatte die Regie abgelehnt – und schrieb an seinem CIA-Roman «Das Epos der geheimen Mächte». Noch war die Ehe mit Norris Church intakt, einer aufregenden Rothaarigen, seiner sechsten Ehefrau – gemäss der neuen Biografie von Steven Thomsen, die zu Mailers 100. Geburtstag vorgelegt wird. (Ein Jahr später wird Norris in seinem Büro in Brooklyn eine Schublade voller Liebesbriefe fremder Frauen finden und sich übergeben – es war schlimmer, als sie es sich vorgestellt hatte.) Norman Mailer war ein Super-Ego, ein Trinker, ein Kiffer, er konnte ein Super-Ekel sein und der geistreichste Charmeur. Und er war ein literarisches und journalistisches Genie.

Er wäre der unabhängige Denker, sinniert Thomsen in seinem Vorwort, der den jungen Jakobinern, die die US-Unis heutzutage be-

völkern, die Stirn bieten könnte. Und er zitiert zur Unterstützung einen anderen Gott des *new journalism*: «Oh, wie ich Norman Mailer gerade jetzt in Amerika vermisse», seufzte jüngst Gay Talese.

Norman Mailer, der bereits mit sechzehn in Harvard Ingenieurwissenschaften studiert und dort mit achtzehn einen Literaturwettbewerb gewinnt, schliesst sein Studium mit 22 ab, heiratet die bildschöne Bea und meldet sich

Er stellt fest, dass Ruhm die schärfste aller Drogen ist, ihm wird er ein Leben lang nachjagen.

zum Dienst im Pazifik, um Material für einen Roman zu sammeln. Er gerät tatsächlich unter Beschuss, ein Kompaniechef war ein Trottel, der eine aussichtslose Mission befahl, der andere ein Sadist. Mailers Roman, den er aus den an Bea geschriebenen Briefen komponiert, schlägt ein und setzt ihn für immer auf die Landkarte der amerikanischen Literatur. Thomsens Biografie zeichnet Mailer als immenses Ereignis. Als Naturkatastrophe, die Schneisen schlägt durch Sitte und Anstand, durch Salons und TV-Studios und Amerikas Nachtseiten.

Was macht man, wenn man gleich zu Beginn den Höhepunkt seiner Karriere erlebt? Man übersieht es zunächst. Die Mailers schiffen sich ein auf der «Queen Elizabeth», dem damals grössten Passagierdampfer, hinüber ins Paris des Existenzialismus, des Jazz, zu Sartre und Miles Davis in Saint-Germain, reisen durch Spanien (wie Hemingway nach dem Ersten Weltkrieg), kehren zurück nach Nizza, wo ihn ein Telegramm erreicht, dass sein Roman die Bestsellerliste der *New York Times* anführt. Wie Lord Byron sagte: «Eines Morgens wachte ich auf und stellte fest, dass ich berühmt bin.»

Berühmtheiten und Penner

Er stellt fest, dass Ruhm die schärfste aller Drogen ist, ihm wird er ein Leben lang nachjagen. Ruhm ist besser als «General Marihuana», mit dem er experimentiert, als Whiskey, als Ben-

zedrine, als Seconal (um runterzukommen), als Meskalin, ja sogar besser als Liebe, er wird sechs Mal heiraten und acht Kinder zeugen und schuften wie ein Hamster im Rad, um Unterhaltsansprüche und Steuerschulden zu bedienen. Und er entdeckt den Journalismus als Ticket zu Ruhm und Reichtum.

Ja, man kann Mailers Karriere nicht nur anhand seiner Werke erzählen, sondern auch anhand seiner Ehen. Frau Nummer zwei ist Adele Morales, eine aufregend schöne Malerin, die kurz mit Jack Kerouac liiert war, lebenslustig wäre untertrieben, sie ist ein *party animal* wie Mailer, er mietet sich in der Slum- und Fixerggend auf der Lower East Side ein, er mag es, Berühmtheiten und Penner zu mischen, auf einer Party sind Marlon Brando, Monty Clift, Lillian Hellman und Rita Moreno zu Gast, da dringen Unbekannte ein auf der Suche nach einer Frau, die sie beschimpft hat, und einer von ihnen zieht Mailer mit einem Hammer über den Kopf. Mailer überlebt schwer verletzt und trinkt weiter.

Seine nächsten Romane floppen, aber er entdeckt die Provokation, er schreibt den Essay «The White Negro», feiert den Einzelnen, den Aussenseiter, den Ausgestossenen, den Hipster, wie er ihn auf seinen Streifzügen durch das Jazz-Mekka Harlem kennenlernt. Er bedient das Stereotyp des omnipotenten verrohnten Afroamerikaners, er verprellt damit seinen Freund James Baldwin, aber es ist seine Antwort auf die Literatur der Beat-Generation. Natürlich ist der Essay ein Skandal, William Faulkner, ein Vorbild, lacht ihn aus und meint, das sei die Fantasie einer Hausfrau aus dem Bibelgürtel; Mailer beschimpft ihn und geniesst die Aufmerksamkeit, als er den Essay mit einigen anderen Arbeiten in dem Band «Reklame für mich selber» erscheinen lässt.

Seine Ehe geht vor die Hunde. Wo immer die Mailers auftauchen, geht er anderen Frauen an die Wäsche, und sie betrinkt sich und beschimpft ihm. Trotzdem bringt sie ein weiteres Kind zur Welt, wieder eine Tochter.

Für *Esquire* bringt Mailer eine ganz neuartige Reportage zu Papier, über den demokratischen



Manischer Vielschreiber: Autor Mailer.

Kennedy-Parteitag 1960, Titel: «Superman kommt in den Supermarkt». Es ist ein Wortstrom nicht über die faktischen langweiligen Oberflächenphänomene, sondern die unterirdischen wilden Sehnsüchte, mäandernd, der längste Satz besteht aus 503 Wörtern. Danach beschliesst er, selber in den Ring zu steigen.

Er will für das Bürgermeisteramt in New York kandidieren. Er will seine Kandidatur auf einer Party verkünden, er will, wieder einmal, die Hautevolee mit der Gosse zusammenbringen, denn er empfiehlt sich als Kandidat für die Unterdrückten, die Aussenseiter, die Elenden.

Wie es ist, zuzustechen

Schwer angetrunken, beleidigt er Gäste wie Allen Ginsberg, geht immer wieder runter auf die Strasse, um Wildfremde zu sich einzuladen, läuft derangiert und mit aufgeplatzter Lippe umher, seine Frau empfängt ihn nach einem dieser Ausflüge mit den Worten: «Na komm schon, du kleine Schwuchtel, hast du keine *cojones*, hat dein hässliches Flittchen sie dir abgeschnitten?» Plötzlich hält Mailer sein Taschenmesser in der Hand und sticht zu, einmal in die Herzgegend, einmal in den Rücken. Adele überlebt. Im Krankenhaus und gegenüber der Polizei behauptet sie, sie sei in eine zersprungene Flasche gefallen.

Später beschreibt er hyperrealistisch, wie es ist, zuzustechen.

Norman Mailer ist zweifellos irre. Doch er bleibt Stadtgespräch, der ewige Skandal. Mit dem konservativen William Buckley prügelt er sich vor einer Dick-Cavett-Show. Er prügelt sich

Norman Mailer ist zweifellos irre. Doch er bleibt Stadtgespräch, der ewige Skandal.

mit vielen. Nachdem er die bildschöne Schauspielerinnen Beverly Bentley auf einer Party von Jake LaMotta, dem einstigen Weltmeister im Mittelgewicht, losgeeeist hat – die beiden Männer stehen sich grimmig gegenüber, bis Beverly sich für Mailer entscheidet –, beginnt er Ehe Nummer drei und bekommt bald seinen ersten Sohn. Die Ehe hält bis 1969, immerhin, bis ins Jahr, in dem er mit «Heere aus der Nacht», einer Reportage über die Anti-Vietnamkriegsbewegung, seinen ersten Pulitzerpreis erhält.

Mailer gerät ins Fadenkreuz der Feministinnen. Kate Millett, die Professorin seiner Tochter Susan, arbeitet sich an ihm ab. In «Sexus und Herrschaft» wirft sie ihm vor, die Unterdrückung der Frau zu propagieren. Mailer setzt zum Gegenschlag an, in der Zeitschrift *Harper's*, die auf eine Titel-Illustration verzichtet und, lila auf orangefarbenem Grund, nur die Wörter «Norman Mailer» und «Prisoner of Sex» setzt. Es wird die bis dahin meistverkaufte Ausgabe des Magazins. Mailer zerpfückt Kate Mil-

lett, weist ihr falsche Zitate und Selbstwidersprüche nach.

Es folgen weitere Ehefrauen, weitere Kinder – am Ende sind es acht – und Erfolge wie der zweite Pulitzerpreis für die minutiöse Schilderung der Hinrichtung des Mörders Gary Gilmore. Er schreibt Biografien über Marilyn Monroe, über Muhammad Ali, über Adolf Hitler. Er schreibt Drehbücher, dreht Filme, trifft Fidel Castro, den er verehrt, er schreibt manisch, er braucht Geld. Und, natürlich, die Schlagzeile, den Ruhm, selbst Misserfolge zählen.

Doch dann verlassen ihn die Kräfte. Immerhin erst mit 84, nach einem Leben, das für drei gereicht hätte. Wird er einem sympathisch nach der Lektüre der Biografie? Nicht unbedingt, aber Staunen, das erzeugt er schon.

Alle versammeln sie sich am Schluss um sein Krankenbett, um sein Totenbett im Mount Sinai Hospital. Einer seiner Söhne ist noch einmal nach Provincetown gefahren, um das Rauschen des Meeres für ihn aufzunehmen. Thomsen gelingt es, dieses ständig sprudelnde Kraftwerk, diesen ständigen Skandal, diesen Kämpfer, der sich schliesslich geschlagen geben muss, als einen letzten grossen Unabhängigen des amerikanischen Journalismus, der amerikanischen Literatur packend nahezubringen.

Bis zum letzten Drink auf dem Totenbett. Rum, Orangensaft, Soda.

Den Strohalm lehnt er ab. Er kippt ihn, lächelnd.

Aus dem Ruder gelaufen

Daniel Weber

Robert Menasse: Die Erweiterung. Suhrkamp. 653 S., Fr. 39.90

Der 68-jährige Österreicher Robert Menasse ist ein engagierter Zeitgenosse. Unermüdlich weibelt er vor allem für seine politische Lieblingsidee, die Europäische Union. Davon möchte er immer mehr haben. Sie liefert ihm auch den Stoff für seine letzten beiden Romane. In «Die Hauptstadt» (2017) wühlte er ausgiebig in den Eingeweiden der EU-Bürokratie in Brüssel. Das Buch wurde zunächst begeistert aufgenommen, dann hagelte es Kritik, als sich herausstellte, dass Menasse historische Fakten mutwillig verdreht hatte.

Menasse machte Walter Hallstein, den ersten Kommissionspräsidenten der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), zum Befürworter der Abschaffung der Nationen zugunsten «Europas». Seine Antrittsrede liess Menasse den Kommissionspräsidenten 1958 in Auschwitz halten – damit man sehe, in welche Abgründe der Nationalstaat geführt habe. Beides war erfunden, im Dienst der zentralen Schnapsidee des Romans, Auschwitz zur Hauptstadt der EU ausrufen zu lassen. Zu solchen Märchen sollte sich selbst ein literarischer EU-Aktivist nicht hinreissen lassen.

Verwickelte Posse

Jetzt hat Menasse einen zweiten EU-Roman vorgelegt, «Die Erweiterung». Albanien will Mitglied der EU werden, aber der französische Präsident legt sein Veto gegen Beitrittsverhandlungen ein. Das ist der Ausgangspunkt für einen weitgespannten Gesellschaftsroman, in dem es um politische Winkelzüge geht, um Intrigen und Gegenintrigen, aber ebenso um private Verstrickungen, um Liebe, Hass und Verrat.

Zentrales Motiv des Romans ist der Helm des albanischen Nationalhelden Skanderbeg, der im



Symbol für Grossalbanien: Skanderbegs Helm.

15. Jahrhundert das christliche Abendland gegen die Osmanen verteidigte und die albanischen Stämme einigte. Sein Helm liegt als Exponat im Weltmuseum in der Wiener Hofburg. Wer sich ihn aufsetzt, wird zum Herrscher aller Albaner, von Kosovo bis Nordmazedonien. In einem symbolischen Akt will der albanische Ministerpräsident genau das tun, um die EU mit der Drohung eines Grossalbanien unter Druck zu setzen. Aber bevor er ihn von Österreich zurückverlangen kann, wird der Helm gestohlen. Und später ebenso die Kopie, die der Ministerpräsident anfertigen lässt – die Angelegenheit wird zur grotesk verwickelten Posse, in der auch ein österreichischer Kriminalbeamter und die albanische Mafia mitspielen.

Abenteuerlich überkonstruiert

Ein anderer Erzählstrang verbindet den polnischen EU-Kommissions-Beamten Adam und seinen Jugendfreund Mateusz, der polnischer Ministerpräsident geworden ist. Zwischen den einstigen Blutsbrüdern, die gemeinsam im Widerstandskampf gegen den Kommunismus einen Eid auf die Freiheit schworen, herrscht ein tiefes Zerwürfnis. Adam ist ein glühender Verfechter der EU-Erweiterung, Mateusz will von einem Beitritt Albaniens nichts wissen.

Dazu kommen Dutzende weitere Figuren an den Schauplätzen Brüssel, Wien, Brindisi, Tirana und Warschau. Menasse fabuliert munter, bisweilen etwas zu unbekümmert – manche Figurenkonstellationen wirken erzwungen, manche Episoden abenteuerlich überkonstruiert. Und immer wieder verliert sich das Buch in den realen Irrungen und Wirrungen, aus denen die EU seit Jahren nicht

Man liest das Buch, wie man eine Netflix-Serie anschaut, die ein paar Durchhänger zu viel hat.

herauskommt. Als Unterhaltungsroman funktioniert «Die Erweiterung» nur bedingt. Das Buch will gleichzeitig auch Politsatire, Melodram, Komödie und Tragödie sein, und manchmal spricht eine Figur, als würde sie aus einem Geschichtsbuch vortragen. Insgesamt liest man das Buch, wie man eine Netflix-Serie anschaut, die ein paar Durchhänger zu viel hat; man überlegt sich, ob man bis zum Ende der Staffel durchhält.

Zumal der Schluss des Romans im Wortsinn aus dem Ruder läuft. Auf dem Kreuzfahrtschiff «SS Skanderbeg», das von Durrës aus in

See sticht, treffen sich die Regierung Albaniens sowie europäische Staatschefs und hohe Beamte, Berater und Experten der EU, einschliesslich der meisten Figuren, die wir auf den 500 Seiten zuvor kennengelernt haben. Auch der wieder aufgetauchte Helm von Skanderbeg hat seinen Weg an Bord gefunden.

Um die Zukunft der EU und der Balkanstaaten sollte es in den Gesprächen auf dem Schiff gehen. Aber daran denkt niemand mehr, als ein hochansteckendes Norovirus sich auf der «SS Skanderbeg» verbreitet. Die politische Elite Europas wird unter Quarantäne gesetzt, das Schiff wird von allen Häfen im Mittelmeer abgewiesen; erst die Hafenbehörde von Casablanca will wenigstens Windeln und Opiate schicken. Aber die Schlauchboote, die sich nähern, bringen keine Hilfsgüter, sondern Flüchtlinge. Mit ihrer Seenotrettung findet «Die Erweiterung» ihr symbolschwangeres Ende. Ein dickes Buch, aber kein grosser Roman.

Eine Art gemütlicher Nazi

Rolf Hürzeler

Daniel Lee: Der Sessel. Eine Spur in den Holocaust und die Geschichte eines ganz normalen Täters. DTV. 384 S., Fr. 37.90

Die Rentnerin Jutta Mangold ist eine tapfere Frau. Sie empfing vor mehr als einem Dutzend Jahren einen englischen Historiker in ihrem Heim in Bülach. Der Mann recherchierte die Geschichte ihres Vaters Robert Griesinger. Der Jurist war ein Parteigänger der Nationalsozialisten und SS-Mitglied, einer der Mitäter, auf die das Unrechtsregime zuverlässig setzen konnte. Griesinger verstarb im September 1945 unter ungeklärten Umständen in der Tschechoslowakei, als Jutta Mangold acht Jahre alt war.

Die 84-jährige Frau Mangold hörte sich die Geschichte des Historikers Daniel Lee an und war beeindruckt: «Er konnte mir viel über meinen Vater erzählen, den ich nicht kannte», sagt sie auf Anfrage, «endlich kann ich mir eine Person vorstellen, die seinen Namen trug.» Allerdings hat die Geschichte Jutta Mangold auch aufgewühlt. Es falle ihr schwer, sich vorzustellen, dass sie selbst zur Biografie eines ihr unbekanntem Menschen gehört.

Zufriedener Verwaltungsbeamter

Wer war Robert Griesinger? Diese Frage trieb den Historiker Daniel Lee um, nachdem ihm eine Bekannte von amtlichen Papieren erzählte, die in einen alten Sessel eingnäht waren. Die Unterlagen dokumentierten einen Teil des Lebens Griesingers. Offenbar wurden

sie in den letzten Kriegstagen eilends in dem Polster versteckt, weil sie von seinem kompromittierenden Lebenslauf berichteten. Der Sessel wechselte in der Nachkriegszeit verschiedentlich den Besitzer, ohne dass die Papiere entdeckt wurden – bis das Möbelstück neu bezogen werden sollte.

Lee rekonstruierte das Leben des Robert Griesinger Schritt für Schritt. Er schildert indes nicht nur dessen Geschichte, sondern lässt die Leserschaft an den Recherchen teilhaben. Lee kam nach und nach einem Parteigänger der Nationalsozialisten auf die Spur, der im Dritten Reich eine mässig erfolgreiche Karriere absolvierte: «Griesinger wollte nicht hauptamtlich in den Dienst der Gestapo treten, sondern war ganz zufrieden damit, ziviler Verwaltungsbeamter zu sein.» Er war zwar Mitglied der SS, dieser Eliteeinheit, die für unzählige Verbrechen verantwortlich war. Aber Griesinger war kein Fanatiker. «Ich hatte

und Grossbritanniens war, die das Land nach den Versailler Verträgen auspressten. Griesinger schlug eine juristische Laufbahn ein, ohne zu brillieren. Nicht auffallen war seine Lebensdevise, auch als Mitglied der SS. Im Juli 1935 gelang ihm indes ein kleiner Karriereschritt. Er kam zur Politischen Poli-

Nicht auffallen war seine Lebensdevise, auch als Mitglied der SS.

zei, zum «Württembergischen Politischen Landespolizeiamt» im berühmten Stuttgarter Hotel «Silber» mit seinen Folterzellen im Keller. In dieser Funktion musste er die Verfolgung politisch Andersdenkender und zunehmend auch der Juden mitbekommen haben. Griesinger schien damit gut leben zu können. Unklar ist, wieweit er selbst in die Untaten verstrickt war. Vermutlich fiel er in die Kategorie Schreibtischtäter, zumal er sich nach einer Weile von der Politischen Polizei verabschiedete und in die Leitung einer landwirtschaftlichen Schule kam.

Nach Zürich übersiedelt

Der Krieg brachte Griesinger in die Ukraine, nicht als Mitglied der Waffen-SS, sondern als Unteroffizier der Wehrmacht. Hier wird die Lektüre beklemmend, denn der jüdische Historiker Lee rekonstruiert, dass Griesingers Verband im Bezirk Taraschtscha vorbeigekommen sein musste, wo ein Teil von Lees eigener Familie den Deutschen zum Opfer fiel. Die Lebensgeschichten des SS-Mannes und des Autors haben einen Schnittpunkt. Nach einer schweren Verwundung kam Griesinger für die letzten zwei Kriegsjahre nach Prag in das Wirtschaftsministerium Böhmen und Mähren. Hier musste er tschechische Betriebe liquidieren und Belegschaften als Zwangsarbeiter für deutsche Betriebe rekrutieren.

Griesinger und seine Familie führten in Prag als Besatzer ein schickes Leben. Auch dann noch, als die deutsche Niederlage längst absehbar war, so dass sie die rechtzeitige Flucht verpassten. In den letzten Kriegstagen konnte Jutta mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und einem Halbbruder unter erbärmlichen Umständen aus Tschechien flüchten. Griesinger musste zurückbleiben. Die Flüchtlinge fanden sterbenskrank Aufnahme bei Juttas Grosseltern mütterlicherseits in Vaduz. Die alleinstehende Mutter übersiedelte mit ihren Kindern später nach Zürich, wo sie aufwuchs.

Robert Griesinger überlebte nach der deutschen Kapitulation ein halbes Jahr in Prag. Er kam in ein Krankenhaus, wo ihn russische Truppen oder ehemalige tschechische Rebellen aufspürten und erschossen.

Für plakatiere berührende Ausdrucksformen



angenommen, SS-Offiziere hätten den ganzen Tag ihre Uniform getragen und die Bevölkerung terrorisiert», schreibt Lee. Diese Vorstellung hat sich als falsch erwiesen: «Es gab Zehntausende Juristen, Mediziner und andere Beamte, die in der SS waren, ohne ständig Uniform zu tragen.» Kam dazu, dass Griesinger vor allem seiner Familie ergeben war, seiner Frau Gisela und den zwei Töchtern. Er war eine Art gemütlicher Nazi.

Robert Griesinger wuchs in Stuttgart in einem konservativ-bürgerlichen Elternhaus auf. 1906 geboren, war er zu jung, um im Ersten Weltkrieg eingezogen zu werden. Der Jugendliche hing aber der Vorstellung an, dass Deutschland das Opfer Frankreichs

Wo gehst du hin, wenn du nach Hause gehst?

Sylvie-Sophie Schindler

Emanuele Coccia: Das Zuhause.
Philosophie eines scheinbar vertrauten Ortes.
Hanser. 160 S., Fr. 34.90

In seinen Erinnerungen denkt John Updike auch an den Ort zurück, an dem er aufgewachsen war: «Was ich an Shillington am meisten liebte, ist vielleicht, dass hier die Zeit am langsamsten vorangeschritten [...] und sich sogar jetzt noch, auch wenn sie die alten Grenzsteine versetzt hatte, ganz vorsichtig fortbewegte.» Es gab sie früher, und es gibt sie immer noch, die klassischen Dorfgemeinschaften, in denen derjenige, der es wollte, ein Aufgehobensein in der Gemeinschaft fand. Doch in einer globalisierten Welt drängt es viele in die Anonymität der Metropolen; mitunter kann es viele Orte geben, an denen man sich zu Hause fühlt – vielleicht auch wähnt man sich letztlich nirgendwo zu Hause.

Wo gehst du hin, wenn du sagst, dass du nach Hause gehst? Emanuele Coccia, Professor für Philosophiegeschichte in Paris, hat sich mit «Das Zuhause» aufgemacht, dieser Frage philosophisch nachzugehen. Denn: Mit «drei Zimmer, Küche, Bad» oder «Reihenhaus im Grünen» ist im Grunde gar nichts gesagt. Coccia macht eine atmosphärische Annäherung: «Zuhause herrschen ein anderes Licht und eine andere Luftfeuchtigkeit, aber auch eine andere Liebe, andere Stimmungen und eine andere Zeit.»

Spirituelle Ketten sprengen

«Philosophie eines scheinbar vertrauten Ortes» heisst der Untertitel des Buchs. Scheinbar. Ein kleines Wort, ein scheinbar kleines Wort, vermag das, was Philosophie ohnehin an Grosse leistet: Es katapultiert uns dorthin, wo wir unsicher stehen, jenseits der Gewissheiten, wo wir schwanken und zweifeln dürfen. Man muss also fragen, ob das, was uns vertraut erscheint, möglicherweise ein Trug ist. Erliegen wir nicht ständig Illusionen? Coccia, leidenschaftlich in seinem Nachdenken, verweist auf eine nächste Täuschung: Auch wenn das Zuhause die Bestandteile der Welt

hat wie Stein, Stahl, Glas, Holz, so ist es doch ein Ort, der sich von ebendieser Welt abkoppelt.

«Wenn ein Zuhause aus derselben Substanz wie die Welt bestünde, die Dinge innerhalb wirklich dieselben wären wie ausserhalb, die Zeit überall dieselbe Qualität hätte und das Leben innerhalb unserer vier Wände mit dem Leben

Die Aufgabe des Menschen ist, sein Zuhause in der Welt zu finden, in diesem sehr bedrohlichen Kosmos.

ausserhalb identisch wäre, dann bräuchten wir kein Zuhause», folgert Coccia, der es virtuos versteht, mit Gedanken anzuschleichen, die eine enorme Wucht entfalten.

Häuser würden, wie er weiter ausführt, nicht nur gebaut, um die physischen, klimatischen, biologischen oder ökologischen, «sondern auch und vor allem, um die psychischen und spirituellen Ketten einer kontinuierlichen Realität zu sprengen». Das Zuhause solle «die Realität jedoch nicht unterbrechen, sondern ihr in einem Akt des Willens eine andere, zusätzliche Raumzeit hinzufügen».

Das Zuhause endet jedoch nicht an der eigenen Haustür. Die Aufgabe des Menschen ist, und auch dahin führt Coccia, sein Zuhause in der Welt zu finden, in diesem zunächst sehr bedrohlichen Kosmos, den der französische Philosoph Blaise Pascal einst derart beschrieb: «Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume macht mich schaudern.» In ihm ein Zuhause zu finden, bedeutet auch, gestaltend wirken zu wollen. Es bugsiert uns in die Rolle des Schöpfers: Sobald der Mensch seine Umgebung formt, impliziert das die Sehnsucht nach einem Zuhause. «Jedes Mal, wenn wir die Materie manipulieren, versuchen wir, den Planeten zu zähmen, ihn in unser Zuhause zu verwandeln und uns gleichzeitig von ihm zähmen zu lassen», schreibt Coccia.

Das Unbehagliche im Behaglichen

Dem heutigen Menschen steht ausserdem ein weiteres Zuhause offen, ein «widersinniges Zuhause, denn wie Kleidung folgt es uns zwar überallhin, aber wir müssen es nicht auf unserer Haut tragen»: die sozialen Medien. Plattformen wie Facebook oder Instagram seien «Erweiterungen und Projektionen des häuslichen Raums». So oder so: Das Zuhause ist längst weltumspannend geworden: «Kontinente und Nationen sind nur mehr Zimmer in einer einzigen grossen Wohnung.»

Emanuele Coccia belässt es nicht nur bei der philosophischen Betrachtung, sondern verweist auch auf die Verantwortung, die daraus erwächst. Alles hängt mit allem zusammen. Niemand kann sich letztlich entziehen. Es klingen mitunter klimaaktivistische Impulse an, die sich aber nicht im Politischen festbissen, sondern weiterhin das Denken stimulieren.



Gedanken von enormer Wucht: Philosoph Coccia.

Ob Dystopie oder Utopie bleibt dahingestellt, wenn Coccia schlussendlich fordert: «Wir müssen ein Zuhause ersinnen, das sich ebenso schnell verändern kann wie das Klima oder das Wetter.»

Dem Text gelingt es, das Unbehagliche im Behaglichen herauszustellen, das notwendig ist, um der Trägheit des Geistes zu entkommen. Er entstand übrigens in einer Zeit, in der Menschen weltweit wochen- bis monatelang in ihre Häuser eingesperrt waren. Und ist also selbst aus dem Unbehaglichen geboren.

General mit Helikopterblick

Karl Lüönd

Joseph Jung (Hg.): Einigkeit, Freiheit, Menschlichkeit. Guillaume Henri Dufour als General, Ingenieur, Kartograf und Politiker. NZZ Libro. 416 S., Fr. 48.90

Je komplexer die Welt, desto komplizierter die Menschen. Es dominiert der Typ mit dem Röhrenblick. Er versteht von immer weniger immer mehr und wird deshalb oft auch «Experte» genannt. Sein Gegenstück ist der Generalist, der Mensch mit dem Helikopterblick. Er überschaut die ganze Landschaft und ist befähigt, von seinem gelernten Metier zu abstrahieren oder gar verschiedene Spezialgebiete zu beherrschen. Am Ende sind es die Generalis-

Nicht die Vernichtung und Demütigung des Gegners war sein Ziel, sondern die Versöhnung.

ten, denen man vertraut, weil sie die grossen Linien erkennen.

Das Verhältnis zwischen Experten und Generalisten dürfte etwa 99:1 betragen, die Politik nicht ausgenommen, obwohl diese eigentlich das Profil des Generalisten erforderte. Wenn einer nicht nur als General, sondern eben als Generalist besonders hervorgetreten ist, werden noch 150 Jahre nach seinem Ableben Berggipfel, Plätze und Strassen nach ihm benannt und Bücher über ihn geschrieben. Zum Beispiel eins, das im Titel die Werte benennt, die diesen Generalisten lebenslang getrieben haben: Einigkeit, Freiheit, Menschlichkeit.

Ein Freigeist

Lebensprägend für Guillaume Henri Dufour (1787–1875) dürfte seine Herkunft gewesen sein. Er war der Sohn eines politisierenden Uhrmachers: genau und geduldig, auch in den Details, zugleich kommunikativ begabt, ein guter Lehrer und später ein Diplomat und Politiker,

der zu den Vätern der modernen Schweiz gezählt werden darf.

Wie das alles gekommen ist, beschreibt dieser Sammelband, die einzige angemessene Form für die Biografie eines Mannes mit so vielen Profilen und Fähigkeiten. Zehn Autoren, davon fünf Historiker und vier höhere, aber des Schreibens kundige Militärs hat Joseph Jung, der emeritierte Freiburger Geschichtspräsident, um sich versammelt, um das Lebensbild dieses Mannes zu zeichnen, der Geisteswissenschaften, Physik und Bautechnik studiert hatte, in jungen Jahren Söldner gewesen war und dann erst einmal in seiner Genfer Heimat bauliche Spuren hinterliess: die Uferpromenade, eine Eisenbahnlinie Lyon–Genf, mehrere Hängebrücken. Im Milizdienst stieg er zum Obersten auf, half die Militärschule von Thun zu begründen und trat immer wieder als Dozent hervor: ein nachdenklicher Intellektueller, ein scharfer Denker, für den es keine verbotenen Themen gab – ein Freigeist eben, der immer wieder in neue Wissensgebiete eindrang.

So eine Karriere war nur im frühen 19. Jahrhundert möglich: Kantonsingenieur von Genf, zugleich Kartograf, lebenslang auch Milizpolitiker mit konservativer Grundhaltung, zuletzt als Genfer Ständerat (1862–1866). 1847 ernannte die Bundesversammlung Guillaume Henri Dufour, den in früheren lokalen Scharmützeln erfahrenen Offizier, zum General mit dem Auftrag, den Sonderbund der katholischen Kantone aufzulösen. Die Aufständischen eröffneten das Feuer auf dem Gotthardpass, um die Tessiner Regierung zu stürzen. Dufour reagierte, wie es seine Art war, mit Bedacht und Klugheit. Er nahm zuerst Freiburg ein, wandte sich dann gegen Zug und Luzern.

Nicht die Vernichtung und Demütigung des Gegners war sein Ziel, sondern die Versöhnung. Seinen Soldaten befahl er: «Ihr müsst aus diesem Kampf nicht nur siegreich, sondern auch vorwurfsfrei hervorgehen; man muss von euch sagen können: Sie haben tapfer gekämpft, wo es nottat, aber sie haben sich menschlich und grossmütig gezeigt.»



Die Bibel Hinterher und vorausdenken

Ihr solltet sagen: Wenn der Herr es will, werden wir leben und dies oder jenes tun. Stattdessen seid ihr noch stolz auf eure Prahlerei. Solcher Stolz ist aber stets von Übel (Jakobus 4, 15 f.)

– Der Jahreswechsel bietet Gelegenheit zu Rück- und Ausblick. Letzterer macht nachdenklich, weil stets Gefahren lauern. Der Rückblick ist durchzogen, weil das Leben keine reine Erfolgsgeschichte und weil niemand perfekt ist. Das Wort, das man gemeinhin mit «Busse» übersetzt, bedeutet wörtlich hinterher denken und nachträglich erkennen. Daraus können sich eine Sinnesänderung und eine Besserung ergeben. Gemeint ist nicht eine Büsserpose, sondern Selbsterkenntnis.

Im Judentum ist das Neujahr (im Herbst) dem ernst gestimmten Versöhnungstag zugeordnet, und auch dem christlichen Weihnachtsfestkreis mit dem Neujahr geht eine Buss- und Fastenzeit voraus. Das Nachdenken kann die Gemeinschaft betreffen mit dem Ziel, das Unrecht von Krieg und Diktatur aufzuarbeiten, Versöhnung zu erreichen und die demokratische Ordnung zu stärken. In Russland gab es seit 1987 zur Aufarbeitung des Stalin-Terrors die Menschenrechtsorganisation Memorial.

Es mag ein Zufall sein, dass sie zum Jahreswechsel vor zwölf Monaten verboten wurde, doch die Meldung dröhnte: Der Stalinismus soll nicht aufgearbeitet werden. Sergej Michalkow, Stalins Dichter der Sowjethymne, dichtete im Greisenalter auch die Hymne der Russischen Föderation und erhielt aus Diktatorenhänden von Stalin bis Putin achtzehn hohe Auszeichnungen. Der Text aus dem Jakobusbrief ist dem Jahreswechsel zugeordnet und gibt einen einfachen Impuls: Gedenke deiner Grenzen und erkenne, dass du keinen Grund zur Prahlerei hast. Er zielt auf die Täter, aber auch auf die Opfer, damit sie nicht zu Tätern werden. Er hat das Potenzial, die Menschen vor ihrer Brutalität zu bewahren.

Peter Ruch

Nordkorea in Afrika

Eine nordkoreanische Firma beliefert afrikanische Staaten mit gigantischen Statuen, Monumenten und Grossbauten. Bei der Bevölkerung kommt das gut an.

Volker Seitz

Che Onejoon: International Friendship – The Gifts from Africa. Kehrer. 192 S., Fr. 55.90

Machteliten in Afrika lassen sich gern mit monumentalen Denkmälern feiern. Erstellt werden sie seit 1981 von Mansudae Overseas Projects (MOP), einem 1959 durch Kim Il Sung gegründeten Staatsunternehmen. Es hat ein Monopol auf alle künstlerischen Darstellungen der nordkoreanischen Staatsführer und ist inzwischen Weltmarktführer für gigantische Bronze-, Stahl- und Gusseisenstatuen. Dutzende von Statuen, Monumenten und Grossbauten hat Mansudae seither in Afrika errichtet.

Die Auftragsarbeiten mit Darstellungen der heroischen Erinnerung an Befreiungskämpfe in Afrika sicherte dem isolierten Nordkorea dringend benötigte Devisen. Einige Länder bekamen die Bauten «geschenkt» – Denkmäler von Kim Il Sung gegen politische Unterstützung Nordkoreas in internationalen Foren oder die Möglichkeit, eine Botschaft oder Mission einzurichten.

Militärische Verbindungen

Jedoch gab es anfangs Kritik, dass die Gesichtszüge der dargestellten afrikanischen Helden zu koreanisch aussähen. Einige tun das noch immer: Der ermordete frühere Präsident des Kongo, Laurent-Désiré Kabila, scheint auf dem Denkmal in Kinshasa (2001) einen Anzug von Kims Schneider zu tragen.

Die Beziehungen vieler afrikanischer Staaten zu dem asiatischen Land wurzeln in der Geschichte. Sie gehen zurück auf die 1960er Jahre, als Nordkorea afrikanische Befreiungsbewegungen gegen die Kolonialherren mit militärischem Training und preiswerten Waffen unterstützte. Es gab enge Kontakte zu den Bewegungen, die bis heute Bestand haben. Laut einer UN-Studie haben elf Staaten bis heute militärische Verbindungen mit Nordkorea: Angola, Benin, Botswana, die Demokratische Republik Kongo, Eritrea, Mali, Mosambik, Namibia, Simbabwe, Tansania und Uganda.

Sam Nujoma, Namibias erster Präsident, hat in seiner Autobiografie die gute Ausbildung der namibischen Guerillakämpfer durch nordkoreanische Militärberater gelobt. Kein Land in Afrika hat denn auch mehr Mansudae-Projekte in Auftrag gegeben als Namibia: neun Denkmäler, vom Heldenacker bis zu Sam-Nujoma-Statuen.

Der südkoreanische Fotokünstler und Filmemacher Che Onejoon reiste seit 2013 vier Mal in neun afrikanische Staaten, um die von den

Anfangs gab es Kritik, dass die Gesichtszüge der afrikanischen Helden zu koreanisch aussähen.

nordkoreanischen Unternehmen errichteten Statuen, Denkmäler und Bauwerke zu fotografieren. Seine Werke wurden weltweit ausgestellt, unter anderem in Tokio, Paris und an der Architekturbiennale Venedig. 2022 hat der Verlag Kehrer eine Dokumentation unter dem Titel «International Friendship – The Gifts from Africa» veröffentlicht.

Das erste im bombastischen Ausmass errichtete Monument, das Che Onejoons Interesse geweckt hatte, ist das höchste in Afrika. Der ehemalige senegalesische Präsident Abdoulaye Wade liess 2010 durch die Monumenten-Schmiede MOP ein «Denkmal der afrikanischen Wiedergeburt» im Stil des sozialistischen Realismus errichten. Der international bekannte senegalesische Bildhauer Ousmane Sow hatte Präsident Wade einen Entwurf angeboten, den dieser ablehnte.

Das Bauwerk wurde drei Meter höher als die Freiheitsstatue in New York (es überragt auch die Christusstatue in Rio de Janeiro) und kostete 27 Millionen Dollar. Das Denkmal, eine Frau, ein Mann mit Kind auf dem Arm, ist innen hohl. Man kann mit einem Lift in den Kopf des Mannes fahren und durch seine Augen auf die Stadt blicken.

Der britische *Guardian* schrieb von Afrikas verschwenderischem Ausdruck eines Präsidenten-Egos auf Kosten der Armen. Die senegalesische Wochenzeitung *La Gazette* brachte ans Licht, dass der ehemalige Präsident Wade das gesetzliche Urheberrecht an dem Monument beansprucht und 35 Prozent der Einnahmen zurückbehalten darf, mit dem Rest sollen die Betriebskosten bestritten werden.

Der britische *Guardian* schrieb von Afrikas verschwenderischem Ausdruck eines Präsidenten-Egos auf Kosten der Armen. Die senegalesische Wochenzeitung *La Gazette* brachte ans Licht, dass der ehemalige Präsident Wade das gesetzliche Urheberrecht an dem Monument beansprucht und 35 Prozent der Einnahmen zurückbehalten darf, mit dem Rest sollen die Betriebskosten bestritten werden.

Austauschbare Heldendenkmäler

Auch der ehemalige Alleinherrscher in Tschad, General Idriss Déby, hatte zum fünfzigjährigen Staatsjubiläum einen nordkoreanischen Bautrupps einfliegen und sich ein Monument errichten lassen. In einem Land mit 80 Prozent Analphabeten und einer Lebenserwartung von 47 Jahren eine bemerkenswerte Geldverschwendung.

Eine goldene Statue des ehemaligen Präsidenten Omar Bongo (1936–2009) überragt den Palace de l'Indépendance in Franceville, Gabun, in Zentralafrika. Omar Bongo wurde in Franceville geboren und ist dort begraben, und hier steht auch ein grosser Präsidentenpalast. Von 1967 bis 2009 beherrschte er Gabun, dank Öl-, Mangan- und Holzexporten kam er zu sagenhaftem Reichtum. Bongo starb 2009 in Barcelona. Er hinterliess ein Vermögen, das auf mehrere Milliarden Euro geschätzt wird. Seither führt sein Sohn Ali-Ben Bongo das Regime weiter.

In Angola steht in der Hauptstadt Luanda in einem Mausoleum ein meterhohes Bronze-Abbild des Staatsgründers Agostinho Neto.





Höher als die Freiheitsstatue: «Denkmal der afrikanischen Wiedergeburt» in Dakar, Senegal.

Den Heroes Acre, den Heldenfriedhof in Harare, Simbabwe, zieren drei bronzene Guerillakämpfer und zwei grosse Reliefwände. Die Gedenkstätte für den Unabhängigkeitskampf ist gleichzeitig die Begräbnisstätte für auserwählte Nationalhelden. Der Heroes Acre war das erste von Mansudae auf dem afrikanischen Kontinent errichtete Denkmal (1981). Neben nordkoreanischen Künstlern wirkten hier angeblich auch zehn simbabwische Künstler mit.

Die Heldendenkmäler von Äthiopien bis Namibia erscheinen nahezu austauschbar, jedenfalls haben sie mehr Ähnlichkeit mit Nordkoreas Herrscherstatuen als mit den Kunsttraditionen der Länder, in denen sie stehen. Als Machtsymbole sollen sie für Ehrerbietung stehen und stellvertretend die Nationen preisen. Afrikanische Künstler witzeln über den Geniekult, der sich in den Statuen ausdrückt, und bezeichnen die Denkmäler als politischen Kitsch.

In Benin wurde der weltweit erfolgreiche Romuald Hazoumé als Künstler angefragt, er hat sich aber geweigert, mitzutun. Direkt am Flughafen von Cotonou begrüsst seit dem Nationalfeiertag vom 1. August 2022 die Reisenden ein zehn Meter hohes Reiterstandbild aus Stahl und Gusseisen des Nationalhelden Bio Guéra, der im 19. Jahrhundert gegen die französische Kolonialarmee gekämpft hat.

In unmittelbarer Nähe des Hafens und des Präsidentenpalastes in Cotonou steht eine Amazone aus einer Metallstruktur mit einer dreissig Meter hohen Bronzehülle zur Erinnerung an das einzige weibliche Militärregiment. Die Amazone hat eine Machete und ein Gewehr,

Afrikanische Künstler witzeln über den Geniekult und bezeichnen die Denkmäler als politischen Kitsch.

was an ihr angebliches Motto «Sieg oder Tod» erinnert. Die Amazonenarmee Dahomeys war wegen ihrer ausserordentlichen Tapferkeit und Grausamkeit gefürchtet. Sie bildete die Eliteeinheit und stellte ausserdem die persönliche Garde des Königs.

Kulissen für Selfies

Man kann die Bauwerke als Beleidigung des guten Geschmacks sehen, denen Originalität fehlt. Was wir aber als Kitsch empfinden, bringt die Gemüter in Afrika kaum in Wallung. Es gibt keine öffentliche Auseinandersetzung mit den Denkmälern. Im Gegenteil: Sie werden zu Kulissen für Selfies. Sie sind leicht zu verstehen, und sie kommen in Ländern mit hoher Analfabeten-Quote gut an.

Das Anliegen des Buches ist es, die im idealisierenden Realismus errichteten Monumente möglichst umfassend und systematisch zu dokumentieren. Das geschieht auf der Grundlage zahlreicher wenig bekannter Abbildungen. Che Onejoon hat in dem Buch auch aus Afrika mitgebrachte Erinnerungstücke reproduziert: Einige sind bedeutende kulturelle Andenken, andere bloss kitschige Kuriositäten.

Die Stärke von Che Onejoons Darstellung liegt in der Fülle von überraschendem, zum Teil skurrilem Material, das er aufnimmt und geschickt anordnet. Er bietet so einen tiefen Einblick in nordkoreanisch-afrikanische Beziehungen. Alle verfügbaren Quellen hat er gründlich studiert und ein höchst beeindruckendes und lesenswertes Buch geschaffen, das den ideologischen Charakter der nordkoreanischen Kunstproduktion zeigt.

Volker Seitz war von 1965 bis 2008 für das deutsche Auswärtige Amt tätig, zuletzt als Botschafter in Kamerun, der Zentralafrikanischen Republik und Äquatorialguinea. Er ist Autor des Bestsellers «Afrika wird armregiert» (dvt). Inzwischen liegt das Buch aktualisiert und erweitert in elfter Auflage vor.



Fernsehen

Böser, böser Radetzky-Marsch

Wolfgang Koydl

ZIB 2: ORF

Es gibt viele Arten, das neue Jahr zu begrüßen, aber wenige sind so fröhlich, so heiter und voller Lebensfreude wie das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker. Einmal im Jahr soll es keine Sorgen, Probleme und Nöte geben, sondern nur die heiteren Walzer, Polkas und Märsche der Strauss-Familie und ihrer Epigonen.

Doch so viel Frohsinn ging den professionellen Miesepetern vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen zu weit. ORF-Moderator Martin Thür unterzog den Dirigenten Franz Welser-Möst in der «ZIB 2» einem hochnotpeinlichen Verhör, das eine einzige Anklage war: Wie kann man nur in diesen schweren Zeiten mit Krieg und Inflationssorgen heitere Stimmung verbreiten?

«Gerade deswegen», erwiderte Welser-Möst souverän auf diese Frage. Auch die anderen grotesken Fragen des Moderators, die kein wokes Thema ausliessen, parierte er gelassen: Warum keine Frau das Neujahrskonzert dirigiere, wie lange «Künstler nur noch Kunst machen» könnten, und ob sie sich nicht von Putin und Russland distanzieren sollten.

Auch am Repertoire hatte Thür herumzumäkeln: Der Radetzky-Marsch sei ja wohl kein «Zeichen des Friedens aus Wien», gemessen an den Kriegsverbrechen des Feldmarschalls. Andere hätten sich an dieser Stelle an die Stirn getippt und das Gespräch abgebrochen. Doch Welser-Möst blieb überlegen: Dieser Marsch sei «österreichisches Brauchtum» und losgelöst von der Geschichte.

So losgelöst wie der ORF von seinen Zuschauern. Die genossen das Konzert, ganz ohne schlechtes Gewissen.

Film

Höllisches Vergnügen

Wolfram Knorr

The Banshees of Inisherin (Irland, GB, USA, 2022)

Von Martin McDonagh. Mit Brendan Gleeson,

Colin Farrell, Kerry Condon, Barry Keoghan

Satt das Grün der Wiesen, trutzig die Steinhäuser und knorrig die Bewohner der Insel. Sie würden nicht mal das Gotteshaus füllen, so wenige knurren hier noch vor sich hin, unter dem strengen Blick des Pastors. Pádraic (Colin Farrell) und Colm (Brendan Gleeson), Kumpel aus Kindertagen, zelebrieren ihre Messe lieber regelmässig im Pub bei schwarzem Bier. Auch am 1. April 1923. Pádraic stiefelt den Hang rauf zu Colms Haus, wie immer, um ihn fürs Pint-Treffen abzuholen. Der ist zwar zu Hause, hockt in seiner malerischen Bude, reagiert aber nicht aufs Fensterklopfen, verändert nicht einen Millimeter seine Haltung.

Pádraics Ruferei und Hämmerei bringt nix, er verhält sich sturer als Pádraics Zwergesel. Allein im Pub, fragt ihn der Wirt mitfühlend: «Hast du ihn beleidigt?» – «Nicht dass ich wüsste, aber vielleicht hab' ich ihn gekränkt, ohne es zu wissen?» Pádraic ist zerknirscht, hält das Verhalten des Freundes für einen Aprilscherz und pilgert noch mal zu ihm. Später kommt er doch noch ins Pub, und Pádraic ist voller Erwartung. Colm aber spricht wie einer, der schon in höheren Sphären schwebt. Pádraic habe ihn nicht beleidigt, er wolle einfach nicht mehr mit ihm befreundet sein. Letzte Woche habe er ihn zwei Stunden lang mit dem Strohmist seines Esels gelangweilt. Da sei ihm klargeworden, etwas für die Ewigkeit schaffen zu müssen. Musik. Er

In der Filmszene gibt's eine Menge Exzentriker, aber der spitzfindig verzinkteste ist Martin McDonagh.

komponiere. Pádraic guckt wie ein Fisch, den man gerade aufs Trockene geknallt hat.

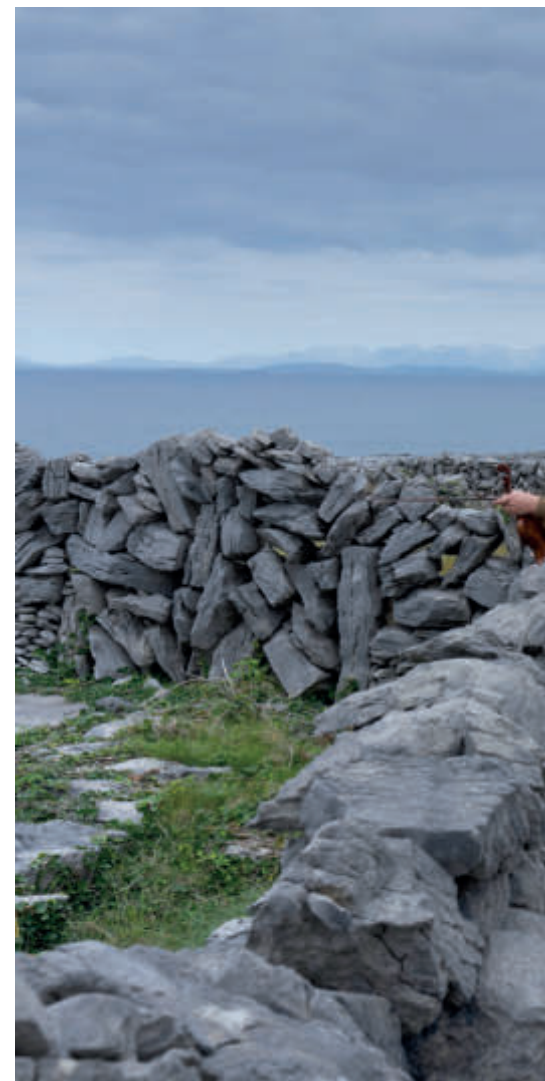
Er ist ein kleiner Milchbauer und teilt mit seiner Schwester Siobhán (Kerry Condon) und seinem Esel, den sie regelmässig rausjagt, ein gemeinsames Haus. Besonders helle ist Pádraic nicht. Denkt er über die Situation nach, macht er ein Gesicht, als bewege sich ein Senkblei durch sein Oberstübchen und ziehe es nach unten zu einer Trotz-Schnute: Wieso sollte Colm ihn abweisen? Der aber, ein Fiedler, der an den Wochenenden gerne mit anderen irische Lieder zum Besten gibt, fühlt sich so belästigt, dass er ihm droht, sich mit einer rostigen Schafschere jedes Mal einen Finger abzuknapsen, wenn er ihn wieder anzuquatschen versuche.

Die Lage wird makaber, weil Pádraic in seiner Begriffsstutzigkeit es nicht lassen kann. Mit dem göttlichen Zorn eines Hephaistos, der statt Schwerter zu schmieden Finger säbelt, schmeisst Colm einen nach dem anderen an Pádraics Haustür, bis seine Hand ein Stumpf ist. Siobhán ist entsetzt, beschwört den Bruder, Colm zu meiden und dessen Haltung zu akzeptieren.

Sadismus mit Bitter-Komik

In der Gemeinde spricht sich der galoppierende Wahnsinn herum, Pádraic wird zum Aussen-seiter und sucht Distanz bei Treffen mit Dominic (Barry Keoghan), dem Sohn des örtlichen Polizisten. Der ist ein perveres Schwein, das im Suff den Jungen regelmässig seelenwund misshandelt. Als sich Pádraics Zwergesel auch noch an den herumliegenden Fingern vergiftet, hat Siobhán die Nase voll und verlässt die Insel. Der Bruder muss bleiben; mit der Penetranz einer Zecke gibt er nicht locker, will wissen, warum Colm ihn abweist.

In der Filmszene gibt's natürlich eine Menge Exzentriker, aber der spitzfindig verzinkteste ist Martin McDonagh, Sohn irischer Eltern, der im Süden Londons aufwuchs, mit sech-



Irische Bizarrie: «Banshees of Inisherin».

zehn von der Schule ging, ein paar Jahre im öffentlichen Dienst jobbte und einer der erfolgreichsten Bühnenaufsteller wurde, mit einer starken Neigung zu irischen Bizarrerien, dank seiner häufigen Besuche bei den Grosseltern auf der Insel Inishmore (der grössten der drei

Seine Filme sind schwarzhumorige Fantasieflüge in abseitigste Nischen der Skurrilität.

Aran-Inseln, wo gedreht wurde). 1994, gerade mal 24, schrieb er sieben Stücke in zehn Monaten, die alle erfolgreich aufgeführt wurden. «The Banshees of Inisherin», das letzte Stück seiner «Aran Islands Trilogy», kam nie auf die Bühne, aber jetzt auf die Leinwand, besetzt mit seinen grandiosen Stammschauspielern Brendan Gleeson und Colin Farrell. Martin McDonaghs Filme sind seit seinem Spielfilmdebüt «In Bruges» (2008) schwarzhumorige Fantasieflüge in abseitigste Nischen der Skurrilität.

Auch in die des Western. «Three Billboards Outside Ebbing, Missouri» (2017) ist seine Western-Version mit einer Frau (Frances McDor-

mand) als unerbittlichem Racheengel. Mit zahlreichen Preisen (darunter auch zwei Oscars) ausgezeichnet, war die Reise in die amerikanische Provinz von grosser humaner Verzweiflungskomik. Und diese gründet auch die bizarre Gockelei zwischen Colm und Pádraic, die im Jahr 1923 spielt. Denn während sich auf der Insel zwei Männer um Freundschaft, Einsamkeit und Lebensträume rangeln, findet auf dem Festland, durch Kanonendonner signalisiert, der irische Bürgerkrieg statt. Eine Allegorie. Aber der Irrsinn funktioniert ohne sie viel besser.

Etwa wenn Colm mit der Physiognomie einer hundertjährigen Schildkröte und in sich ruhender, stoischer Gelassenheit sich zu seiner neugewonnenen Höhenfluglust bekennt («Musik bleibt, dein Geschwätz nicht») und Pádraic darauf guckt, als würde gerade vor seinen Augen das Eisen für seine Hinrichtung auf dem Wetzstein geschärft. Das ist in seinem erlesenen Sadismus mit Bitter-Komik versetzt, nicht zu überbieten. Colin Farrell und Brendan Gleeson bilden ein Bajazzo-Paar mit Stan-Laurel-und-Oliver Hardy- und Hamm-und-Clov-(aus Becketts «Endspiel»)DNA. Ein höllisches Vergnügen.



Alben für die Ewigkeit

Die Toten Hosen: Laune der Natur

Ich hatte nie ein Problem damit, dass die Toten Hosen nicht mehr so punkig tönen wie am Anfang, im Gegenteil. Da ist eine stetige musikalische Entwicklung zu hören. Bands, die auf grossen Bühnen spielen, wissen, was ihre Fans brauchen, um abzuheben. Das



Album «Laune der Natur» hat alles, um das Rock-'n'-Roll-Herz höherschlagen zu lassen. Die Songs drehen sich um Tod, Verlust und die Vergänglichkeit von Beziehungen.

Das Album startet mit einem der schnellsten und härtesten Songs der Band. Eins, zwei, drei, vier und ab detoniert «Urknall», die gnadenlose Up-Tempo-Powergranate. «Unter den Wolken» ist ein Hoffnungsspende, der die Freiheit preist, trotz trübem Himmel und langen Schatten.

Der Übersong für mich ist aber «Alles passiert», wohl eine der schönsten je gesungenen Trennungsbalden in deutscher Sprache. Kaum zu glauben, wie seelenvoll Sänger Campino das überbringt, und der Text ist schlicht genial: «Der letzte Sand fällt durch die Uhr / Wir finden beide keine neue Spur / Und zwischen uns ein breiter Fluss / Alles passiert, wie es passieren muss. / Die Leichtigkeit, so lange her / Die Vergangenheit bedeutet heut' nichts mehr / Nichts Wichtiges, was übrig bleibt / Und jetzt trägst Du dieses schwarze Kleid. / Ein Moment, der bitter schmeckt / Der keine neuen guten Geister weckt / Blick nicht zurück, steig in den Bus / Alles passiert, wie es passieren muss.»

Wer kennt es nicht, dieses sinnlos leere Gefühl, wenn die Herzmusik aufhört, zu spielen, und die Strassen des Lebens neu geteert werden? Dies ist der Sound dazu.

Chris von Rohr

Pop

Es muss gefährlich bleiben

Thomas Wördehoff

Brandi Carlile: In These Silent Days (Deluxe Edition) / In The Canyon Haze. Low Country Sound / Elektra Records

Eigentlich hätte sich Brandi Carlile schon eine kleine Ewigkeit als Stammgast auf den oberen Plätzen der kontinentaleuropäischen Hitparaden tummeln müssen. In Amerikas Charts war sie nämlich schon in den nuller Jahren präsent, und von dort aus ist der Trendtransfer erfahrungsgemäss nur eine Frage von Wochen. Wenn dann auch noch Produzenten wie T Bone Burnett oder Rick Rubin die Regie ihrer Alben übernehmen und zudem der Musikeradel mittut – Elton John etwa oder Chad Smith und Benmont Tench –, wäre der Erfolg auch in unseren Breiten eigentlich nur noch Formsache. Wäre...

Denn Brandi Carlile beackert ein Feld, das es bei uns schwer hat. Das Genre, das sie liebevoll hegt und pflegt, nennt sich «Americana» und steht unter verschärftem «Countrymusic»-Verdacht. Abgesehen von greinenden *steel guitars*, energisch zeternden Frauen oder Männern, deren Timbre sehr dem Wehklagen brünstiger Kater ähnelt, gilt Country & Western nämlich immer noch als hinterwäldlerisch und reaktionär, was nachweislich nicht stimmt, hört man sich etwa das Werk von Hank Williams, Patsy Cline oder John Denver an. Seit längerem versteht sich das Genre ohnehin nicht mehr als geschlossener Zirkel markiger Marlboro-Reiter und üppig aufgetakelter, aber resoluter Saloon-Wirtinnen – ein Image, das die grosse Dolly Parton seit je hinreissend karikiert.

Neue Einflüsse

Americana ist anders, sieht sich als abgespeckte, gleichsam «ökologische» Form des Country. Die Abspaltung, die sich um die Jahrtausendwende abzeichnete, bezieht sich grundsätzlich auf die Obengenannten und deren reiche Traditionen. Traditionen, wie sie etwa der kaum bekannte, aber legendäre Bergmann, Farmer und Multiinstrumentalist Roscoe Holcomb (1912–1981) aus

Kentucky pflegte – Musik der Appalachen ohne grosses Brimborium, die er, je nach Inspiration und Umgebung, für Blues, Folk und Gospel öffnete. Diese unbefangene Mischung machte ihn zum Vorbild so unterschiedlicher Musiker wie Eric Clapton, Emmylou Harris oder auch Bill Frisell.

Acts wie Lucinda Williams, Willie Nelson oder eben Brandi Carlile machten die vermeintlich festgezurrten Grenzzäune durchlässig für andere Einflüsse, von denen sich die aus Folk und Rock am nachhaltigsten erwiesen (aber auch aus dem Jazz, wie die Alben von Frisell eindrücklich zeigen). Abgesehen von gelegentlichen Tendenzen wie das nicht totzukriegende Country-Kicksen oder eine sporadische Treuerzigkeit bei Liebesballaden, bietet Brandi Carliles Musik Songs vom Feinsten. Keineswegs läuft das ab wie am Schnürchen, keine Fertigware von der Stange. Schon auf ihrer Debüt-CD von 2005 musste sie sich mit ihren Eigenkompositionen nicht verstecken: Eine Ballade wie «Tragedy» konnte auf Augenhöhe mit

Elton Johns «Sixty Years On» (ebenfalls auf der CD) ohne weiteres mithalten. Zudem sie auch als Interpretin einiges zu bieten hat.

Man spürt ihrem wandlungsfähigen, gleichzeitig aber fokussierten Mezzo an, dass sie eine unermüdliche und passionierte Live-Sängerin

Ihr beeindruckendes Gespür für den mitreissenden Song-Aufbau leitet sie von ihrer Konzerterfahrung ab.

ist. Ihr beeindruckendes Gespür für den mitreissenden Aufbau eines Songs leitet sie von ihrer Konzerterfahrung ab: «Was Spannung erzeugt bei einem Auftritt: das Gefühl, dass etwas schiefgehen könnte. Die Leute wollen nicht sehen, wie wir einfach das Album live nachspielen. Sie wollen uns verletzlich sehen und wie wir Risiken eingehen.» Diese Lust auf Risiken hört man ihren Produktionen an; immer wieder kippt ihre Stimme unkalkuliert in ein heiseres *belting*, eigentlich ein Unding im nach Makellosigkeit strebenden Country-Kosmos – in der Welt des Americana immerhin möglich.

Positive Prophezeiungen

Und so fährt sie auf ihrem aktuellen Album zweigleisig. Eigentlich kam «In These Silent Days» bereits im Oktober 2021 heraus – ein Werk, das sie auf der Höhe ihrer Singer-Songwriter-Qualitäten zeigt, mit Liedern, die in die Tiefe gehen, aber nicht unbedingt die leidige Hit-Tauglichkeit an den Tag legen. Mit anderen Worten: interessant. Und es regnete positive Prophezeiungen: Allein sieben Grammy-Nominierungen wurden bereits ausgesprochen – jetzt kann ihr nur noch Taylor Swift (*Weltwoche* Nr. 44/22) den Triumph streitig machen. Und als würde Carlile all dem Lob und all den Vorschusslorbeeren nicht recht trauen, schickte sie im September 2022 noch eine gerupfte Unplugged-Version des ohnehin schon erfolgreichen Albums hinterher und rückte damit noch näher an uns heran. *Variety* fasste es so zusammen: «Carlile gleitet mühelos zwischen den Oktaven hin und her und klingt dabei irgendwie immer noch völlig ungezwungen – die Alltagsdiva, von der wir nicht wussten, dass wir sie brauchen, bis sie vor der Tür auftauchte.» Man sollte ihr öffnen.



Lieder, die in die Tiefe gehen: Sängerin Carlile.



Heiterkeit an der Seine: «Emily in Paris».

Serie

Je t'aime ... moi non plus

Benjamin Bögli

Emily in Paris: 3. Staffel, 10 Folgen. Von Darren Star, mit Lily Collins u. a. Auf Netflix abrufbar

«Emily in Paris» macht etwa so viel Spass wie eine frischverschneite Piste in Gstaad. Die Serie hat Tempo, Glamour – und man spricht ein bisschen Französisch. Auch in der dritten Staffel, die Netflix seit Ende Dezember Spitzenzahlen beschert, lässt der «Emily»- und «Sex and the City»-Erfinder Darren Star die spritzige Amerikanerin wieder auf die Franzosen los. Das Rezept ist einfach und wirksam. Trifft französische Haute Couture auf amerikanische Popkultur, können zur Freude des Publikums tonnenweise köstliche Klischees verwurstet werden. Dieser überdrehte Mix liess in den 1960er Jahren schon den Chanson-Fürsten Serge Gainsbourg abheben.

Kecke Dialoge

Brachte Emily (gespielt von Phil Collins' Tochter Lily) letztes Mal die taufrische Champagnermarke Champère zum Schäumen («Nicht trinken, sprühen!»), versucht sie nun, der Pariser Gesellschaft den Edel-Burger «McBaguette» schmackhaft zu machen. Ihre berufliche Brillanz steht in höllischem Kontrast zu ihrer Wankelmütigkeit in Liebesfragen. «Je t'aime ... moi non plus» trifft Emilys Beziehungsstatus wohl am besten. Sie ist zwischen dem britischen Banker Alfie und ihrer Dauerflamme Gabriel, dem Spitzenkoch, der eigentlich an die Champagner-Erbin Camille vergeben ist, hin- und hergerissen. Auf der Kippe steht auch ihr Pariser Engagement: Muss sie zurück nach Amerika?

Die kreative Schlagkraft liess in der dritten Staffel allerdings etwas nach. Das hat damit zu tun, dass gewisse Retuschen im Dienst des poli-

tisch korrekten Zeitgeists angebracht wurden. Die Männer führen sich immer mehr wie Halbschuhe auf, nackte Brüste gibt es keine mehr, dafür räumte man Emilys Chefin Sylvie (Philippine Leroy-Beaulieu) und deren Décolleté massiv mehr Platz ein. «Inklusion» heisst das Gebot der Stunde und verlangt neben der jungen Emily, 33, mehr Bildschirmzeit für die reifere Sylvie, 59. Da Leroy-Beaulieu aber keine besonders gute Schauspielerin ist, hätte man sich das sparen können. Die Serie heisst schliesslich nicht «Sylvie in Paris». Auch die Rolle ihrer Vorgesetzten aus Amerika, Madeline, ist aufgebläht.

Das Konzept trägt indes noch immer genug. Emily ist nach wie vor reizend, ihre singende Freundin Mindy Chen (Ashley Park) mit ihrer entwaffnenden Direktheit grandios, die Dialoge sind so keck wie zu den besten amerikanischen *rom-com*-Zeiten und die Kulissen herrlich. Hier liegt auch die grosse Stärke der Serie. Sie ist eine radikale Liebeserklärung an die Stadt der Liebe. Gibt es etwas Schöneres als schwär-

Die Männer führen sich immer mehr wie Halbschuhe auf, nackte Brüste gibt es keine mehr.

merische Postkartengrüsse aus Paris? Die Amerikaner polieren die Metropole auf Hochglanz und bringen mit Emily die Heiterkeit an die Seine zurück.

Seit Emily Cooper vor zwei Jahren ihren von betörendem Design umhüllten Fuss zum ersten Mal in die französische Hauptstadt gesetzt hat, klagt das Feuilleton aber, die Serie sei zu sauber und zeige nicht das «echte» Paris. Dieses Lamento lässt vermuten, die Kritiker-gemeinde habe nicht verstanden, dass es sich bei Hollywoodproduktionen seit der Erfindung der Traumfabrik vor über hundert Jahren nicht unbedingt um *cinéma vérité* handelt. Die Qualitäts-Soap «Emily in Paris» ist einfach purer Spass.

Jazz

Alte Schule, neuer Geist

Peter Rüedi

Donat Fisch/Philipp Schaufelberger/
Bänz Oester/Jorge Rossy: Kurt. Klactovee
Edition (Anuk-Label). Klacto 9

Warum lesen wir alte Bücher mehrmals? Wie niemand zweimal in den gleichen Fluss steigen kann, liest jeder einen Text jedes Mal anders. Weil er selbst ein anderer geworden ist. Kunst ist auf einen Hallraum im Kopf ihres Adressaten angewiesen. Der ist zuweilen ganz unvorhersehbar für ihren Urheber. Hat er sein Werk erst einmal veröffentlicht, verliert er die absolute Herrschaft über seine Erfindung.

In einem allgemeineren Sinn gilt das für jeden Umgang mit überkommenen Werken und Werten, in welchen Künsten auch immer. Das Vergangene ist ein durchsichtiger Spiegel, in welchem auch immer das Gesicht des Betrachters aufscheint. Die kleine Reihe, die der Berner Jazz-Journalist Tom Gsteiger für das ebenfalls bescheidene Anuk-Label produziert, befasst sich mit Musik, die verallgemeinernd als «modern mainstream» bezeichnet wird: mit den Erfindungen aus der Epoche des Bebop, Post-Bop, Cool Jazz et cetera, also mit neuerer Jazztradition. Die Organisation der Aufnahmepraxis selbst ist oldschool: *blowing sessions*, die, nicht anders als mancher Jazz aus den 1950er und 60er Jahren, bei inzwischen legendären Labels wie Prestige in relativ kurzer Zeit und ohne grosse nachträgliche editorische Kosmetik entstehen, meist über bekanntes Material, Standards oder Klassiker des modernen Jazz.

Jüngstes Exempel eines solchen modernen Traditionalismus ist das Album, in welchem ein Quartett mit dem Saxofonisten Donat Fisch, dem Gitarristen Philipp Schaufelberger, dem Bassisten Bänz Oester und dem Drummer Jorge Rossy sich mit sieben Stücken von Kurt Weill (1900–1950) befasst – nicht mit dessen prominentesten Standards wie «Speak Low» oder «September Song», sondern – mit Ausnahme vielleicht des frühen «Bilbao Songs» aus «Happy End» oder «My Ship» aus «Lady in the Dark» – mit weniger Bekanntem, zwei Titeln etwa aus Weills unvollendet hinterlassenem «Huckleberry Finn»-Projekt.

Die Gruppe ist wunderbar kompakt, Fischs sonores Tenorsax mal polyfon verschränkt mit Schaufelbergers schlanken Linien, wie alle auch er insgesamt integriert in dessen inspirierend raumschaffenden Gitarrenklang, getrieben von Oesters agilem Bass und Rossys ebenso markanter wie subtiler Perkussion. Sprühender, swingender *no-nonsense*-Jazz innerhalb lebendiger Tradition, also ganz jenseits aller Routine.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der Fanboy

Mark van Huissingling

Jahreszahlen-Journalismus ist nicht MvHs Ding, wissen regelmässige Nutzer dieser Spalte. Wenn eine Story interessant ist, lautet die Überlegung Ihres Kolumnisten, kann man sie jederzeit erzählen. Und wenn sie langweilig ist, dann will sie auch keiner hören, bloss weil der Anlass zehn Jahre *sharp* zurückliegt oder zwanzig et cetera. So viel zur Regel. Jetzt die Ausnahme: In ein paar Tagen – 25 ganz genau – wird es 25 Jahre her sein, dass Johann Hölzel nahe Puerto Plata in der Dominikanischen Republik bei einem Autounfall verstarb.

Hölzel, besser bekannt, ach was: berühmt, als Falco, war ein Musiker aus Wien und der bisher einzige, der mit einem deutschsprachigen Song die Spitze der amerikanischen Billboard-Charts belegte («Rock Me Amadeus», 1986). Ausserdem weltweit der erste Weisse mit einem kommerziell erfolgreichen Rap-Stück – «Der Kommissar» erreichte 1982 Hitparaden-Platzierungen in Europa und kam in die amerikanischen Charts –, was damals nicht als kulturelle Aneignung verurteilt, sondern als Hit gefeiert wurde (7 Millionen verkaufte Singles). Falco war so etwas wie der österreichische Elvis, kann man sagen. Er selbst, nebenbei erwähnt, verglich sich eher mit David Bowie.

Mit anderen Worten: Der Hans, wie er von Leuten genannt wurde, die ihn kannten (ich war nicht bekannt mit ihm), fand sich selbst ziemlich gut. Das war eine Untertreibung. Er galt als überheblich, arrogant sogar. Wer weniger streng war, beschrieb ihn als «selbstbewusst» oder sprach von seinem «grossen Ego». Was in meinen Augen in Ordnung geht – er hatte reichlich Talent und voll-

brachte grosse Leistungen. In Österreich, besonders in Wien, kommt das nicht bei allen immer gut an (das war ebenfalls eine Untertreibung), ähnlich wie in Zürich also. «Jetzt werden sie mich erst wieder lieben, wenn ich tot bin», soll er über seine Landsleute gesagt haben, als «Rock Me Amadeus» auf Platz eins in Amerika aufstieg.

Falls es bis hierher nicht klarwurde: Ich war ein Fan. Das heisst, bin es bis heute im Grunde. Sein erstes Album, «Einzelhaut» von 1981, ist prima gealtert, finde ich, und noch immer hörbar (neben dem «Kommissar» etwa «Zu viel Hitze» mit der schönen Zeile «Goldene Nase heisst sie auf der Scene/Sie schürft bei dir und sie schläft bei mir» oder «Ganz Wien», das ihm seinen Durchbruch verschaffte, mit der Gruppe Drahdwaberl (Dreh dich, Weib), in dem er *very* autobiografisch über den Konsum von Drogen sang, «Ganz Wien ist heut auf Heroin [...] greift auch zu Kokain»). Plus natürlich der zweite Longplayer «Junge Roemer» (1984). Der Druck auf Falco war gross, damit seinen Erstling, über den er gesagt hatte: «Ich habe alle meine Gefühle darauf verarbeitet», zu übertreffen. Was nicht gelang, auf den ersten Blick – die LP floppte. Doch nicht etwa, weil sie zu wenig gut war, eher umgekehrt, sie kam zu früh, wird mittlerweile als sein stärkstes Album betrachtet; ich empfehle Einsteigern neben dem grossen, an Bowies «Let's Dance» erinnernden Titelsong vor allem das leichtfüssige «Hoch wie nie».

Falco war der kompletteste Popstar, den Österreich hervorbrachte. Und der einzige. Er war stilprägend, auch was die Optik angeht, mit scharfen Anzügen und schicken Sonnen-

Falco war der kompletteste Popstar, den Österreich hervorbrachte. Und der einzige.

brillen. Das Erreichte ist umso beachtlicher, da es in seinem Land keine Musikindustrie mit überregionaler oder, erst recht nicht, internationaler Ausstrahlung gab/gibt (wie in der Schweiz also). Und weil ein Cluster, ein Schwarm, Zentrum, das oft als Voraussetzung für den Aufstieg eingeschätzt wird, fehlte. «Zu gross für die Provinz», lautete die Überschrift seines Nachrufs in der *Neuen Zürcher Zeitung*.

An die Spitze geschafft hat er's dennoch. Dank festem Glauben an die eigene Grossartigkeit. Sowie der Bereitschaft, alles – inklusive seiner körperlichen und geistigen Gesundheit oder der Gefühle seiner wechselnden Frauen – dem hohen Ziel unterzuordnen. Dieses Jahr wäre er 66 geworden. Falco als alternder Mann? Unvorstellbar. Sterne wie er verglühen jung. Wenigstens lebt sein Werk weiter – sehen Sie sich den Kino-Spielfilm «Falco – Verdammte, wir leben noch!» an (von Thomas Roth; auf Youtube), zum Todestag vielleicht. Oder zu seinem Geburtstag, dem 19. Februar.



UNTEN DURCH

Vindonissa, Teil 1

Linus Reichlin

Man kann die Gegenwart nicht verstehen, wenn man die Vergangenheit nicht kennt. Deshalb kehren wir jetzt ins Jahr 518 zurück und richten unser Auge auf einen 42-jährigen Mann namens Lucius Sentius. Er wohnt in Vindonissa-Septentriones, dem heutigen Windisch-Nord. Aus ethnischer Sicht ist Sentius ein keltischer Helvetier, aber er selbst hält sich für einen Römer. Denn er spricht Lateinisch, kleidet sich nach römischer Mode und hat zu Hause im Garten einen kleinen Froschteich, den er «thermae» nennt. Täglich badet er darin, und wenn die Frösche ihn stören, ruft er seine Frau Callista, die dann mit einem Stock auf die Frösche einschlägt. Eigentlich wäre das die Arbeit eines Sklaven, aber Sentius kann sich Sklaven nicht leisten, deshalb hat er geheiratet. Callista ist auch Helvetierin, ihr keltisches Erbe zeigt sich an ihren roten Haaren, die sie unter einer dunkelbraunen Echthaar-Perücke versteckt. Nach dem Bad kehrt Sentius in seine Hütte zurück, die er «villa» nennt und für die

er eigenhändig eine Bodenheizung gebastelt hat. Das Funktionsprinzip der Bodenheizung ist, dass Callista in einem grossen Kessel permanent Wasser kocht, das sie dann über den kalten Fussboden giesst. Sentius arbeitet noch an einer Verbesserung der Heizung, aber zuerst möchte er den Aquädukt fertigstellen, den er in seinem Hobbykeller aus alten römischen Soldatensandalen in Leder nachgebaut hat und den er im «atrium» aufstellen will. Die Sandalen waren im Dutzend billig zu haben, denn die römischen Legionäre haben sie ausgezogen, um schneller vor den einfallenden Alemannen davonrennen zu können. Seither machen diese Alemannen sich in Vindonissa breit.

Sentius nennt sie die «hurum-siechums», weil sie in ihrer unverständlichen, kehligen Sprache dauernd so etwas Ähnliches sagen. Oft sagen sie auch «gopfertamme» oder «chumme morne wider». Zum Beispiel hat Sentius Callista gestern zum Bäcker geschickt, der früher ein anständiger helvetischer Römer war, der römische Brote gebacken und sie auch auf Lateinisch verkauft hat. Aber gestern kam Callista ohne Brot zurück und sagte, der Bäcker sei jetzt ein Alemanne und habe gesagt: «Gopfertamme, chumme morne wider.» Für Sentius ist klar: Die Alemannen wollen alles Brot für sich und ihre Kinder! Davon haben sie ja an jedem Finger zehn! Am Anfang waren ja nur ein paar alleinstehende Krieger mit verlausten Bärten hier, und die gaben sich zuerst noch Mühe, ein paar Brocken Latein zu lernen. Aber dann holten sie ihre Frauen und Wagenladungen voller kleiner Hurum-Siechums nach. Nicht, dass es in Vindonissa noch eine Schule gäbe – aber wenn es eine gäbe, würden dort zwanzig kleine Alemannen sitzen und nur noch zwei oder drei helvetische Römerkinder!

Aber nicht alle Einheimischen sehen die Entwicklung so schwarz wie Sentius. Sentius' jüngerer Bruder Secundus zum Beispiel sagte vor ein paar Wochen, als die beiden nebeneinander im Froschteich sass: «Quod suus iustus temporis processu.» Secundus glaubt also, dass diese Einwanderung halt der Lauf der Zeit sei. Secundus hat an der Aussenmauer seines Hauses sogar ein Graffito angebracht: «Alamane willkom.» Daraufhin wurde in sein Haus binnen drei Wochen fünf Mal eingebrochen, und jedes Mal lagen lange dunkelblonde Bart Haare und angenagte Käsestücke am Tatort, die typischen Attribute der Fremden. Aber das be-

streitet Secundus natürlich! Er behauptete, die Einbrecher seien helvetische Römer gewesen, die sich dunkelblonde Bärte angeklebt hätten. «Sic», sagte Sentius, «ubi caesum habes?» («Soso, und woher hatten sie den Käse?») Es waren nämlich Käsestücke mit Löchern, und den stellen nur die Hurum-Siechums her, sie nennen es «Hemmen Talmer». Nein, für Sentius steht fest: Das kann nicht gutgehen. Er muss etwas tun! (*Ad continuandum*)...



FRAUEN Geri Halliwell, Würzige Julie Burchill

Popstars gegenüber empfinden wir alles Mögliche: Geilheit, Liebe, Hass. Doch dass wir sie beschützen wollen, ist eher selten. Ich hatte auf dem Höhepunkt von Geri Halliwells Ruhm das Gefühl, sie beschützen zu müssen. Das war einerseits lächerlich, denn sie war jung, sah fantastisch aus und war unglaublich reich; andererseits war sie so bedürftig – und hatte so wenig Talent. Mehr als Victoria, zugegeben, doch das will nicht viel heissen: Brooklyn Beckham hat mehr Talent als Victoria!

Sie wurde ebenso heftig begehrt wie belächelt. Robbie Williams, ihr Vertrauter und ihr Boygroup-Gegenstück – auch er war sexy und konnte nicht singen –, gab später zum Besten: «Sie verwandelte sich in ein dämonisches kleines Mädchen, das mit Puppen und einem Tee-service spielte und wie ein psychotisches Kind redete... Mir hat das richtig Angst gemacht.» Hinzu kamen eine Essstörung und ein Liebesleben, im Vergleich zu dem Bridget Jones die reinste Zsa Zsa Gábor war – nein, es sah gar nicht gut aus für die Zukunft von Ginger Spice.

Doch die Girls entwickelten sich alle weg von den ihnen zugeschriebenen klischierten

Charaktereigenschaften: Baby erwies sich als vernünftig, Posh als Glucke, Sporty als empfindsam, und Scary überlebte häusliche Gewalt. Geri wiederum, einst geplagt von Ehrgeiz und Fehlgriffen in Liebesdingen, ist mittlerweile fünfzig, verheiratet mit einem gutaussehenden, megareichen Mann, bewegt sich gewandt in der guten Gesellschaft und setzt sich für wohltätige Organisationen ein.

Sie war immer diejenige, die einem ins Auge stach, nicht nur ihrer gewagten Outfits und ihres Pin-up-Girl-Körpers wegen. Als Tochter einer spanischen Putzfrau wuchs sie in einer Sozialwohnung auf, posierte bereits als Teenager für Nacktfotos und erklärte frech, Margaret Thatcher sei «das erste Spice Girl» gewesen. Sie gehörte zu den Leuten, die, obwohl sie keine klare Begabung haben, dazu bestimmt sind, prominent zu werden. Das gelang ihr auch: bestverkauftes Album einer Frauenband, fünf Brit Awards, vier Billboard Music Awards und ein Riesenvermögen aufgrund von nicht mehr als 130 Minuten auf Tonträgern veröffentlichtem Spice-Girl-Material. Und dann trat sie fröhlich in den Ruhestand.

Als ich neulich zuschaute, wie sie von einer englischen Universität mit einem Ehrentitel ausgezeichnet wurde dafür, dass sie seit 25 Jahren für Frauen- und Kinderrechte kämpft, empfand ich mütterlichen Stolz. Prominenz ist etwas Tolles, besonders für Frauen aus der Arbeiterklasse, und erlaubt ihnen ein Luxusleben, das sonst für sie unerreichbar wäre. Aber zu wissen, wann man sich zurückziehen soll, das erst verleiht dem Leben eines ehemaligen Spice Girl die richtige Würze.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL Berset

Berset: Wie geht es dem Volk?

Kommunikationsberater: Die Suizidrate ist an Weihnachten wieder gestiegen.

Rechtsberater: Wir müssen Suizide verbieten.

Chefberater: Oder Weihnachten.

Berset: Wir verbieten sicherheitshalber beides. Was treibt die Leute denn in den Suizid?

Kommunikationsberater: Die Biografien der Suizidenten sind ganz normal: Kindergarten, Blockflötenunterricht ...

Rechtsberater: Aha! Seht ihr? Wir müssen bloss die Kindergärten verbieten, und schon gibt es keine Suizide mehr.

Chefberater: Oder den Blockflötenunterricht.

Berset: Wir verbieten beides. Aber was belastet denn die Leute so?

Chefberater: Vielleicht der Krieg zwischen Russland und der Ukraine?

Rechtsberater: Wir müssen Russland verbieten.

Chefberater: Oder die Ukraine.

Berset: Das kann ich erst, wenn ich Aussenminister bin.

Kommunikationsberater: Viele Kranke geben an, die Gesundheitspolitik habe sie krank gemacht.

Chefberater: Das Vertrauen in unsere Politik ist anscheinend weiter gesunken.

Rechtsberater: Wir müssen Kritik an unserer Gesundheitspolitik verbieten.

Kommunikationsberater: Um das Vertrauen in uns wiederherzustellen, müssen wir sofort eine Millionenkampagne lancieren, in welcher wir unsere Gesundheitspolitik in einem positiven Licht darstellen.

Rechtsberater: Das bringt nichts, solange unsere Kritiker nicht schweigen.

Kommunikationsberater: Um das Vertrauen in unsere Gesundheitspolitik wiederherzustellen, müssen wir sofort eine Millionenkampagne lancieren, in welcher wir unsere Kritiker in einem negativen Licht darstellen.

Berset: Das tun wir doch schon. Was wir brauchen, sind neue Ideen.

Chefberater: Wir benötigen mehr Berater.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Ballkönigs Paläste

Vom Trump-Tower bis Madeira: Cristiano Ronaldo hat nicht nur die meisten Fans, auch sein Immobilienportfolio ist eindrücklich.



Jüngster Streich: Visualisierung von Ronaldos Villa in Quinta da Marinha.

Zwei fussballerische Grossereignisse gab es im Dezember auch nach der WM noch: Pelé starb, und Cristiano Ronaldo verkündete seinen Wechsel zum saudischen Klub al-Nasr FC. Der Verein aus Riad zahle dem Stürmer bis 2025 200 Millionen Franken pro Jahr, wie es heisst. Im Gegenzug bescherte ihm Ronaldo schon in den ersten Januartagen Millionen neue Fans. Ende 2022 verzeichnete der arabische Fussballklub auf Instagram 860 000 Einträge, Anfang Jahr waren es bereits 5,8 Millionen. Was natürlich noch nichts ist im Vergleich mit den über 500 Millionen Menschen, die den Instagram-Auftritt des 37-Jährigen verfolgen.

Ronaldo ist aber auch punkto Immobilien bei den Leuten. Sein erstes Haus kaufte der Portugiese 2007 für 6,5 Millionen Franken in England, nachdem er 2003 als Achtzehnjähriger bei Manchester United Beckhams magische Rückennummer 7 übernommen hatte. Mit seinem Wechsel zu Real Madrid im Jahr 2009 erwarb «CR7» in der Madrider Star-Siedlung «La Finca» zwei neue Villen, hinzu kam ein herrlicher Feriensitz an der spanischen Küste in Marbella. Auch in seiner Heimat besitzt oder besass Ronaldo Immobilien. 2012 schaffte er sich in Gerês ein Landhaus am

Flussufer an, 2015 erweiterte der Torschützenkönig sein Portfolio mit einer Lissabonner Wohnung für rund 1,9 Millionen Franken, drei Jahre später veredelte er es mit einem 6,5 Millionen teuren Apartment. Danach liess er auf seiner Heimatinsel Madeira ein ehemaliges Lagerhaus zu einem siebenstöckigen Wohnpalast umbauen.

Selbst im Fussball-Niemandsland Amerika zog Superstar Ronaldo die Blicke auf sich, als er 2015 in New York zuschlug. Dass sich seine neue, achtzehn Millionen teure Wohnung aber in einem Trump-Tower befand, brachte die Fans auf die Palme: 14 000 Ronaldo-Anhänger verlangten in einer Petition, dass sich ihr Held nicht mit dem ungeliebten US-Präsidenten in Zusammenhang bringen sollte. Ronaldo konnte die Loge aber erst letztes Jahr verkaufen – mit einem schmerzhaften Verlust von rund zehn Millionen Franken.

Seine jüngste Anschaffung befindet sich wieder in Portugal: In Quinta da Marinha hat sich Ronaldo im September 2021 ein Grundstück gekauft, auf dem derzeit das teuerste Haus im Land entsteht. Kosten: neunzehn Millionen Franken. Ob der Ballzauberer in seiner neuen sportlichen Heimat Saudi-Arabien ebenfalls nach Immobilien Ausschau hält, weiss die Öffentlichkeit noch nicht.

Margrit Läubli

Die legendäre Schauspielerin und Kabarettistin lebt seit 1968 im selben Häuschen in Zürich. Die 94-Jährige pflegt noch heute viele Freundschaften – und schaut fürs Leben gern Fussball.

Weltwoche: Margrit Läubli, wie geht es Ihnen?

Margrit Läubli: Danke der Nachfrage, mir geht es zum Glück ausgezeichnet. Ich bin gesund und habe immer noch viel zu tun.

Weltwoche: Was denn so?

Läubli: Ich bin immer noch aktiv, allerdings nicht mehr auf der Bühne, obwohl ich mir das noch durchaus vorstellen könnte – eventuell zusammen mit einem Musiker. Vor der Pandemie hatte ich noch viele Lesungen.

Weltwoche: Wie ist Ihnen Ihr 2007 verstorbener Ehemann und Bühnenpartner César Keiser heute in Erinnerung?

Läubli: Wir haben viele intensive und erfolgreiche Jahre miteinander verbracht. Cés hat die Programme geschrieben, wir haben sie miteinander einstudiert und auf die Bühne gebracht – über vierzig Jahre lang!

Weltwoche: Wie und wo haben Sie Ihren Ehemann kennengelernt?

Läubli: Wir waren beide für das neue Cabaret-Fédéral-Programm «Spanischi Nüssli» engagiert. Das war im Jahr 1951. Auf den Proben haben wir uns kennengelernt. Es hat nicht lang gedauert, dann hat es gefunkt.

Weltwoche: Sie sind mit vielen Auszeichnungen geehrt worden. Welches ist Ihnen die liebste?

Läubli: Der Salzburger Ehrenstier – das war ein schöner Preis, für den ich noch immer sehr dankbar bin.

Weltwoche: In Ihrem letzten Stück «Frisch geliftet» ging es ums Älterwerden. Wie haben Sie dieses selber gemeistert?

Läubli: Wir haben in unseren Programmen immer die Aktualität aufs Korn genommen. Damals wurde das Alter – unser eigenes – aktuell. Davon verstanden wir etwas, weil wir es selber erlebten. Indem wir uns darüber lustig machten, versuchten wir es zu bewältigen.

Weltwoche: Gibt es eine Botschaft, die Sie Ihren Altersgenossen weitergeben möchten?

Läubli: Eine Botschafterin von Weisheiten bin ich nicht. Das Älterwerden ist nicht immer lustig. Die Heiterkeit zu bewahren, erleichtert aber vieles.

Weltwoche: Wie sind Sie eigentlich von der Balletttänzerin zur Kabarettistin geworden?

Läubli: Der Ballettmeister des Zürcher Stadttheaters erzählte mir, dass das Cabaret Cornichon junge Darsteller suche. Ich war sofort interessiert. Dabei hatte ich wenig Ahnung von Cabaret. Beim Vorsprechen zitierte ich das Gretchen aus dem «Faust» und sang «Rufst du, mein Vaterland». Ich wurde engagiert. Erst dann wurde ich mit dem Cabaret vertraut und merkte: Genau das möchte ich machen!

Weltwoche: Wie lange wohnen Sie schon im Zürcher Quartier Hottingen?

Läubli: Seit 1968 in einem kleinen Häuschen, das für mich auch im Alter gut gelegen ist. Zum Einkaufen bin ich schnell am Hottingerplatz oder am Kreuzplatz. Ich pflege im Quartier viele Freundschaften – wir sind immer füreinander da.

Weltwoche: Was machen Ihre Kinder?

Läubli: Mein älterer Sohn Mathis lebt mit seiner Familie nicht weit weg von mir. Er ist schnell bei mir und hilft mir viel. Lorenz lebt jetzt mit seiner Familie in Bali. Sie sind sehr glücklich dort.

Weltwoche: Was schauen Sie im Fernsehen?

Läubli: Nachrichten und Fussball! Es hatte ein paar herrliche WM-Spiele, der Final war genial. Total spannend! Mein Liebling Kylian Mbappé schoss vier Tore, Lionel Messi drei, aber er und sein Team haben den Titel redlich verdient. Talkshows sehe ich auch gern, aber lieber auf den deutschen Sendern ARD oder ZDF – die verstehe ich besser.

Läubli: Welches ist Ihre Lieblingslektüre?

Weltwoche: Ich lese viel. Im Moment gerade den Briefwechsel von Max Frisch und Ingeborg Bachmann. Sehr gern lese ich Ferdinand von Schirach, zum Beispiel seinen neuen Erzählband «Nachmittage».

Weltwoche: Was wünschen Sie sich für 2023?

Läubli: Gesundheit und Glück für alle Menschen auf Erden. Und dass der Krieg aufhört und sich die schwer getroffenen Menschen davon wieder erholen können.

André Häfliger



«Heiterkeit bewahren»:
Margrit Läubli 1983 (mit Gatte César Keiser) und heute.

Die Zürcherin Margrit Läubli, Jahrgang 1928, war unter anderem als Schauspielerin und Fotomodell tätig; national berühmt wurde sie als Kabarettistin an der Seite ihres Ehemanns César Keiser, mit dem sie ab 1962 auftrat.



Gross und weit wie Asien

Restaurant Long Huang, Talstrasse 83,
8001 Zürich, Tel. 043 211 02 07

Wir haben uns an die asiatische fernöstliche Küche gewöhnt, ja, wir Europäer mögen einige Spezialitäten aus diesem Raum der Welt so gut, dass ständig neue Lokale aus diversen Ländern Asiens eröffnet werden. Persönlich liegen mir die sorgfältige Küche Japans und die Spezialitäten aus Thailand und Vietnam am Herzen, aber ich erinnere mich auch mit nostalgischem Gaumen an die ersten chinesischen Restaurants, die hierzulande Furore machten. Eine Zeitlang waren in Zürich so hervorragende chinesische Köchinnen und Köche tätig, dass die NZZ mit Lily Tang Shang eine kulinarische Kritikerin verpflichtete, die ihren Gaumen noch an der kaiserlichen Küche in Peking geschult und in den USA selbst ein China-Restaurant geführt hatte.



Das Aufkommen von Restaurants mit japanischen oder thailändischen Spezialitäten und schliesslich der panasiatischen Lokale ging einher mit dem Rückgang der erstklassigen «Chinesen». Vielleicht war dies nicht der Grund für deren Verschwinden, aber die Tendenz ist klar: Es wird immer schwieriger, noch eine gute chinesische Küche zu finden.

Wir assen kürzlich über Mittag im «Long Huang», das asiatische Speisen aus diversen Ländern anbietet und offenbar mit diversen

anderen Betrieben verbandelt ist. Es spiegelt schon mit der Länge der Speisekarte (125 Gerichte sind gelistet) und der Grösse des Lokals die Weiten Asiens: Von der Talstrasse dehnt es sich aus bis zum Schanzengraben. Die Einrichtung ist eine Mischung aus Tradition und Moderne und die Bedienung überaus freundlich und schnell.

Qualitativ war nichts zu beanstanden: Die Satay-Pouletspiesschen waren so gut wie die gebackenen Crevetten. Die kantonesische Ente war knusprig gebraten und aromatisch, das Rinds-Chop-Suey zart, und am Rindfleisch mit Basilikum gab es nichts auszusetzen. Ein anständiges Mittagessen zu einem sehr anständigen Preis. Aber man weint den verschwundenen Lokalen wie dem «Li Tai Pe», dem «Hongkong», dem «Entehuus», dem «Restaurant zum Gelben Schnabel» oder dem «Peking» und vielen anderen doch ein paar Tränen nach.

WEIN/PETER RÜEDI

Pinot-Finesse vom Po

Conte Vistarino (Ottavia Giorgi di Vistarino):
Bertone 2019, Pinot noir di Oltrepò DOC.
14,5%. Schumacher-Weine, Neudorf LU,
www.schumacherweine.ch. (Schumacher
führt noch den 2015er für Fr. 39.50.
Der 2019er folgt demnächst.)

Auch in den bekanntesten Weingegenden der Welt lassen sich Entdeckungen machen, etwa bei kleineren Produzenten in Bordeaux oder bei noch unbekanntem Start-ups im Burgund. Im Fall des Oltrepò Pavese, des Weinbaugebiets südlich des Po und nordöstlich der Stadt Voghera in der Provinz Pavia (keine hundert Kilometer südlich von Mailand), ist indes eine ganze Zone zu entdecken. Von hier stammt zwar die grösste Menge Wein in der gesamten Lombardei. Aber weil die Menge nicht das Renommee bestimmt (eher im Gegenteil), weil hier die grossen Genossenschaften dominieren und also Betriebe in eigener Regie vom Rebberg bis zur abgefüllten Flasche eher selten sind, übersieht selbst der kundigere Liebhaber oft die seltenen Produzenten, denen Qualität wichtiger ist als



Quantität. Conte Vistarino in der Gemeinde Rocca de' Giorgi ist eine solche Ausnahme. Das Familiengut um die imposante Villa Fornace leitet heute die studierte Ökonomin und Önologin Ottavia Giorgi di Vistarino.

Sie ist Herrin über Latifundien von immerhin 826 Hektar, davon nicht weniger als 200 mit Reben bestockt. Allein, ihre Leidenschaft gilt im Besonderen einer Sorte, die im italienischen Weinbau (wenn auch nicht unbedingt in dem des Oltrepò) eine Ausnahme ist: der klassisch burgundischen Pinot noir. Aus der gewinnt sie zwar auch (wie andere in der Appellation) Schaumweine, aber auch (eben denen gilt ihre besondere Leidenschaft) Drei-Lagen-Crus aus Rebbergen von gerade mal 3,1, 1,75 und 3,1 Hektar Grösse: Pernice, Bertone und Tavernetto. Die verdienen als

besondere Kostbarkeiten in der insgesamt eher übersehenen Region Oltrepò (deren bekanntester roter Schaumwein, der Bonarda, gelegentlich auch etwas mehr ist als die lokale proletarische Variante des Lambrusco aus der benachbarten Emilia) die besondere Beachtung des geeigneten Weinfreunds.

Contessa Ottavia, deren Urahne Augusto Carlo schon im 19. Jahrhundert als Pionier Pinot noir in der Lombardei anpflanzte, experimentiert heute als «einsame Kämpferin für diese grossartige Rebsorte» mit verschiedenen burgundischen Klonen. Aus ihnen entstehen freilich keine Imitate, sondern sorgfältige Interpretationen des Pinot noir unter anderen Bedingungen und Terroirs. Nicht ganz so ätherisch filigran wie die Ikonen von Romanée-Conti oder Leroy, versteht sich, aber dennoch mit viel Sinn für Finesse und Balance der diffizilen Sorte inszeniert. Um den besonders subtilen Bertone zu nehmen: aufregend komplexe Aromatik von Veilchen, roten Beeren, Röstnoten (Kaffee), sehr würzig und geschmeidig in den Tanninen. In der balancierten Pinot-Finesse insgesamt eine italienische Rarität.

Unter einem Dach

Für ein Leben, das sich auf die Grundlagen der eigenen Existenz beschränkt, ist ein VW Caddy California ideal.



Autos mit integrierter Übernachtungsmöglichkeit waren während der letzten zwei bis drei (Pandemie-)Jahre stark gefragt. Volkswagen etwa verkaufte 2021 vom Camper T6.1 California beachtenswerte 2095 Exemplare, gemäss der Statistik von Auto Schweiz. Und auch im Jahr 2022 waren es noch 1834 T6.1. Das sind erstaunlich viele California-Modelle, die mutmasslich in Familienbesitz übergegangen sind und dort im Camping-Einsatz standen. Einen T6.1 California habe ich zwar nicht in der Garage stehen, aber im Selbstversuch konnte ich mich mit den Kindern davon überzeugen, dass der VW-Bus erstaunlich vielseitig ist, auch wenn mir persönlich ein gutes Hotel lieber ist als ein Campingplatz.

Der T6.1 hat allerdings den Nachteil eines hohen Gewichts und einer wenig ausgeprägten Handlichkeit für den Alltag. Da bietet sich der VW Caddy California an, gewissermassen der kleine Bruder des T6.1 beziehungsweise des T7, den es wahlweise als Kombi, Multivan, Stadtlieferwagen und eben auch als Camper zu haben gibt. Über drei Millionen Mal sei der Caddy bisher schon gebaut worden, heisst es bei Volkswagen, die automobilen Mehrzweckwaffe ist also buchstäblich ein Weltbestseller und basiert in der aktuellen fünften Generation auf demselben Modularen Querbaukasten (MQB) wie der Golf 8. Was etwas gestelzt-technisch klingt, heisst nichts anderes, als dass der Caddy zwar dem Nutzfahrzeugprogramm von VW entstammt, aber tatsächlich ein modernes, gutausgestattetes Fahrzeug ist.

Als mir kürzlich der VW Caddy als Testfahrzeug zur Verfügung stand, fuhr ich damit ins Büro, zum Einkaufen und zu weiteren, wenig spektakulären Verrichtungen des Familien- und Berufsalltags. In der Variante California Spirit Maxi gehört zu diesem Fahrzeug allerdings auch eine Miniküche mit ausziehbarer Gaskochstelle im Kofferraum, während sich der Innenraum mit wenigen Handgriffen zum Schlafplatz für zwei umbauen lässt. In meinem Fall fiel das eher in die Kategorie «Man könnte, wenn man wollte» – bei winterlichen Temperaturverhältnissen im eigenen Auto zu schlafen, schien mir dann doch etwas übertrieben. Aber allein, es zählt die Möglichkeit. Wer mit mehr Abenteuergeist gesegnet ist als ich selbst, wird das California-Konzept sehr zu schätzen wissen. Im Camping-Caddy findet man auf kleinem Raum und unter einem Dach alles, was für das existenzielle Leben unterwegs notwendig ist.

Schliesslich ist der VW Caddy California – gerade im Vergleich mit dem weitaus voluminöseren T6.1 – ein sehr taugliches Alltagsauto, das angenehm fährt, gut ausgestattet ist und bei dem der zusätzliche Ballast der mobilen Schlaf- und Kochstelle im Wortsinn nicht zu sehr ins Gewicht fällt.

Volkswagen Caddy California Spirit Maxi

Motor/Antrieb: Turbobenziner, Frontantrieb, 7-Gang-DSG; Hubraum: 1498 ccm; Leistung: 114 PS/84 kW; max. Drehmoment: 220 Nm/1750–3000 U/min; Verbrauch: 6,7–7,1 l/100 km; Beschleunigung 0–100 km/h: 11,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 181 km/h; max. Zuladung: 493 kg; Preis: Fr. 42 560.–; Testfahrzeug: Fr. 54 162.–



OBJEKT DER WOCHE

«Happy Birthday Mr President»

Ticket von JFKs Geburtstagsparty
Erwarteter Erlös: 100 000 Dollar

Ein Personenkult, wie ihn John F. Kennedy im Land der unbegrenzten Möglichkeiten pflegen konnte, wäre heute trotz Trump und Social Media unvorstellbar. Zum Beispiel feierte die Präsidentenlegende der Demokraten ihren 45. Geburtstag im New Yorker Madison Square Garden. Zur «Gala All Star Show» kamen 15 000 Gäste, zu Hause vor den Fernsehbildschirmen verfolgten nochmals 40 Millionen Amerikaner das Geschehen. Und ja, es war jenes Fest, an dem Marilyn Monroe ihr berühmtes «Happy Birthday Mr President» hauchte. Dieser Moment prägte JFKs kurze Präsidentschaft nicht ganz so sehr wie seine Ermordung am 22. November 1963, wohl aber noch fast ein bisschen stärker als das «Ich bin ein Berliner» vom 26. Juni 1963. Reality-TV-Ikone Kim Kardashian nahm den Faden Jahrzehnte später wieder auf, als sie sich für die letztjährige Met-Gala mit Monroes wohlhaltenem «Happy Birthday»-Kleid schmückte.

Das Auktionshaus Sotheby's versteigert Ende Januar nun ein Objekt aus demselben Fundus, das sich ebenfalls in bestem Zustand befindet. Das Ticket zu «President Kennedy's Birthday Party» vom 19. Mai 1962 im Garden, Sektor 209, Reihe E, Platz 5, misst 203 × 95 Millimeter und soll einen Erlös von 80 000 bis 100 000 Dollar bringen. Damals kostete die Karte 10 Dollar. Die ganze JFK-Show spielte eine Million in die Parteikasse der Demokraten.

Benjamin Bögli



«Vorbildliche Organisation»: Schauspielerin Esther Gemsch.



Mittendrin: Evelyne Gutzwiller vom Coop-Sponsoring.



Krempelte die Ärmel hoch: Raymond Ruch, Kommunikationschef SRK.



Reporter aus dem Tessin: Rete-Uno-Mann Davide Gagliardi.



Engagiert: Coop-CEO Philipp Wyss, SP-Nationalrätin Flavia Wasserfallen.

BEI DEN LEUTEN

Schöne zweite Bescherung

Mit grossem Erfolg fand schon zum 26. Mal die Sammelaktion «2 x Weihnachten» des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK) statt.

André Häfliger

Prominente und freiwillige Helfer feierten im SRK-Logistikzentrum in Wabern bei Bern «2 x Weihnachten». Gegen 700 Pakete wurden zum Weiterversand bereitgestellt. Sie beinhalten übriggebliebene Weihnachtsgeschenke aus der ganzen Schweiz. SRK-Vizechefin **Karolina Frischkopf**: «Die Aktion war wieder ein voller Erfolg. Tausende Menschen haben einmal mehr ein grosses Zeichen der Solidarität gesetzt. Wir sind sehr stolz und dankbar!» Auch Coop-CEO **Philipp Wyss** war hell begeistert: «Ich habe mich sehr wohlgefühlt, meinen ersten Arbeitstag hier zu verbringen. Diese Aktion geht echt unter die Haut!»

Unterstützt werden die Länder Armenien, Bosnien und Herzegowina sowie Moldawien und Kirgistan. Das SRK hilft dort gemeinsam mit den Rotkreuz- und Rothalbmond-Gesellschaften isoliert lebende ältere Personen sowie Familien, die unter prekären Bedingungen leben. In der kalten Jahreszeit werden zudem Suppenküchen organisiert. Wie funktioniert die beliebte Hilfsaktion? Vom 24. Dezember 2022 bis zum 11. Januar

2023 war die Bevölkerung aufgerufen, Pakete mit diversen Produkten und lang haltbaren Lebensmitteln zusammenzustellen. Diese wurden von der Post portofrei ans SRK-Logistikzentrum verschickt. Anschliessend verteilen die Rotkreuz-Kantonalverbände die gespendeten Waren an armutsbetroffene Menschen. TV-Serienstar **Esther Gemsch**: «Da steckt eine grosse, vorbildliche Organisation dahinter. Ich bewundere alle, die mithelfen, bravo!» Die Bernerin ist demnächst am Palm Springs International Film Festival eingeladen. Zusammen mit **Stefan Kurt**, mit dem sie in der Komödie «Die goldenen Jahre» die Hauptrolle spielt: «Das ist eine grosse Ehre, ich freue mich riesig!»

Gehrt fühlte sich auch Berns ehemalige Regierungsrätin **Beatrice Simon**: «Bei dieser Aktion mithelfen zu dürfen, ist Ehrensache.» Regierungsrat **Christoph Neuhaus** sowie die Nationalrätinnen **Flavia Wasserfallen** und **Elisabeth Schneider-Schneiter** waren sich am Schluss einig: So helfen zu können, mache richtig Spass.



Halfen mit: Emelie Dorlin und Manuela Roth von Johnson & Johnson.



Für einen guten Zweck:
«2 x Weihnachten» im Logistikzentrum Wabern.



Schön präsentiert: Influencerin Beatrice Lessi (askthemonsters.com).



Motiviert: Mitte-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter.



Freude am Schenken: Wolfgang Eger, IT-Chef der Post und Mitglied der Konzernleitung.



«Grosses Zeichen der Solidarität»:
SRK-Vizechefin Karolina Frischkopf, Berner Regierungsrat Christoph Neuhaus (SVP).



Süsse Geschenke: Beatrice Simon, ehemalige Mitte-Regierungsrätin Kanton Bern.

Manches bleibt, wenn alles anders ist



Die Uhr in der Werbung zeigt immer zirka 10 Minuten nach 10 Uhr.

Im Marketing gilt der Grundsatz, dass die Differenzierung alle anderen Argumente schlägt, um sich abzuheben. Schlechte Autos gibt es nicht, genauso wenig wie sich die Leistung von Waschmitteln durch die Konsumenten überprüfen lässt. Eine der emotionalsten Produktkategorien ist die der analogen Luxusuhren. Ihr emotionaler Wert geht dem funktionalen voraus, die Zeit lässt sich an

einem Smartphone ebenso ablesen. Während der Pandemie boomte dieser Markt. Die einzelnen Marken grenzen sich voneinander ab, indem sie sich mit Attributen aus verschiedenen Lebenswelten aufladen. Die handwerklichen Unterschiede sind für die Kunden kaum erkennbar. Interessant ist, dass in diesem Markt Konventionen dennoch überdauern. Achten Sie mal auf die Werbung: Sie zeigt bei allen

Herstellern zirka 10 Minuten nach 10 Uhr. Laut dem Mythos soll das durch die Zeiger angezeigte Smiley-Gesicht positive Impulse auslösen. Wahrscheinlicher ist, dass auf diese Weise das Marken-Logo oben mittig auf dem Zifferblatt optimal umrahmt wird.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, beim Sex macht meine Frau nie den Anfang, und ich frage mich, ob sie mich überhaupt noch begehrt oder ob sie eben einfach mir zuliebe mitmacht. Wie soll ich damit umgehen?

B. K., Luzern

Vielen Paaren ist das von Ihnen beschriebene Szenario nicht unbekannt. Häufig gibt es in Beziehungen denjenigen, der eher die Initiative ergreift, und denjenigen, der mitmacht. Ist der Sex der einzige Bereich Ihres Lebens, in dem Ihre Frau sich gerne auf Sie verlässt, oder tut sie das auch in anderen Bereichen?

Die Frage ist, ob sie es als Geschenk an Sie tut und währenddessen auch Freude empfindet, Erregung verspürt und das Zusammensein geniesst. Oder gibt sie Ihnen das Gefühl, dass sie es gegen einen inneren Widerstand tut und sich dazu überwinden



muss? Hier können wir nur mutmassen, weil wir ihre Gedanken und Gefühle nicht kennen. Diese finden Sie nur dann heraus, wenn Sie den Dialog suchen und offen danach fragen.

Bevor Sie das tun, dürfen Sie sich bewusstmachen, dass Sie mit der Antwort Ihrer Frau auch umgehen müssen. Wollen Sie es wirklich wissen, und wenn ja, was sind die Folgen? Wären Sie bereit, an Ihrer Partnerschaft und der gemeinsam gelebten Sexua-

lität zu arbeiten, um die Situation zu verändern?

Das innige Begehren, das wir aus der ersten Phase unserer Verliebtheit kennen, ist übrigens in den meisten Langzeitbeziehungen nicht mehr lebendig. An seine Stelle treten ein hohes Mass an Vertrautheit, Zugehörigkeitsgefühl und Gewohnheiten, die uns Sicherheit geben. Dazu kann auch gehören, dass wir uns darauf verlassen, dass der Partner die Initiative ergreift und wir so regelmässig Sex haben.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

FRÜHSTÜCK MIT ...

Stephanie Bilo

Sie sitzt in der Geschäftsleitung des Finanzdienstleisters ResponsAbility, der durch Mikrokredite in Entwicklungsländern bekannt wurde. Jetzt will die Firma das globale Problem der Ernährung angehen.

Wer mit Stephanie Bilo zum Frühstück verabredet ist, den erwartet mehr als Kaffee und Gipfeli. Seit kurzem ist das Unternehmen ResponsAbility, wo Bilo seit 2019 als Chief Client und Investment Solutions Officer amtiert, in einem der modernen Niedrigenergiehäuser einquartiert, welche die SBB entlang der Zollstrasse, direkt neben den Gleisen des Zürcher Hauptbahnhofs, errichtet haben.

ResponsAbility, das ist ein Schweizer Pionier des sogenannten Impact-Investments. Seit der Gründung im Jahr 2003 hat das Unternehmen gegen dreizehn Milliarden Franken – Gelder von institutionellen Investoren – in betriebswirtschaftliche Projekte investiert, bei denen der positive Nutzen für die Gesellschaft (Impact) im Zentrum stehen soll. Gross und bekannt wurde ResponsAbility durch Mikrokredite, mit denen es Kleinunternehmerinnen und Kleinunternehmer in Entwicklungsländern hilft, auf einen grünen Zweig zu kommen.

Klare Investment-Schwerpunkte

Bilo selbst blickt auf umfangreiche Erfahrungen im Finanzwesen zurück. Auf ein Doktorat der Finanzwirtschaft an der Universität St. Gallen folgten Engagements bei Morgan Stanley und J. P. Morgan sowie die Beratung von Family Offices bei der UBS. Würde man sie im adretten Business-Kleid mit High Heels an der Bahnhofstrasse antreffen, würde man nicht vermuten, dass die beherzt auftretende Frau in einem doch eher exotischen Gebiet des Finanzwesens unterwegs ist.

Statt Gipfeli gibt es bei ResponsAbility bevorzugt gesündere Alternativen: Joghurt mit Granola zum Beispiel oder Vollkorn-Sandwiches. Das kommt nicht von ungefähr, denn ResponsAbility setzt – neben Mikrofinanz und Klimafinanzierung – einen Investment-Schwerpunkt bei der nachhaltigen Ernährung. Hier verortet Bilo neben der Möglichkeit, Gutes zu tun, ein riesiges Wachstumspotenzial. «Auf der Nachfrageseite verlangt die demografische Entwicklung nach immer mehr Nahrungsmittelproduktion», erklärt Bilo – vor allem auch



«Im Zentrum steht die Wirkung»: Ökonomin Bilo.

nach gesünderen Lebensmitteln. «Schlechte Ernährung ist weltweit die Todesursache Nummer eins.» Mit Investments in diesem Bereich will ResponsAbility mithelfen, dass die Angebotsseite, also die Agrarwirtschaft im weitesten Sinn, diese Nachfrage besser befriedigen kann. «Es gibt Millionen von Landwirten mit niedriger Produktivität – 83 Prozent aller Agrarbetriebe produzieren rund einen Drittel der weltweiten Nahrung.»

Wie sehen solche Investments konkret aus? Bilo erzählt von einem Unternehmen in Indien, das einen digitalen Marktplatz für sechs Mil-

lionen Bauern aufgebaut habe, wo diese auch Zugang zu Finanzdienstleistungen hätten. Oder von einem grösseren Familienbetrieb in Mexiko, den ResponsAbility bei der Umstellung auf regenerative Produktion unterstütze: Rotation bei den Feldern, Beschleunigung der Kompostierung mit Wurmulturen beispielsweise.

Um eine Umerziehung der Konsumenten gehe es dabei nicht. «Aus einer rein ökologischen Betrachtung würden alle vegan leben, aber das greift zu kurz.» Man sei daher nicht ideologisch unterwegs. «Im Zentrum steht die Wirkung.»

Florian Schwab

Auf der Suche nach der besten Idee

Thomas Wildberger, Präsident des Art Directors Club, hat bei Jan Kempster die Fähigkeit geortet, den feinen Unterschied zwischen gut und genial zu kennen. Wir haben uns mit ihm unterhalten.

Michael Baumann

Seit Schreibprogramme, die künstliche Intelligenz verwenden, immer besser werden, könnten durchaus gewisse schreibende Berufsgattungen unter Druck geraten. Jan Kempster, Creative Director bei der Wirz Group AG in Zürich, kennt solche Programme wie zum Beispiel jenes von Open AI schon länger und hat auch bereits mit ihnen gearbeitet. «Es ist erstaunlich, was damit möglich ist», sagt er. Aber gegenwärtig seien solche Tools im Berufsalltag noch unbedeutend, weil sie nichts Neues schafften und mit vielen Informationen gefüttert werden müssten. «Was dann rauskommt, ist letztlich doch unbrauchbar.» Auch knackige Headlines könne man von den Maschinen nicht erwarten. Zumindest noch nicht. «In Zukunft werden sie aber viel mehr Bedeutung bekommen, die Werbebranche durcheinanderwirbeln und wohl schlechte Texterinnen und Texter ersetzen.» Der 36-Jährige, der in Chur aufgewachsen ist, ist aber überzeugt davon, dass grosse TV- und Social-Media-Kampagnen, wie er sie mit seinem Team für die Migros sowie für Schweiz Tourismus und Graubünden Tourismus entwirft, Ideen und Kreativität erfordern, die Maschinen nie liefern können. Den Menschen werde es immer brauchen.

Germanistik im letzten Moment

Kempster war zwar in der Primarschule durch sein Schreibtalent und seine Fantasie aufgefallen, doch nach der Kantonsschule Chur schrieb er sich für ein Biologiestudium ein, und zwar an der Universität Basel, weil er keinesfalls nach Zürich wollte. «Zwei Wochen vor Studienbeginn wechselte ich zu Germanistik und Medienwissenschaften, da mir plötzlich die Vorstellung Angst machte, als Biologe bei Novartis in einem Laborjob zu landen», sagt er lachend. Nach dem Abschluss des Bachelor-Lehrgangs gewann Kempster, der auch als Journalist Erfahrung gesammelt hatte, einen Texterwettbewerb der deutschen Werbeagentur Scholz & Friends, was ihm die Teilnahme an einem Workshop in Berlin einbrachte. «Weil es für beide Seiten so gut passte, nahm ich die Gelegenheit wahr, ein sechsmonatiges Praktikum anzuhängen», sagt er.



«Gefragter denn je»: Starwerber Wildberger.

Thomas Wildberger, 48, war CEO bei Publicis Switzerland, seit letztem Jahr ist er Partner der Unternehmensberatung Prophet und Präsident des Art Directors Club Schweiz. Über Jan Kempster sagt er: «Als er noch Junior-Texter war, erkannte ich sofort, dass da einer ist, der den feinen Unterschied zwischen gut und genial kennt. Jan sagte mal, er schätze an mir, dass ich seine Ideen selten gut genug finde und ihn immer weiter pushe. Ich schätze an Jan, dass er nie aufgab und so ein erfolgreicher Creative Director wurde, dessen Brillanz in Zukunft gefragter sein wird denn je. Deshalb mein Tipp an alle Werbetreibenden: Setzen Sie gerne auf KI, aber lieber etwas mehr auf Kempsters Ideen und etwas weniger auf künstliche Intelligenz.»

Nach einem Abstecher zum Schweizer Fernsehen kehrte Kempster 2011 als Junior-Texter zu Scholz & Friends zurück – diesmal in die Zweigstelle in Zürich. Er sei mittlerweile zu einem grossen Zürich-Fan geworden. Später arbeitete er bei Jung von Matt und bei Publicis, wo er Creative Director wurde. In der gleichen Rolle entwirft Kempster seit März 2021 für die Wirz Group AG grosse Werbekampagnen und entwickelt Ideen

sowie Konzepte. «Dass es in meinem Job keine Routine gibt und ich immer Neues ausprobieren kann, gefällt mir besonders gut», sagt er. Dabei versucht er, immer anders zu sein und aufzufallen – idealerweise positiv. «Bis ich eine gute Idee herausgearbeitet habe, braucht es Zeit und viel stille Überlegungsarbeit.» Eine Stärke von ihm ist die lustige Kommunikation, die er schon vor seiner Werbekarriere auf Social Media übte, indem er Sprüche und Fotomontagen auf sein Profil stellte.

Das erste Migros-Bier

Die Erwartungshaltung der Kunden an den Creative Director ist jeweils gross. «Aber den grössten Druck mache ich mir selbst und will mich auf der Suche nach der besten Idee immer wieder aufs Neue beweisen», sagt Kempster. «Eine gute Kampagne erzählt die Wahrheit über ein Produkt, aber so, wie sie noch nie erzählt wurde.» Für die Konzeption der letzten Migros-Weihnachtskampagne hat er eine Gruppe von Kindern im Alter von vier bis elf Jahren beigezogen und mit ihnen an einem zweitägigen Workshop eine überraschende Geschichte rund um einen Geist entwickelt.

Auch im Vorfeld der Abstimmung unter den Migros-Genossenschaftlern über die Einführung des Alkoholverkaufs in den Filialen konnte sich Kempster auf seine Kreativität verlassen: Er hatte die Idee zum allerersten Migros-Bier, das je nach Abstimmungsergebnis in einer alkoholhaltigen oder einer alkoholfreien Variante ins Regal gekommen wäre. Die Produktidee war also gleichzeitig Kampagne und Endprodukt in einem. Ausgleich findet er in der Natur bei den Sportarten Snowboarden, Joggen und Stand-up-Paddling, die er gern mit seiner Freundin ausübt. Oder beim Pen-and-Paper-Rollenspiel «Dungeons & Dragons»: «Das ist mein Nerd-Hobby und meine Fluchtmöglichkeit von der Realität», sagt er schmunzelnd.

Auch in Zukunft möchte Jan Kempster mit anderen Erzählformen immer wieder überraschen. Als Nebenprojekt schwebt ihm ein Drehbuch für einen Film oder für eine Serie vor – «wohl eine Horrorkomödie». Man darf gespannt sein.



«Die Wahrheit, wie sie noch nie erzählt wurde»: Werber Kempfer, 36.

Philipp Fankhauser, Musiker

Einen schönen Winterabend würde der 58-Jährige gerne mit Alexei Nawalny verbringen; er findet, Jacqueline Badran gehöre in den Bundesrat; am glücklichsten ist er auf der Bühne.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Philipp Fankhauser: Paul Grüninger.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Fankhauser: Am Hals.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Fankhauser: Religionen gehören vollumfänglich abgeschafft; möglicherweise wäre das ein erster Schritt zur nachhaltigen Befriedung der Menschheit?

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Fankhauser: 187,5-mal weniger als der Roche-CEO im Jahr 2021.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie beim anderen Geschlecht am meisten?

Fankhauser: Vielleicht auch dank des tieferen Testosteronspiegels sind Frauen besonnener. Die Welt wäre wohl eine bessere und friedlichere, bestünden die meisten Regierungen vornehmlich aus Frauen. Mal abgesehen von Imelda Marcos.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Fankhauser: Dass wir unsere Erde sehenden Auges, trotz allen Vorzeichen und Warnungen der Wissenschaft, an die Wand fahren.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Fankhauser: Vor wenigen Tagen beim Film «Kästner und der kleine Dienstag».

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Fankhauser: Jacqueline Badran.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Fankhauser: Nein.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Fankhauser: Ich wähle Persönlichkeiten zwischen moderatem Links und vernünftigen Rechts.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Fankhauser: Fabio, ich war dreizehn.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Fankhauser: Scharfe Küchenmesser.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Fankhauser: Als junger Mann habe ich viel geträumt, vor allem Tagträume. Vieles ist wahr geworden, vieles habe ich aufgegeben.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Fankhauser: Ja.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Fankhauser: Hercule Poirot. Gespielt von Sir Peter Ustinov.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Fankhauser: Die grosse Sängerin Margie Evans riet mir vor über dreissig Jahren, niemals einen Vertrag zu unterschreiben, in welchem die Wörtchen «all rights» (für die Gegenpartei!) vorkommen. Ich habe mich bestmöglich daran gehalten.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Fankhauser: Ja.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Fankhauser: Ich achte vermehrt auf meine Gesundheit.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Fankhauser: Alle, die Bescheidenheit und Demut sowie Respekt und Mitleid gegenüber den Mitmenschen als Charaktereigenschaften in sich tragen.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Fankhauser: Generell Tempo 100 auf Schweizer Autobahnen.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Fankhauser: Die Malerei.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Fankhauser: Meine Eltern. Sie haben es leider nicht geschafft, mir das nötige Rüstzeug für ein zumindest zufriedenes Leben mitzugeben. Wie war das?

«Eltern werden ist nicht schwer, Eltern sein dagegen sehr.»

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Fankhauser: Auf der Bühne.



«Tempo 100»: Blueser Fankhauser.

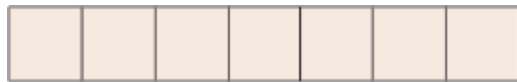
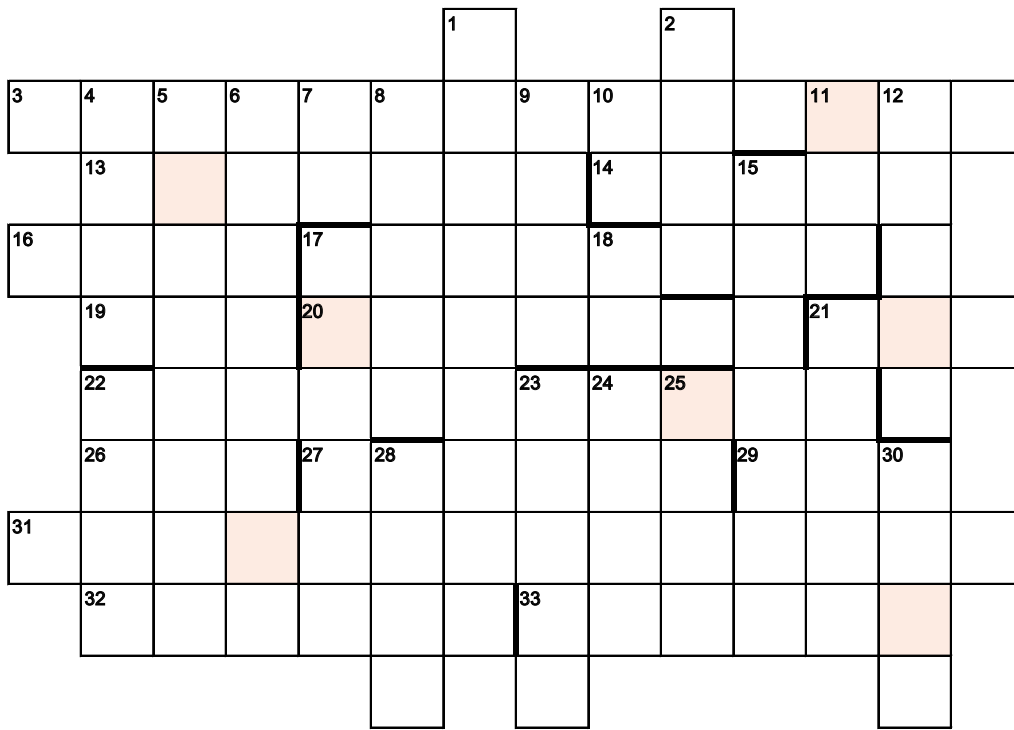
Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Fankhauser: Zu viel, um es aufzulisten.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Persönlichkeit möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Fankhauser: Mit Alexei Nawalny.

Im Dezember von Philipp Fankhauser erschienen: «Heebie Jeebies – The Early Songs of Johnny Copeland»



Lösungswort — Frisiermittel für Preisbewusste?

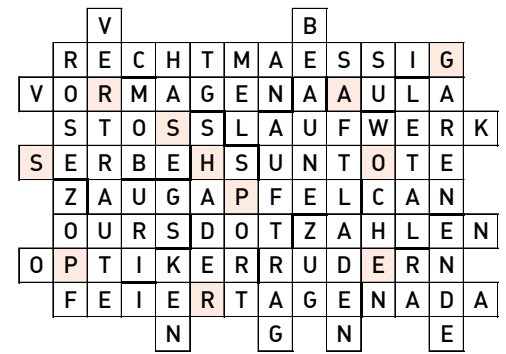
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 ist was nicht in Frage und wer nicht ins Haus kommt 13 endloser Geifer 14 Baustoff, der zur Akzentuierung auffordert 16 haben Erdbeben immer und Hausfrauen fast immer 17 ... Menschen sollte man mal ordentlich ins ... reden 19 ein Fall für die Westschweizer Verkehrsplanung 20 keine Windrose, aber ein Windröschen 21 nicht in Wohnungen, aber in Apartments zu findende Kunst 22 das Auto des Chefs? 26 $\frac{3}{4}$ von 23 27 anfänglich lebloses Gesamtbild 29 steht auf klassischen Uhren ganz rechts 31 auf Fensterglas sitzendes Insekt? 32 steckt in einem starken Nervenkostüm und weiss gut Bescheid 33 (starke oder weniger starke) Nerven betreffend

Senkrecht — 1 mehr als nur gewichtig, können tödlich sein 2 nicht gut, aber für Böschungen unentbehrlich 4 ist bei den Auserwählten dabei und kann (hoffentlich) mit moderner Technik umgehen 5 werden oft geklopft 6 wachsen mit ...7... solch einer Keimzelle in der Mitte 8 kommt gerne modisch daher 9 wo manch einer in den Ferien hin will 10 ein pfundiges Kürzel 11 brother der daughter 12 genormt, aber vorne und hinten gekappt 15 die Fortpflanzungszellen des Strauchs Camellia sinensis? 17 Ex-Braut 18 auch auf manchen Schweizer Autonummern verwendete Schwefelverbindung 21 hat, wer mit Leib und Seele Tessiner ist 22 überzieht Autos, Schuhe und sprachlich auch Affen 23 darin gehen auch Siegertypen baden 24 Salben-Bestandteil 25 diese Firma ist im Gerüstbau ganz vorne mit dabei 28 wo manche sich wöhnen und wir alle mehr potentielle Energie hätten 30 spanische Insel

© Daniela Feurer – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 799



Waagrecht — 3 RECHTMAESSIG (recht mässig) 11 VORMAGEN (vorm Agen) 13 (M)AULAffen 15 STOSS 17 LAUFWERK 20 WasSERBetten 21 HS 23 UNTOTE 25 AUGAPFEL 28 CAN (Cancan) 29 OURS (engl. f. unseres) 30 DOT (damage over time) 31 ZAHLEN 33 OPTIKER (Anagramm) 35 RUDERN 37 FEIERTAGE 38 NADA

Senkrecht — 1 VERTRAUTE 2 BEAUNE (be a une) 3 ROSE 4 manche GrünPHASE 5 TG (Thurgauerlied) 6 MEL 7 ANtenne 8 SAFT-LADEN 9 SUizidanten/SUPervisor 10 GAREN 12 ImMOBilien/GeheiMOB-jekten 14 LETAL 16 SHADER 18 AUFTRAG 19 WOCHEN 22 SPORT (SP-Ort) 24 ZOPF 26 URI 27 GS (Geprüfte Sicherheit; Geschirrspüler) 31 ZUG 32 Michael ENDE (Die unendliche Geschichte) 34 BarackENSied-lungen 36 (G)RAMmophon/Radio-appaRaten

Lösungswort — GRASSHOPPER



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



Der neue Maserati Grecale Trofeo. Everyday Exceptional

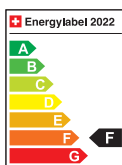
ENTDECKEN SIE DEN NEUEN MASERATI GRECALE TROFEO
MIT 530 PS UND 285 KM/H HÖCHSTGESCHWINDIGKEIT.

PREMIUM AUTOMOBILE AG
Orpundstrasse 77 - 2501 Biel
Telefon: 032 341 57 57
www.premiumautomobile.ch



Maserati

PREMIUM AUTOMOBILE AG



Kraftstoffverbrauch kombiniert (l/100 km): 11,2; CO₂-Emissionen kombiniert (g/km)*: 254; Energieeffizienz-Kategorie: F
*CO₂ ist das für die Erderwärmung hauptverantwortliche Treibhausgas; Die mittlere CO₂-Emission aller (markenübergreifend) angebotenen Fahrzeugtypen in der Schweiz beträgt 149 g/km. Der CO₂-Zielwert beträgt 118 g/km (WLTP).